



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries

3 6105 117 158 233



THEK
DER
UNTERHALTUNG
UND DES
WISSENS

PT

1337

B5

1911

PT.3



Bücher-Sammlung

von



Ankündigungen aller Art, soweit sie sich zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



Infantina.

(Dr. Theinhardt's
lösl. Kindernahrung.)

Zuverlässigster Zusatz zur verdünnten Kuhmilch für die Ernährung der Säuglinge in **gelunden** und **kranken** Tagen. In vielen **Ärztfamilien**, **Säuglingsmilchküchen**, **Krankenhäusern** u. L. w. seit über **22 Jahren** beifällig im Gebrauch.

Preis der $\frac{1}{2}$ Büchse M. 1.90, $\frac{1}{2}$ Büchse M. 1.20.

NB. Ehe eine Mutter zur künstlichen Ernährung übergeht, lese sie die von Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in den Verkaufsteilen gratis erhältliche Brochüre: „Der jungen Mutter gewidmet“, welche viele praktische Winke für die rationelle Pflege und Ernährung Ihres Lieblings enthält.

= **Vorrätig** in den meisten **Apotheken** und **Drogerien**. =



Hygiana

in Pulverform.

Wohlfühmend. — Leichtverdaulich. — Billig.

Bestgeeignetes **Frühstücks- und Abendgetränk** für **Gesunde** und **Kranke** jeden Alters. Von ersten **Ärzten** seit über **20 Jahren** als vorzüglichste Bereicherung der **Krankenkost** geschätzt und vorzugsweise **verordnet**.

Preis der $\frac{1}{2}$ Büchse M. 2.50, $\frac{1}{2}$ Büchse M. 1.60.

Hygiana-Tabletten.

Gebrauchsfertig.

Zum **Essen** wie **Schokolade**, aber, in Folge des **ca. 6fach höheren Gehaltes an leicht verdaulichen, blutbildenden Nährstoffen**, **bedeutend nahrhafter** als die **beste Schokolade**.

Für **Sporttreibende** aller Art, **Theaterbesucher**, **Advokaten**, **Ärzte** und alle diejenigen, welche nicht **regelmäßig** zu ihren **üblichen Mahlzeiten** kommen, von ganz **besonderem Wert**.

Preis einer Schachtel M. 1.—.

NB. Man verlange die von Dr. Theinhardt's Nahrungsmittel-Gesellschaft m. b. S. Stuttgart-Cannstatt herausgegebene und in **Apotheken** und **Drogerien** **gratis** erhältliche Brochüre

„**Ratgeber für die Ernährung in gelunden und kranken Tagen**“.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**



bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion sofort gerade Haltung ohne Be-
erweitert die Brust!
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.



Grossartiges Briefmarkenlager

Grössere Sammlung ist vorteilhafte Geldanlage.

Soeben erschien: **Jll. Normal-Katalog 1911.** M. 3.—.

Kohls ill. Handbuch. 8. Auflage. M. 7.50.

Paul Kohl G. m. b. H., Chemnitz.

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das erste Jahr im neuen Haushalt.

Eine Geschichte in Briefen von R. Artaria. Zweite Auflage.
Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Es dürfte kaum ein literarisches Gelegenheitsgeschicht kleineren Umfangs geben, welches jungen Frauen und Bräuten willkommener sein könnte als das Buch einer gemüth- und humorvollen Frau über das erste Jahr im Ehestand. „Das erste Jahr im neuen Haushalt“ umfaßt die Ergebnisse eines jungen Paares in mittleren Verhältnissen; alle Seiten der häuslichen Frauenpflichten werden bald humoristisch, bald ernst in Briefen einer jung verheirateten Frau an ihre Freundin vorgeführt.

Zeitfragen im Familienleben.

Von R. Artaria. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Ein sympathisches und anregendes Buch, das im Gewande eines spannenden Romans uns das Ehepaar aus dem früheren Buche derselben Verfasserin „Das erste Jahr im neuen Haushalt“ fünfzehn Jahre später wieder vorführt, und das hauptsächlich die schwierige Erziehungsfrage der heranwachsenden Kinder ins Auge faßt. In meisterhafter Darstellungsart und äußerst unterhaltender Weise wird unserer modernen Gesellschaft der Spiegel vorgehalten; unerbittlich wird alle Unnatur, Verschrobenheit und Unwahrheit aufgedeckt, mit festerer Hand aber auch der Weg zum Besseren gewiesen.

Das Buch vom jungen Mädchen.

Ratschläge für Mütter. Mit einem Anhang: Winte für alte und neue Frauenberufe. Von Else Croner. Eleg. gebunden 3 Mark.

Das Bestreben, die Mädchen zu harmonischen Persönlichkeiten, verständnisvollen Gattinnen und weisen Müttern heranzubilden, damit sie sich dereinst als Meisterinnen in allen Lebenslagen behaupten; verdient gewiß unseren vollsten Dank und uneingeschränkte Anerkennung.

(Allgemeine Zeitung, München.)

Zu haben in allen Buchhandlungen.

s!

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens

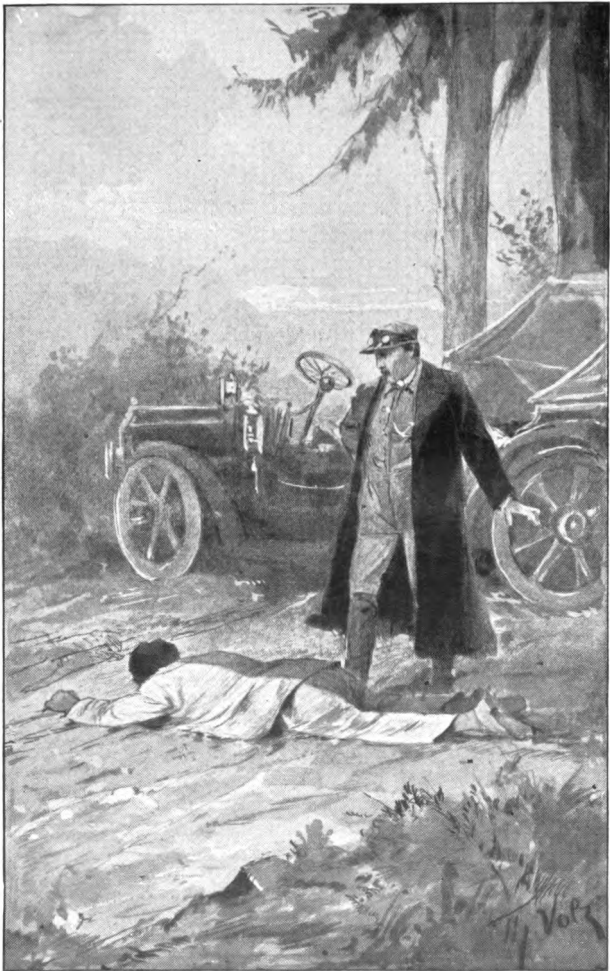


ge.

ungs
unte
e im
ines
uen-
ver-

arf.
nen-
jeriu
ührt,
nden
nter-
ten;
bett,

und
arf.
iänd-
reinst
seren
en.)

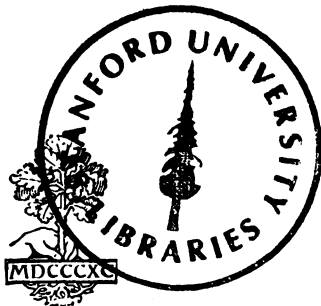


Zu der Erzählung „Die beiden Chauffeure“ von H. Giersberg.
(S. 84)
Originalzeichnung von Th. Volz.

Bibliothek der □ Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der
hervorragendsten Schriftsteller
==== und Gelehrten ====
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1911. Dritter Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
:: Stuttgart, Berlin, Leipzig ::

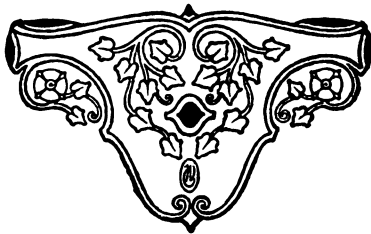
**Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart**



Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Der Geschworene. Roman von Otto Hoeder (Fortsetzung)	5
Die beiden Chauffeure. Erzählung von H. Giersberg	78
Mit Bildern von Th. Bolz.	
Weiblicher Luxus. Von Alex. Cormans . . .	100
Mit 7 Bildern.	
Margareta Plaudertasch. Novelle von A. Noël .	113
Etwas von den Rachelöfen. Von P. Richter .	171
Mit 8 Bildern.	
Lieder zur Laute. Ein Lebensbild von Harry Nilsch	186
Die erste Industriestadt Chinas. Bilder aus Kanton. Von E. E. Weber	195
Mit 12 Bildern.	
Mannigfaltiges:	
Originale unter den nordamerikanischen Präsidenten	206
Zweikämpfe zwischen Mann und Weib	208
Neue Erfindungen:	
I. Kragen- und Manschettenrundemaschine . .	210
Mit Bild.	
II. Neue Salzmühle	211
Mit Bild.	
Ein begehrenswerter Blumenstrauß	213
Etwas vom Radium	214
Zeitungschnurren	215
Der große Glockenmarkt in Nischnij Nowgorod .	221
Mit Bild.	
Napoleon und die Studenten	223

	Seite
Alter Schwalbenaberglaube	224
Aus der Pariser Conciiergeerie	225
Handarbeit und Kopfarbeit	227
Ein Orchester, das etwas aushält	228
Die größte Antilope	229
Mit Bild.	
Ein freiwillig Gefangener	231
Das „Troghaus“	232
Vielweiberei in Deutschland	233
Der Trompeter der Hummeln	233
Diebesverstecke	234
Die vertriebenen Spiritisten	237
Neuentdeckte Tiere	238
Mit Bild.	
Ein höflicher Gläubiger	239
Die schwedische Nachtigall	240
Schlagfertiger Aufschnitt	240





Der Geschworene.

Roman von Otto Hoeder.

(Fortsetzung.)



(Nachdruck verboten.)

Zwölftes Kapitel.

Sarry war's wirklich, und er brachte sicherlich gute Botschaft mit. „Oho, Frauchen,“ begann er und gab ihr einen herzhaften Kuß, „was meinst du wohl, was ich mitbringe?“

Sie vermochte nicht zu sprechen, sondern schaute nur erwartungsvoll zu ihm auf.

Er strich ihr das lockige Haar aus der Stirn. „Ja wohl, Herzensschatz, du hast mir mit dem Briefe heute morgen wirklich Glück gebracht, denn ich habe einen feinen Auftrag von dem alten Croß bekommen. Da, schau mich einmal an,“ rief er aufgeräumt, als er mit ihr ins Wohnzimmer eingetreten war, „der Gentleman, den du vor dir siehst, wird binnen heute und einer Woche ausgerechnet dreihundert Dollar verdienen. Kleinigkeit — was? Na, komm her, Schatz, gib mir einen Kuß und frage, was kostet New York! Hohoho! Dreihundert Dollar, Schatz,“ schloß er jubelnd und nahm sie in die Arme, „so viel Geld gibt's ja überhaupt gar nicht!“

Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte, diesmal vor Freude, wieder weinen.

„Du weinst, Schatz!“ stammelte er. „Ist etwas passiert — hat Erik etwa geschrieben?“

„Ach nein,“ sagte sie ausweichend, indem sie seinem Blick zu begegnen vermied, „komm, Lieber,“ drängte sie und nahm ihn bei der Hand, „das Essen wird sonst kalt, und du kannst mir die gute Neuigkeit auch bei Tische weitererzählen.“

„Nein, Schatz, du täuschest mich nicht,“ beharrte ihr Gatte, „sag mir doch, was dich bekümmert.“

Es half ihr nichts, sie mußte Farbe bekennen, und seine Mienen verfinsterten sich, als er nun hörte, welche Besucher während seiner Abwesenheit in der Wohnung vorgespochen hatten.

„Es ist ein Elend, daß ich mein kleines Frauchen nicht vor solchen Dingen bewahren kann!“ rief er mißmutig. „Scheußliches Pech, das unsereiner immer hat! Aber nun sei ganz ruhig, Schatz, denn daß du’s auch weißt, Groß hat mich auf morgen früh zehn Uhr wieder bestellt, da soll ich ihm die Rohskizzen zeigen, und gefallen sie ihm, so zahlt er mir gleich hundert Dollar Vorschuß. — Was sagst du nun?“

Aber die an seinem Halse Hängende sagte vorläufig gar nichts, sondern weinte weiter vor Glück und Freude. Dann lachte sie auch schon wieder übermütig, nicht anders, wie ein Aprilschauer von leuchtendem Sonnenschein verdrängt wird.

„Ach, Schatz, ich kann dir ja gar nicht sagen, wie glücklich ich bin,“ gestand sie und tanzte gleich einem ausgelassenen Rinde in der Stube herum. „Ich kam mir wie eine verbrecherische Schwindlerin vor. Du lieber Himmel, ich habe ja in meinem ganzen Leben noch nicht so viel zusammengelogen wie heute. Und nun kommst du plötzlich mit so märchenhaften Verheißungen! Hurra, Schatz, da können wir ja alles bezahlen, und vielleicht fällt sogar noch ein neuer Hut für mich ab. Weißt du, ich gehe immer noch mit meinem

Sommerhut, und in der 23. Straße habe ich ein entzückendes Pelzbarett gesehen — einfach süß. Kostenpunkt nur zehn Dollar. Darin müßte dein Frauchen noch einmal so hübsch ausschauen und —“

„Aber selbstverständlich kaufe ich dir das Barett und obendrein noch eine Garnitur. Du brauchst sowieso eine,“ verhielt er.

„Ah, wie ich mich darauf freue, morgen unsere Schulden zahlen zu können — das kannst du dir kaum vorstellen,“ versicherte Margot. Dann stellte sie sich vor ihm auf und nahm eine äußerst würdevolle Haltung an. „Hier, mein Lieber,“ sagte sie, indem sie einem unsichtbaren Dritten gegenüber eine gönnerhafte Miene aufsetzte, „hier haben Sie die Kleinigkeit, die wir Ihnen für die Milch schuldig geworden sind. — So werde ich zum Milchmann sprechen. Ins Möbelgeschäft gehe ich natürlich persönlich und sage: Ich komme, um die Bagatelle zu berichtigen, mit der wir im Rückstand geblieben sind. Übrigens, nebenbei bemerkt, Ihr Kassierer hat keine Lebensart, er untersteht sich, Ladies in Verlegenheit zu bringen. Daß mir das nicht wieder vorkommt! — Und dann die Wonne, Schatz,“ jauchzte sie, „wenn ich Mister Phelps in seiner Office auffuche und zu ihm, jeder Zoll an mir Lady und verletztes Selbstbewußtsein, sagen werde: Bitte, geben Sie mir die Quittungen, von denen Sie gestern sprachen. Wieviel macht der kleine Betrag? Ah, richtig — siebenzig Dollar. Unserer kann sich derartige Lappalien mit dem besten Willen nicht immer merken. Sollte unser Bankier in Zukunft wieder einmal die pünktliche Zusendung unserer fälligen Zinsen vergessen, so mahnen Sie, bitte, nicht gleich in solch unhöflicher Weise! — Ja, Schatz, so werde ich sprechen, aber zu Bode werde ich die Liebenswürdigkeit selbst sein, werde ihm die

fünfzehn Dollar auf den Tisch legen und zu ihm sagen: Ich danke Ihnen recht schön, lieber Herr Bode, Sie sind wirklich ein Gentleman! — Und dann wird er vor Vergnügen über sein ganzes Gesicht lachen und mir die Butter doppelt gut wiegen!“

Belustigt hatte Harry ihr zugehört. Nun saß er am einladend gedeckten Tische, hatte einen Bleistift zur Hand genommen und begann auf seiner Gummimanschette, die er aus Ersparnisrücksichten trug, zu rechnen. „Was bekommt der Milchmann, Schatz? Fünf Dollar vierzig. Und der Möbeldändler? Sechsenddreißig Dollar. Und siebzig Dollar sind wir mit der Miete rückständig, kommen noch die fünfzehn Dollar für Bode dazu — hm, das wären bloß hunderteinundzwanzig Dollar vierzig!“ Er lachte kurz auf. „Ach, Schatz, da fällt dein Barrett ins Wasser! — Aber nein,“ beschwichtigte er rasch, als er in ihr betrübtetes Gesicht sah, „Groß ist kein Unmensch, er rückt auch mit hundertfünfzig Dollar heraus, und dann kaufen wir das Barrett doch noch, und zur Belohnung speisen wir dann morgen mittag bei Shanley. Ganz billig, Schatz, höchstens zwölf Dollar mit Trinkgeld. Nun sage selbst, sind wir nicht glückliche Leute?“

Damit nahm der junge Mann seine zierliche, reizende Frau in die Arme und küßte sie, bis ihr schier der Atem verging.

Dann, als sie endlich anfangen zu essen, wollte Margot wissen, welcher Art der ihrem Gatten erteilte Auftrag war.

„Well, ich bin selbst nicht recht klug draus geworden,“ berichtete Harry lauend. „Es handelt sich um irgend einen Schriftsteller, der über Nacht plötzlich in die Mode gekommen ist. Er soll jemand totgeschlagen haben, wie mir Groß erzählte, und da will der Verlag nun von ihm eine Anzahl Geschichten, die früher einmal in den

Sonntagsbeilagen erschienen sind, zu einem Band vereinigt, herausgeben, und die Illustrationen dazu soll ich binnen einer Woche fertigstellen, da höchste Eile notwendig ist, um Massenauflagen zu verkaufen, solange das Interesse des Publikums vorhält.“

„Armer Schak, da wirst du tüchtig arbeiten müssen,“ bedauerte ihn Margot, indem sie ein besonders lecker ausschauendes Fleischstückchen mit der Gabel aufspießte und ihm ohne weiteres in den Mund steckte.

„Minh, schmeckt das aber gut!“ schmunzelte Harry und verdrehte dabei die Augen. „Schäkchen, schon wegen deiner Kochkunst allein verdienstest du, die glücklichste aller Frauen zu werden.“

„Daß bei euch Männern immer die Liebe durch den Magen geht!“

„Nicht bei mir,“ verwahrte sich der Zeichner. „Als ich dich zuerst sah und auf den ersten Blick lieben lernte, da war ich aufs Schlimmste vorbereitet, denn ich sagte mir, daß ich bei so viel Schönheit nicht auch noch gutes Kochen verlangen könnte.“

„Ach, das Schmeicheln steht dir schlecht!“ lichernte sie und blickte doch glückselig. — „Da wirst du wohl die Abende zu Hilfe nehmen müssen, Schak — was?“

„Ja, das läßt sich nicht ändern,“ gab er zurück, indem er den Teller von sich schob. „Heute nacht werde ich so ziemlich durcharbeiten müssen, denn es handelt sich im ganzen um zwölf Illustrationen. Weißt du, beim Durchlesen könntest du mir helfen,“ fuhr er fort, „wie dir's immer machst. Du sagst mir einfach, welche Szene du für am geeignetsten zum Illustrieren hältst, dann lese ich mir das Zeug schnell durch, und dann wird der Bleistift in Bewegung gesetzt. Es handelt sich um Tuschzeichnungen, die gehen flink vonstatten.“

„Hast du denn die Erzählungen mitgebracht?“ erkundigte sich Margot.

Ihr Gatte nickte und zog aus der Tasche eine Anzahl Ausschnitte.

„Wie heißt denn der Verfasser? — Ach ja, hier steht ja sein Name — Ben Slotery. — Du, ich glaube, von dem habe ich auch schon einmal etwas gelesen. Und der Mann soll zum Verbrecher geworden sein?“ sagte sie mit einem fragenden Blicke. „Wohl doch nicht gar aus Not! Das wäre ja schrecklich, ich habe mir immer sagen lassen, daß es Schriftstellern auch nicht besser geht wie uns Rünstlern!“

Nun lächelte Harry im Bewußtsein seiner Fertigkeit doch ein wenig geringschätzig. „Ich bitte dich, Schatz, was ist denn so ein Schriftsteller heutzutage, wo jeder lesen und schreiben gelernt hat! Da denkt man sich was aus und bringt's dann aufs Papier. Aber zeichnen — das kann nicht ein jeder!“

„Gottlob, sonst ginge es uns womöglich noch schlechter,“ pläzte sie heraus, und dann lachten sie beide um die Wette.

Angeregt plauderten sie weiter miteinander, während die junge Frau in der Küche den Kaffee eingoß und dann die dampfenden Schalen ins Eßzimmer brachte.

„Du, Schatz,“ meinte sie dann plötzlich, „der alte Croß wird doch am Ende nicht Schwierigkeiten machen und dir nur hundert Dollar geben?“

„Fällt ihm ja gar nicht ein,“ beschwichtigte sie der Gatte, der sich inzwischen eine kurze Pfeife angesteckt hatte und nun behaglich die ersten Rauchwolken vor sich hin blies. „Du hättest nur mit ansehen müssen, wie lebenswürdig er war! Ja, das sind die Herren immer, wenn sie uns einmal nötig brauchen wie gerade jetzt,

wo sich in ganz New York kein Zeichner findet, der den Auftrag so rasch auszuführen vermag wie ich.“

„Nun, Schak, Croß bezahlt auch gut — dreihundert Dollar sind eine ganze Menge Geld.“ Sie saß mit in den Schoß gefalteten Händen in der Sofaede und blinzelte ihn durch halbgeschlossene Augenlider schelmisch an. „Mir ist's zumute wie jemandem, der eine schwere Krankheit überstanden hat,“ fuhr sie aufatmend fort. „Glaubst du auch wirklich, daß Croß dir das ganze Geld zahlen wird? Das sind ja fünfundzwanzig Dollar für ein Bild. So viel hat er noch niemals angelegt. Wenn es ihm hinterher nur nicht wieder leid wird!“

„Er wird sich hüten, war er doch ganz gerührt, als ich ihm meine Zusage gab. Ich hätte sicher noch mehr aus ihm herauschlagen können, ließ es aber lieber bleiben, denn eine Liebe ist der anderen wert.“ Er rückte sich die Staffelei, die vor dem einen Wohnzimmerfenster stand, zurecht und legte einen weißen Karton auf. „Das Titelbild habe ich mir unterwegs schon überlegt, ich glaube, es in einem Zuge ausführen zu können. Vielleicht studierst du inzwischen schon ein paar von den Geschichten, Schak?“

„Soll geschehen, du weißt ja, wie gern ich lese, besonders schöne Liebesgeschichten, wo sie sich am Schluß kriegen.“

Sie lachte und lief in die Küche hinaus, um dort rasch abzuspülen. Dann kam sie ins behaglich warme Wohnzimmer zurück, wo ihr Gatte inmitten dichter Rauchwolken stand und mit einem wahren Feuertifer darauflos zeichnete.

Sie stellte sich hinter ihm auf die Zehenspitzen und sagte, obgleich er über die ersten Anrisse noch nicht herausgekommen war: „Du, Harry, ich glaube, das gelingt dir wieder großartig!“

„Was stellt's denn vor?“ neckte er sie.

„Ja, das kann ich freilich noch nicht sagen, es ist noch ein wenig verschwommen,“ gestand sie kleinlaut. „Aber es hat so 'nen vorzüglichen Schwung, wie alles, was du machst. Du bist doch ein herziger Kerl!“

Da mußte er sich natürlich wieder zu ihr niederbeugen und sie küssen, was geraume Zeit in Anspruch nahm.

„Du lieber Gott,“ meinte sie dann, als sie sich am anderen Fenster in ihrem Korbstuhl zurechtgerückt hatte, „warum kannst du einen solchen Auftrag nicht jede Woche bekommen? Dann hätten alle unsere Sorgen ein Ende — wenn sie's überhaupt haben,“ schloß sie zaghaft, „denn ich weiß nicht, mir ist immer noch so ängstlich zumut.“

„Poffen!“ scherzte er beruhigend. „Fang keine Grillen, Kleine, denn das Geld ist uns so sicher, als ob ich's bereits in der Tasche hätte.“

„Uns Himmels willen, Schatz, sage dreimal unberufen! Man soll das Schicksal niemals herausfordern.“ Und ganz leise, als schämte sie sich, so etwas laut zu sagen, raunte sie: „Ich habe vorhin in der Küche rasch einmal in die Karten geguckt, und da habe ich direkt vor mir die Grünsieben gehabt.“

„Ei was, du abergläubische Kartenlegerin!“ lachte er herzlich. „Deswegen bekommen wir unser Geld doch. Was sollen denn so dumme Spielkarten sagen können!“

„Nein, nein, ich bin nicht abergläubisch, Harry, aber erinnere dich nur, als du den Auftrag vom ‚Mortimer Magazin‘ erhieltst — weißt du noch, die Brücke über den East River solltest du von der Vogelperspektive aus zeichnen — da hattest du das Geld auch schon so gut wie in der Tasche, und dann mußtest du dich plötzlich

hinlegen und hatteſt die Halsentzündung, und in der Nacht kam ſtarkes Fieber dazu. Da war auch die Grünsieben gekommen.“

„Richtig, und dann wahrſcheinlich auch, als ich die Serie für die Rindergeschichten gezeichnet hatte und die Firma zog mich von einer Woche zur anderen hin, und schließlich machte ſie Bankrott.“

„Ja, ja — ganz gewiß. Entſinnſt du dich noch, wie du die große Titelzeichnung bei Delancy abgeliefertest? Du ſollteſt hundertfünzig Dollar dafür bekommen, aber der Kaſſierer war ſchon fortgegangen, und in der Nacht brannte das Haus ab, und ſie wollten dir gar nichts zahlen. Da hatte ich auch die Grünsieben vor mir. Aber über ihr lag die Herzneun, das iſt die Überwindung. Da haben wir schließlich unſer Geld doch gekriegt.“

Nun mußte er wieder laut auflachen, ſetzte ſich hin und zog ſie zu ſich aufs Knie. „Wie kann nur ſolch ein vortreffliches Frauchen ſo abergläubisch ſein!“ lachte er ſie aus. „Groß iſt ſo gut wie Vanderbilt oder die Aſtors. Er hat mir die Hand darauf gegeben, und wenn ich nicht bis morgen früh tot bin oder unſer Haus brennt ab, oder ich verlerne plötzlich das Zeichnen, dann haben wir morgen früh zehn Uhr hundertfünzig bare Dollar in unſerer Taſche, und du kriegſt dein Pelzbarett, das köſtliche Göttermahl morgen mittag nicht zu vergeſſen. Da trinken wir ſogar eine Flaſche Schampus. So, Schau, nun muß ich wieder weiterarbeiten.“

Damit ſtand er auf und kehrte nach der Staffelei zurück.

Verſtohlen folgte ſein Blick der ſchlanken Geſtalt ſeiner jungen Frau, die ſich im Schlafzimmer zu ſchaffen machte. Er konnte ſich wohl denken, was ſie dort

trieb — und richtig, wie er sich verstoßen bis zur Türschwelle schlich und hineinschaute, kam er gerade noch zurecht, um sie ein auf der Bettdecke ausgebreitetes Spiel Karten zusammenraffen zu sehen.

„Nun, wie steht es mit der Überwindung?“ fragte er mit gutmütigem Spott.

Aber sie ging auf seinen scherzenden Ton nicht ein. „Ich — ich weiß es nicht,“ stammelte sie ersichtlich bedrückt.

Es wollte schon dunkel werden, und Harry dachte gerade daran, die Gaslampe anzuzünden, als die Hausglocke unten wieder ganz kurz anlingelte.

„Der Briefträger!“ sagten sie beide wie aus einem Munde, und Frau Margot fügte kleinlaut hinzu: „Du lieber Himmel, Groß wird dir doch nicht abgeschrieben haben!“

Ihr Mann lachte nur. Er nahm den Briefkastenschlüssel vom Nagel und lief dann die Treppen hinunter, um nachzuschauen, was der Briefträger unten in den Kästen gesteckt hatte.

Als er wiederkam, hatte er ein bereits geöffnetes Schreiben, das einen entschieden amtlichen Eindruck machte, in der Hand. „Weißt du auch, du kleine Unglücksprophetin, daß du wieder einmal recht behalten hast,“ begann er.

„So hat Groß wirklich abgeschrieben?“ hauchte die kleine Frau ganz entgeistert.

„Er denkt nicht daran. Aber hier habe ich eine Vorladung bekommen, mich morgen früh um neun Uhr im Kriminalgerichtsgebäude einzufinden und mich zum Geschworenenendienst zu melden.“

„Darf man dich denn so ohne weiteres nach dem Gericht bestellen?“ erkundigte sich Frau Margot, indem sie ihn kopfschüttelnd betrachtete.

„Da wird nicht lange gefragt, Schatz. In unserem freien Lande muß jeder rechtschaffene Mann seine Bürgerpflicht erfüllen, ganz abgesehen davon, daß die Behörden nicht mit sich spaßen lassen.“

„Mußt du also wirklich der Vorladung Folge leisten?“

Der Zeichner hatte inzwischen Licht gemacht und studierte nun nochmals den Text der an ihn ergangenen Vorladung. „Da wird wohl nichts helfen,“ brummte er. „Da, lies selbst, Schatz, was hier gedruckt steht. Unentschuldigtes Fernbleiben wird als Mißachtung des Gerichts mit Geldstrafe bis zu eintausend Dollar oder Gefängnis bis zu drei Jahren oder mit beidem bestraft.“

„Aber das ist ja schrecklich,“ ereiferte sich die kleine Frau, die immer noch nicht recht wußte, wie ihr eigentlich geschah. „Da reißt man dich ohne weiteres aus deinen Geschäften — jetzt, wo du so notwendig arbeiten mußt! Laß doch einmal sehen,“ unterbrach sie sich, nahm die Vorladung zur Hand und durchslog sie hastig. „Schon um neun Uhr sollst du dich im Kriminalgerichtsgebäude einfinden — ja, dann kannst du ja kaum um zehn Uhr bei Mister Croß sein!“

„Schwerlich.“

„Aber was willst du da machen?“

„Meine Pflicht erfüllen, das ist doch selbstverständlich.“

„Du willst also der Vorladung Folge leisten?“

„Aber muß ich denn nicht?“

„Ja, was wird dann aber aus uns? Wenn du nicht zu Croß gehen, am Ende sogar nicht einmal die Arbeit rechtzeitig fertigstellen könntest? O du mein lieber Gott!“ sie schlug die Hände vors Gesicht und stand wie betäubt. „Den Gedanken wage ich gar nicht auszu-denken — das wäre ja schrecklich!“

Ihr Mann hatte die schwerwiegende Vorladung von allen Seiten betrachtet. Nun legte er sie unter einem Seufzer auf den Tisch zurück, trat neben seine Frau und legte ihr liebevoll den Arm um die Schultern. „Kind, keine Suppe wird so heiß gegessen, wie sie auf den Tisch getragen wird,“ redete er ihr zu. „Entsprechen muß ich der Vorladung unter allen Umständen, aber jeden Tag, besonders wenn große Prozesse in Aussicht stehen, werden Hunderte vorgeladen, die dann der Reihe nach befragt und aus denen schließlich die Jury gebildet wird. Vorgeladen werden heißt also noch lange nicht zum Geschworenen gewählt werden.“

Sie schaute ihn schon wieder einigermaßen getröstet an. „Sag einmal, Harry,“ meinte sie dann zaghaft, „könntest du dich nicht damit entschuldigen, daß es uns so schlecht geht und wir in Schulden geraten sind und — und du nun eben eine Gelegenheit zum Verdienen bekommen hast, die verloren geht, wenn du die Arbeit nicht rechtzeitig fertigstellst?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Liebling, ein solcher Entschuldigungsgrund kann vor dem Gesetze nicht bestehen. Auf unser leibliches Wohl oder Wehe nimmt kein Gericht der Welt Rücksicht, solange ich gesund, Herr über meine fünf Sinne und auch sonst zum Geschworenendienste tauglich bin. Nur ein ärztliches Zeugnis könnte mich zur Not entschuldigen.“

„Dann laß dir rasch ein solches ausstellen,“ bat sie, hielt aber unter seinem zärtlich vorwurfsvollen Blicke wieder betreten inne.

„Das kann unmöglich dein Ernst sein,“ meinte er dann. „Erstens bin ich frisch und gesund, müßte also nicht nur einen Arzt, sondern auch mit dessen Beihilfe die Gerichtsbehörde hinters Licht führen, dann kosten

ärztliche Zeugnisse auch Geld, und mein irdischer Besitz beläuft sich noch auf siebzehn Cent.“

„Dann bist du immer noch siebzehnmal reicher als ich,“ seufzte die kleine Frau niedergeschlagen. „Was machen wir denn da? Wir können doch nicht wegen dieses einfältigen Geschworenendienstes verhungern — das geht doch nicht!“

„Well, ich habe schon meinen Kriegsplan entworfen. Der Vorladung entsprechen muß ich unter allen Umständen, so viel steht fest. Aber keine Erdenmacht kann mich daran hindern, die Nacht durchzuarbeiten und die Bilder im Entwurf fertigzustellen. Mit den Skizzen gehst du morgen früh zu Croß, stellst ihm den Sachverhalt ruhig vor, worauf er dir den zugesagten Vorschuß sicherlich nicht vorenthalten wird. Dann kommst du zu mir ins Gerichtsgebäude, inzwischen werde ich dort wohl fertig geworden sein, und dann gehen wir gemeinschaftlich nach der 23. Straße und kaufen dort dein neues Barett.“

„Das hört sich ja ganz gut an, wenn man dich so sprechen hört, aber ich habe schon häufig in den Zeitungen gelesen, daß Geschworene wochenlang ihrer Familie entzogen werden, wenn es sich um einen langen Prozeß handelt. Steht denn in der Vorladung nichts darin, um was für einen Prozeß es sich dreht?“

„Nein, solche Vorladungen werden immer ganz allgemein gehalten, man soll nicht wissen, zu welchem Falle man unter Umständen herangezogen wird. Das erfährt man erst im Gerichtsgebäude selbst.“

„Denke nur, Harry, wie schrecklich es wäre, wenn du in einem solchen wochenlangen Prozesse sitzen müßtest,“ stammelte sie angstvoll. „Ist denn wieder ein solch abscheulicher Mordprozeß anhängig? Hast du nicht in den Zeitungen etwas darüber gelesen?“

„Liebes Kind, du weißt doch selbst am besten, daß ich schon seit mehr als einem Monat keine Zeitung mehr gekauft habe. Wir brauchten unsere paar Groschen für nötigere Dinge, und wie du weißt, mache ich mir aus Zeitungsgeschwätz nichts, sondern ärgere mich höchstens über die miserablen Bilder darin.“

„Dann müßte man rasch eine Zeitung kaufen — oder ich könnte mir ja auch schnell eine borgen,“ schlug Margot vor.

Doch wie sie zum Zimmer hinauseilen wollte, bekam er sie noch beim Kleid zu fassen und hielt sie fest. „Das wäre unehrlich gehandelt, Margot,“ meinte er ernst, „denn wenn ich mich morgen in den Zeugenstuhl setzen und unter Eid über meine Verhältnisse aussagen muß, dann werde ich auch gefragt, ob ich mir über den zur Verhandlung gelangenden Fall noch keine Meinung gebildet habe, also nicht voreingenommen bin —“

„Nun, das wäre ja der beste Ausweg, wenn du jetzt rasch ein paar Zeitungen kaufst,“ rief die junge Frau eifrig, „denn es müßte mich sehr wundern, wenn die Blätter nicht ein langes und breites über die in Aussicht stehende Verhandlung brächten. Weißt du das, dann hast du dir auch schon deine eigene Meinung gebildet, und sie können dich nicht gebrauchen.“

Er lächelte abwehrend. „Vergiß nicht, Kind, daß ich unter Eid aussagen muß. Man läßt mich schwören, daß ich die lautere Wahrheit und nichts als die Wahrheit aussagen, nichts verschweigen und nichts hinzusetzen werde, und wie erbärmlich stände ich da, müßte ich einräumen, nach Empfang dieser Vorladung hier die Zeitung nur aus dem Grunde gelesen zu haben, um mich über die Einzelheiten eines etwa in Aussicht stehenden Sensationsfalles zu unterrichten. Nein,

Schak,“ fuhr er fort, „eher würde ich das Schlimmste über mich ergehen lassen, als wissentlich unwahr sein, meine Selbstachtung steht mir dafür viel zu hoch.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Nun, dazu kommt's ja sicher nicht,“ setzte er hinzu, indem er sie in seine Arme nahm. „Man hat mich vorgeladen, man wird mich ausfragen, und ich werde schon eine passende Gelegenheit zum Durchschlüpfen finden. Darüber ängstige dich nur nicht. Und wenn's zum Schlimmsten käme, Schak,“ schloß er herzlich, „und ich wirklich Geschworenendienste verrichten müßte, dann könnte ich doch die Nächte über arbeiten und hätte immer noch Zeit genug, um mit dem Auftrage rechtzeitig fertig zu werden. Also Kopf hoch, Schak.“

„Ja, aber ich habe schon gelesen, daß eine Jury zuweilen während der ganzen Prozeßdauer eingeschlossen wird.“

„Nun seh einer einmal die kleine Schwarzeherin!“ mußte Harry auflachen. „Wenn der Himmel herunterfällt, dann sind freilich alle Späken gefangen, und wenn der ‚Sonntagsherold‘ über Nacht bankrott wird, dann bekomme ich morgen keinen Vorschuß, und wenn über Nacht gar Uncle Sam zahlungsunfähig wird, dann kann ich auch mit den schönsten Greenbacks meine Schulden nicht bezahlen. — Ich will dir was sagen, Schak,“ schloß er, indem er die erhaltene Vorladung bedächtig zusammenfaltete, „das Ding hier ist eine von den kleinlichen Tücken des Schicksals, ein elender Nadelstich, weiter nichts. Morgen stoßen wir bei Shanley auf den gehabten Schrecken mit einem schäumenden Glas echten Schampus an, du hast dann natürlich dein neues Winterbarett auf und wirfst die übrigen Damen einfach grün und gelb vor Neid machen.“

Damit wendete er sich seiner Arbeit wieder zu,

und unter seiner fleißig schaffenden Hand erstanden wie im Zauberfluge anmutige Skizzen, die schon in der Anlage von dem Talente ihres Urhebers Kunde gaben und, waren sie erst einmal vollendet, kleine Meisterwerke zu werden versprochen.

Beinahe die ganze Nacht über blieb der junge Zeichner an seiner Staffelei. Er gönnte sich nur eine Stunde Ruhe und war längst wieder wach und bei seiner Arbeit, als Frau Margot die blauen Augen aufschlug. Selbst Kaffee hatte er schon zubereitet, brachte ihn der jungen Frau ans Bett, strich ihr die leder hergerichteten Toastscheiben, und als er sich kurz nach acht Uhr auf den Weg nach dem Kriminalgebäude machte, da geschah es in der zuversichtlichen Erwartung, schon wenige Stunden später mit seiner kleinen blonden Frau wieder zusammenzutreffen.

Dreizehntes Kapitel.

Wenige Minuten vor neun Uhr vormittags betrat er, von Centrestreet her, das in einem mächtigen, düster anmutenden Steingebäude untergebrachte Kriminalgericht. Er wies seine Vorladung vor und wurde nach einem Saale im ersten Stockwerk gewiesen.

Nur mit Mühe vermochte er sich seinen Weg durch die den Korridor erfüllende Menschenmasse, zumeist lauter elegant gekleidete Leute und schier beängstigend viel gepuzte Damen darunter, zu bahnen. Ein Blick auf Harrys Vorladung genügte, um vor ihm die Flügeltür zu öffnen. Drinnen im Saal nahm sich wieder ein Gerichtsdiener des Vorgeladenen an und geleitete ihn zu einer Männergruppe, vielleicht ihrer hundert, die offenbar zu demselben Zwecke wie er selbst vorgeladen worden waren.

Mechanisch ließ sich Harry auf einen der einfachen Holzstühle nieder und schaute sich dann mit verwunderten Augen im geräumigen Saale um. Er wunderte sich über die überall vorherrschende nüchterne Schmudlosigkeit, der jedes feierliche Gepräge abging. Der erhöhte Richtertisch war noch verwaist. Geschäftig gingen Boten ab und zu, am Richterstattertische drängten sich die Reporter und plauderten ebenso lebhaft miteinander wie die für den Geschworenendienst vorgeladenen Männer. Man unterhielt sich, scherzte und lachte. Es war beinahe wie im Theater, wenn sich der Zuschauerraum gefüllt hat und man sich die Wartezeit bis zum Aufgehen des Vorhangs zu vertreiben sucht.

Ungebuldig verfolgte Harry den Zeiger der großen Wanduhr, die hinter dem Richtertisch in der Höhe angebracht war. Es war schon neun Uhr vorüber, ohne daß die Sitzung eröffnet worden wäre. Im Geiste verfolgte er seine kleine Frau auf ihrem Wege nach der unteren Stadt. Er hatte an Groß einige besonders lebenswürdige Zeilen gerichtet und rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß Margot den erbetenen Voranschuß ausgezahlt erhalten würde. Wenn sie nur nicht zu lange vor dem Gerichtsgebäude auf ihn zu warten hatte, das war seine einzige Besorgnis, denn sie konnte nicht einmal zu ihm in den Saal kommen, das war ausgeschlossen, wie er zu seiner Enttäuschung bereits herausgefunden hatte. Nicht nur war der Zuhörerraum gedrängt voll, es war ihm auch nicht entgangen, wie der Zutritt in den Saal nur gegen Vorzeigung von Eintrittskarten gestattet wurde.

Es mußte sich offenbar um einen Kriminalfall handeln, der das Interesse der großstädtischen Bevölkerung in hervorragendem Maße auf sich gezogen hatte.

Der Platz, wo Harrys Vermutung nach der oder die Angeklagte sich später zu verantworten haben würde, war noch leer. Aber vor dem Verteidigungsische lehnte ein schlanker, noch jugendlicher Mann, der augenscheinlich den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit bildete. Man machte sich gegenseitig auf ihn aufmerksam, tuschelte sich wohl auch seinen Namen und sonstige Bemerkungen über ihn in die Ohren. Einige der Herren in der Nähe verglichen seine Züge mit einem Zeitungsbilde, und Harry hörte sie davon sprechen, wie der Anwalt, den sie Frank Ramsay nannten, fast über Nacht berühmt geworden sei, genau so wie der von ihm verteidigte Schriftsteller, den vorher kein Mensch gekannt habe, bis plötzlich das von ihm verübte Kapitalverbrechen nicht nur ihn selbst in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestellt, sondern auch seine Werke in Mode gebracht habe.

Auch sonst konnte Harry aus Bruchstücken der um ihn geführten Unterhaltung entnehmen, daß es sich um die Aburteilung eines sensationellen Verbrechens handeln mußte. Man sprach in geheimnisvollen Andeutungen über die Person des Angeklagten und wunderte sich immer wieder über dessen Verteidigerwahl, die auf einen gänzlich unbekanntem Anwalt gefallen war, während ihm die berühmtesten Kriminalverteidiger umsonst ihre Dienste angeboten hätten.

Um was es sich aber in Wirklichkeit handelte, daraus wurde Harry immer noch nicht klug, er scheute sich auch, seine Nachbarn darüber zu befragen, sondern begnügte sich damit, diese einer näheren Musterung zu unterziehen.

Durchschnittlich befanden sich in der vorgeladenen Gruppe nur Mitglieder der besseren Gesellschaftsklassen,

dazwischen auch vereinzelt, ihrem behäbigen Aussehen nach zu schließen, recht wohlsituierte Handwerksmeister. Harry vertrieb sich im stillen die Zeit damit, die Gesichtszüge seiner Schicksalskollegen zu studieren und aus ihnen zu erraten, welchen Berufsarten ihre Besitzer wohl nachgehen mochten. Zumeist handelte es sich offenbar um Geschäftsleute. Jener sich so vornehm zurückhaltende ältliche Herr mit dem schneeweißen Badenbart und der rosigen Gesichtsfarbe mochte ein Bankpräsident sein; die von ihm im Vorhemd getragenen Brillanten funkelten wetteifernd mit den Schmuckstücken der hocheleganten Ladies, die sich Kopf an Kopf gedrängt im Zuhörerraume aneinander reiheten.

Ein anderer, der unweit von dem still Beobachtenden stand und sich mit einigen gleichfalls Vorgeladenen unterhielt, wobei er sich einer besonders lauten, aufdringlichen Sprechweise bediente, flößte Harry unwillkürlich ein Gefühl des Widerwillens ein. Es war ein plump und massig gebauter Mann von vielleicht vierzig Jahren, das Gesicht bleich, aufgeschwemmt und podennarbig, darin stehend schwarze Augen, die immer auf unruhiger Wanderschaft begriffen zu sein schienen und niemandem gerade ins Gesicht schauen konnten. Die schwarze Haartolle, sowie der nach aufwärts gedrehte Schnurrbart verliehen dem Gesicht vollends etwas Unaufrichtiges, Lauerndes, das Harry gründlich mißfiel. Der Mann hörte sich offenbar gern sprechen und war von seiner Autorität anderen gegenüber durchdrungen, denn er wiederholte öfters von ihm geäußerte Bedenken und nickte so nachdrücklich dazu, als spräche er Weisheitsworte, die sich seine Zuhörer gar nicht tief genug einprägen könnten.

Die meisten Geschworenenkandidaten aber machten einen ziemlich nichtsagenden Eindruck, sie schienen

ausschließlich Durchschnittsmenschen zu sein, von denen die große Mehrzahl gleich ihm selbst ungeduldig den Zeiger der großen Wanduhr verfolgte.

Nun fiel der Blick des Zeichners schließlich auf eine zur Rechten des Richtertisches sich hinziehende Doppelbank. In dieser hatten bereits neun Männer Platz genommen, die sämtlich einen recht verdrossenen Gesichtsausdruck zur Schau trugen. Harry entsann sich, daß es bei sensationellen Kriminalfällen oft Tage oder selbst Wochen in Anspruch nahm, bis die Geschworenenbank gefüllt war.

Fröstelndes Unbehagen beschlich ihn bei dem Gedanken, daß es sich hier möglicherweise um einen solchen Fall handeln möchte. Dann konnte es vielleicht Abend werden, bis er entlassen wurde. Arme kleine Margot, wie würde sie sich dann ängstigen, wenn Stunde um Stunde verstrich und sie immer noch auf ihn warten mußte! Aber sie war ein vernünftiges und dabei praktisches Frauchen. Schlimmstenfalls konnte sie ja auch von den Gerichtsbeamten in Erfahrung bringen, wie sich die Verhandlungen im Saale anließen, und dann ging sie vielleicht und kaufte sich das neue Winterbarett allein. Das hätte freilich nicht Harrys Wünschen entsprochen, denn er war fürs Leben gern dabei, wenn seine kleine Frau irgend etwas Neues anprobirte. Da konnte er sich an ihr nicht satt sehen, und die kindliche Freude, die dann immer aus ihren blauen Augen leuchtete, drang ihm ordentlich wie Sonnenschein ins Herz.

„Es scheinen schon Geschworene ausgewählt worden zu sein?“ wendete er sich endlich fragend an seinen nächsten Nachbarn.

„Will's meinen, wir sind schon das vierte Panel,“ gab der Mann zurück. „Scheußliche Geschichte! Wegen

so einem Lumpenhund wird man von zu Hause fortgeholt. Meine Frau hat sich heute legen müssen, ich weiß noch nicht einmal, was eigentlich mit ihr los ist. Aber sie gefällt mir gar nicht, sie wechselt immerzu die Farbe und fiebert. Wenn sie mir nur nicht ernstlich krank wird! Dabei leben wir ganz allein, haben keine Kinder, auch sonst niemand in New York, der sie pflegen könnte.“

Das brachte er alles kurz, ruckweise hervor, wie einer, der sich auszusprechen das Bedürfnis fühlt; aber was seine kargen Worte verschwiegen, das kündete die Unruhe in seinen Blicken. Der Mann mußte sich augenscheinlich zusammennehmen, um nicht die in seiner Seele wohnende Angst zu verraten. Er war anständig gekleidet wie die überwiegende Mehrzahl der Vorgeladenen, seiner Beschäftigung nach mochte er vielleicht ein Mechaniker oder Werkmeister sein, denn seine Züge entbehrten nicht einer gewissen Intelligenz, während seine berben Hände, mit denen er in nervöser Hast zuweilen den kurzen Schnurrbart strich, Narben und schlechtverheilte Risse zeigten, wie sie die ständige Hantierung mit scharfen Werkzeugen hervorbringt.

Ein tiefes Mitgefühl erfaßte Harry für den Mann, und er wünschte ihm im stillen, daß er möglichst bald seines qualvollen Wartens enthoben und entlassen werden möchte.

Da ging plötzlich eine Bewegung durch die harrende Menge, etwa wie ein Windstoß, der in das raschelnde Laub des herbstlichen Waldes fährt. „Ruhe! Der Gerichtshof!“ kündigten die Beamten den Eintritt des Richters an, der nach englischem Recht, das bei Schwurgerichtsverhandlungen keine Beisitzer kennt, allein den Gang der Verhandlungen leiten und später auf Grund des Wahrspruchs der Geschworenen das Urteil fällen sollte.

Nach amerikanischer Gepflogenheit hatten die meisten Männer ihre Hüte aufbehalten. Nun aber, als der Richter mit raschen Schritten von einer Seitentür her das erhöhte Podium betrat, wurden hurtig sämtliche Köpfe entblößt.

Der Richter setzte sich nieder, rückte sich im Stuhl zurecht, schlug mit der vor ihm liegenden metallenen Gabel auf den Tisch und verkündete den Wiederbeginn der am Tage zuvor abgebrochenen Verhandlungen über die Auswahl der Geschworenen.

Gleichzeitig war auch auf einen Wink des Richters eine Seitentür geöffnet worden, und herein trat ein feierlich in Schwarz gekleideter Mann, zu dessen Seiten zwei Polizisten schritten, die ihm das Geleit bis zum Anwaltsstische gaben. Dort ließ der Mann sich, nachdem er einen kurzen Händedruck mit dem Verteidiger, der mit ihm etwa im gleichen Lebensalter stand, gewechselt hatte, nieder, während die beiden Beamten sich dicht hinter ihn setzten.

Harrys Aufmerksamkeit war durch das Auftauchen des Mannes, augenscheinlich des Angeklagten, viel zu sehr in Anspruch genommen, als daß er das übrige Publikum hätte studieren können. Und doch wäre es für ihn zu beobachten interessant gewesen, wie voll atemloser Spannung die Blicke sämtlicher im Saale anwesenden Personen auf der schlanken Gestalt des Angeklagten hafteten und sein bleiches Gesicht mit dem interessanten Profil und den fast fanatisch glühenden schwärmerischen Augen zu studieren suchten. Nicht anders, wie etwa das Publikum im Theater einen berühmten Heldentenor bei seinem ersten Auftreten mustert.

Doch blind und taub für diese Wirkung, die der Angeklagte durch sein bloßes Erscheinen ausgelöst hatte,

starrte Harry unausgesetzt in dessen männlich schön zu nennendes Antlitz. Es kam ihm seltsam bekannt vor, ohne daß er jedoch im Augenblick anzugeben wußte, wo er es früher schon einmal gesehen hatte. Mehr noch, er war sich genau bewußt, daß der Angeklagte nicht zu seinen Bekannten gehörte, sondern ihm vollständig fremd war, und dennoch hatte er einmal irgendwo, und zwar in einem bedeutungsvollen Moment, mit ihm gesprochen. Vielleicht einmal während eines Gewitters, denn die unklare Empfindung herrschte in ihm vor, als sei dieses so ausdrucksvolle und dabei doch nervös bewegliche Gesicht bei jener Gelegenheit von unnatürlichem Flammenschein erhellt gewesen. Aber wo nur — wo?

Das Verhör der zum Geschworenendienst vorgeladenen war inzwischen wieder aufgenommen worden.

Harry, der in begreiflicher Ungeduld bei jedem neuen Namensaufruf schier verging, da statt seiner immer wieder andere an die Reihe kamen und sich in den zwischen dem Richtertische und den Geschworenenbänken auf dem erhöhten Podium aufgestellten Beugenstuhl niederlassen mußten, gewahrte fast mit einem Gefühl des Widerwillens, wie sich bei der Vernehmung jedes einzelnen Kandidaten eine Art Frage- und Antwortspiel entwickelte, in das abwechselnd Richter, Verteidiger und öffentlicher Ankläger, letzterer ein hoher Fünfziger mit schneeweißem Haar und wie aus Marmor gemeißelter hoher Stirn, sowie hart und entschlossen blickenden Augen, die in ihrem fanatischen Blick vieles mit denen des Angeklagten gemeinschaftlich hatten, eingriffen. Es handelte sich um immer dieselben Fragen, und sehr zu seinem Verdruß mußte Harry erkennen, in welcher unverblümter Weise sich fast

alle Kandidaten von dem ausschließlichen Vorhaben, dem Geschworenenendienst zu entinnen, leiten ließen.

Das begriff er einfach nicht. Diese Leute hatten doch einen Eid geschworen, sie waren daraufhin verpflichtet, streng bei der Wahrheit zu bleiben, und doch standen verschiedene Bemerkungen, die Harry zuvor unwillkürlich mit angehört hatte, als die Herren noch gruppenweise beieinander gestanden, in so unvereinbar schroffem Gegensatz zu den Angaben, die dieselben Männer nun unter Eid und zumeist mit einer lächelnden Selbstverständlichkeit machten, daß den schlichten, geraden Mann bis in die Seele hinein fror.

Denselben würdigen, förmlich Vornehmheit ausstrahlenden bejahrten Mann, den er sich nicht nur als Bankpräsidenten vorgestellt, sondern der sich jetzt als ein solcher auch wirklich entpuppte, hatte er im Flüstergespräch mit einem Bekannten eine Vereinbarung machen hören, wonach sie am nächsten Tag eine Jachtfahrt nach Florida antreten wollten. Jetzt sagte derselbe Mann unter Eid aus, daß die Geschäfte der von ihm geleiteten Bank an einem derart kritischen Wendepunkt angelangt seien, daß nur durch seine persönliche Leitung eine große Störung abgehalten werden könnte, und er wurde daraufhin ohne weiteres entlassen.

Gerade entgegengesetzt verhielt sich der Mann mit dem aufgeschwemmten, bleichen Gesicht, dem schwarzen Schnurrbart und den stechenden Augen. Er war Versicherungsagent, nannte sich Louis Wallace und erklärte auf Befragen, von dem zur Verhandlung gelangenden Fall fast noch nichts gehört zu haben und in keiner Weise gegen den Angeklagten voreingenommen zu sein. Dabei hatte dieser selbe Mann vielleicht zwei Stunden zuvor einer ganzen Gruppe Vorgeladener gegenüber mit seiner genauen, durch eifrige Zeitungs-

lettüre gewonnenen Kenntniss des Falles sich gebrüstet und mit dem Brustton der Überzeugung erklärt, daß der Angeklagte so schuldig wie die Hölle sei und von Rechts wegen auf den elektrischen Stuhl gehörte.

Dem einfachen, schlichten Verstand Harrys blieb diese Vielseitigkeit, mit der die überwiegende Mehrzahl der Vorgeladenen öffentlich es mit ihrem Gewissen vereinbaren konnten, mit einem von ihnen feierlich geschworenen Eid umzugehen wie etwa ein Akrobat mit in die Luft geworfenen Messern, ein unverständliches Rätsel. Das waren doch Meineidige, die sich kein Gewissen daraus machten, einen feierlichen Schwur mit Füßen zu treten, sei es nun, weil sie vom Geschworenendienste entbunden oder, wie es bei diesem Wallace der Fall sein mußte, zu ihm herangezogen zu werden wünschten. Aber wenn ein Mann es so leicht mit seinem Eidschwur nahm, welches Recht besaß er dann, über einen Mitmenschen zu Gericht zu sitzen und einen Urteilspruch abzugeben, von dessen Ausfall vielleicht Leben oder Tod abhing!

Eine rauhe Stimme, die durch ihren lautereren Klang die einschläfernde Einförmigkeit der Verhandlung unterbrach, lenkte Harry von seinem trüben Gedankengange ab. Als er wieder nach dem Richtertische schaute, da gewahrte er, daß sich zu den Geschworenen inzwischen der Versicherungsagent gesellt hatte. Der Mann aber, der fast schreiend auf den Richter einsprach, hatte zu ihm wenige Stunden zuvor von seinen Befürchtungen wegen seiner Frau gesprochen, die er hilflos in der Wohnung hatte zurücklassen müssen.

„Nein, ich kann und will nicht dienen,“ hörte Harry ihn eben empört ausrufen. „Meine Frau geht mir über alles, und ich habe nicht das Geld, um ihr eine Pflegerin zu stellen.“

„Ihr Wunsch und Wille kann Sie nicht befreien,“ sagte der Richter darauf, der mit gelangweilter Miene den Gang der Verhandlungen mehr als uninteressierter Zuschauer beobachtet als wirklich geleitet und nur selten einmal, wie gerade eben wieder, persönlich eingegriffen hatte. „Selbsterständlich wird dafür Sorge getragen werden, daß Ihre Frau im Falle ihrer wirklichen Erkrankung die nötige Pflege erhält. Aber da Sie von beiden Parteien als Geschworener angenommen worden sind, so haben Sie Ihre Bürgerpflicht zu erfüllen. Nehmen Sie auf der Geschworenenbank Ihren Platz ein.“

Umsonst blieben die noch heftigeren Proteste des unglücklichen Mannes, wirkungslos verhallten auch seine Bitten und die schließlich fast schluchzend hervorgebrachten Vorstellungen.

„Wo kämen wir hin, wenn wir uns darauf einlassen wollten, wegen der bloßen Möglichkeit der Erkrankung eines Familienmitgliedes taugliche Kandidaten vom Jurydienste zu dispensieren!“ rief der öffentliche Ankläger mit hallender Stimme. „Dieser Mister Cregan hier ist, seinen eigenen Angaben gemäß, ein unparteiischer, nicht voreingenommener Geschworener, der nichts gegen die Todesstrafe einzuwenden und auch erklärt hat, daß vollgültige Indizienbeweise für ihn zur Überführung eines des Mordes Angeklagten unter Umständen ausreichen würden. Ich muß darauf bestehen, daß dieser Mann seine Bürgerpflicht erfüllt. Wir beschäftigen uns nun schon seit vier Tagen mit der Auswahl der Geschworenenbank.“

Der junge Verteidiger sprach ähnliche Worte, und es blieb bei der richterlichen Entscheidung. Mit gesenktem Kopf, einen verbissenen, bösen Ausdruck um die Lippen schritt der elfte Geschworene zur eingestrie-

digten Doppelbank und nahm neben dem Schwarzbärtigen seinen Platz ein.

Harry aber hatte Empfindungen ähnlich denen eines Fieberkranken, ihm wurde im selben Moment heiß und kalt, und mit immer ängstlicherem Blicke erforschte er den rastlos weiterschreitenden Gang der Wanduhr. Nun wartete sein Frauchen schon seit vielen Stunden draußen vor dem Portal des Gerichtsgebäudes auf der kalten, zugigen Straße, und er war immer noch nicht an die Reihe gekommen. Jetzt begriff er plötzlich gar nicht mehr seine frohe Zuversicht am Vorabend, wo er es als selbstverständlich erachtet hatte, daß es ihm ohne weiteres gelingen würde, sich der lästigen Pflicht zu entziehen. Was konnte er auch an triftigen Entschuldigungsgründen vorbringen, was nicht schon vor ihm Vernommene vorgebracht hatten! Etwa es diesen nachmachen, und wenn alle legitimen Einwände versagten, einfach erklären, daß er ein Gegner der Todesstrafe oder mit den Einzelheiten des Falles zu wohlvertraut sei, um volle Unparteilichkeit wahren zu können? Das entschuldigte ihn freilich ohne weiteres, aber es war zugleich auch gelogen, denn er war kein Feind der Todesstrafe, sondern vertrat mit voller Überzeugung den Standpunkt, daß sich die Gesellschaft entarteten Verbrechern gegenüber im Stande der Notwehr befindet und zu ihrer Unschädlichmachung einfach gezwungen ist. Also konnte er eine solche Ausflucht nicht gebrauchen, denn dann hätte er sich vor dem eigenen Gewissen meineidig gemacht, und von dem Moment an, wo er nicht länger mehr in den Spiegel schauen konnte, ohne vor sich selbst rot werden zu müssen, war die Sonne aus seinem Lebensglück gewichen.

Aber auf der anderen Seite wartete sein kleines Frauchen draußen auf der Straße mit sehnsüchtigem

Herzen auf ihn, und was sollte aus ihr werden, wenn man seine Einwände unbeachtet ließ?

„Harry M. Prendergast!“ rief in diesem Moment der Beamte mit schnarrender Stimme.

Vierzehntes Kapitel.

Wie im Traume erhob sich Harry und ging nach dem Richtertisch, um sich neben diesem, mit dem Gesicht dem Saale zugewendet, auf dem gefürchteten Zeugenstuhle niederzulassen.

Der Saal schien ihm plötzlich zu einem anderen geworden zu sein, und als er nun notgedrungen den Blick auf die Zuhörermenge richten mußte und in diese hundert verschiedenen Gesichter schaute, die ihn als den augenblicklichen Mittelpunkt ihres Interesses mit dreister Neugierde anstarrten, da spürte er förmlich, wie ihm der Angstschweiß hervortrat.

Nun war die Entscheidung gekommen, und in wenigen Minuten würde er wissen, ob er zu seiner sehnüchtig auf ihn harrenden kleinen Frau zurückkehren dürfte, ein freier Mann, der für seinen Liebling arbeiten und das graue Sorgengespenst aus ihrem sonst so glücklichen Heim verscheuchen durfte, oder ob er in diesem schaudervollen Holzverschlage neben den anderen elf „guten und getreuen“ Männern Platz nehmen mußte, der Himmel allein mochte wissen auf wie lange.

Doch mitten in seinem Gedankengange zuckte er unmerklich wieder zusammen, als er jetzt wieder das Gesicht des Angeklagten, der keine zwei Schritte entfernt von ihm saß und ihn mit ähnlichen Blicken musterte wie er selbst sonst wohl einen seinem Zeichenstift verfallenen Gegenstand, wahrte. Jetzt wußte er mit einem Male, wo er dieses Gesicht schon gesehen hatte. Das war in

jener letzten Septembernacht gewesen, in der sich seine Frau über sein langes Ausbleiben so ungemein geängstigt hatte.

Den durch seine Unruhe ihm unterwegs im Eisenbahnwagen auffällig erschienenen Fremden, mit dem er auf seinem Rückwege nach der Bahnstation auf stockdunkler Landstraße zusammengeprallt war, hatte er über die weiteren Erlebnisse, die ihm in jener Nacht noch beschieden gewesen waren, vollständig vergessen gehabt. Nun wußte er aber auch, wie er zu der Empfindung gekommen war, daß er das Gesicht dieses Mannes in ungewöhnlicher Beleuchtung erblickt haben mußte. Einfach seine brennende Zigarre war es gewesen, die diese scharfmarkierten Züge so nahe gestreift hatte, daß die glühende Asche ihm die eine Wange versengt hatte. Und dabei hatte er eine Sekunde in das blickartig aus der Nacht auftauchende verzerrte Gesicht des Fremden starren müssen.

So hatte er also die damalige Verstörtheit dieses Mannes doch richtig gedeutet gehabt, er war wirklich ein Verbrecher. Merkwürdiger Zufall, der sie jetzt im Gerichtsaal wieder zusammenführte!

Doch Harry kam nicht dazu, darüber weiter nachzudenken, denn schon nahm ihn der öffentliche Ankläger Harf ins Gebet und legte ihm so viele Fragen vor, daß er seine ganze Aufmerksamkeit aufbieten mußte, um sie richtig beantworten zu können.

Seine Unbehaglichkeit vermehrte sich noch, als der weißhaarige Staatsanwalt nun einen Schritt näher auf ihn zu trat und ihn kurz fragte: „Haben Sie sich über den zur Verhandlung gelangten Fall, sei es durch die darüber in den Zeitungen erschienenen Berichte oder auf andere Weise, bereits eine feststehende Mei-

nung gebildet, die es Ihnen unmöglich machen würde, ein unparteiisches Urteil zu finden?“

„Nein,“ stotterte Harry der Wahrheit gemäß, „ich weiß über den Fall fast nichts.“

„Sie haben nichts darüber in den Zeitungen gelesen?“

„Ich bin schon seit Wochen nicht mehr zum Lesen einer Zeitung gekommen,“ versicherte Harry wahrheitsgemäß.

Das leise Gelächern, das seine Antwort im Saale hervorrief, verwirrte ihn. Freilich, es klang ja geradezu für New Yorker Verhältnisse ungeheuerlich, daß jemand wochenlang keine Zeitung in die Hand genommen haben sollte, noch dazu ein Mann, der einen gebildeten Eindruck machte.

„Nun, zu Ihrer Orientierung erkläre ich Ihnen alsdann, daß der Gefangene angeklagt wird, in der Nacht vom 30. September auf den 1. Oktober dieses Jahres innerhalb der Connelyschen Privatbesitzung, Freehurst genannt und auf Long Island unmittelbar an der Oysterbay gelegen, vorsätzlich und mit Überlegung den damals dort zu Besuch weilenden Rechtsanwalt Thomas Chadwick ermordet zu haben,“ sagte der öffentliche Ankläger.

Merkwürdig! Das war ja gerade die Nacht, in welcher er selbst sein Abenteuer mit dem Angeklagten erlebt hatte, ging es Harry durch den Kopf. Dann hatte er diesen also dabei beobachtet, wie er sich gerade auf dem Wege zur Ausführung eines fluchwürdigen Verbrechens befunden hatte.

Aber er kam zu keinem geordneten Nachdenken. Auch die weiteren, in schnellster Folge an ihn gerichteten Fragen mußte er notgedrungen in einer Art und Weise beantworten, die den Ausdruck gleichmäßiger Zu-

friedenheit in den Mienen des Richters, des Anklägers und des Verteidigers hervorriefen.

„Nun geben Sie noch an,“ schloß der Staatsanwalt endlich sein Verhör, „ob Sie irgend einen stichhaltigen Grund hervorzubringen haben, der Sie vom Geschworenendienst entschuldigen müßte.“

Harry hüftelte verlegen. Nun war der kritische Moment gekommen. „Ja, ich habe sehr dringende Arbeiten vor — eine Eilbestellung, die noch in dieser Woche fertiggestellt werden muß, wenn —“

„Aber, lieber Mann, das sind doch Privatsachen, die nicht hierher gehören,“ unterbrach ihn der Ankläger mit ungeduldiger Handbewegung. „Ich meine, ob Sie vor dem Gesetz gültige Einwendungen gegen Ihre Tätigkeit als Geschworener in dem Prozesse vorzubringen haben.“

„Ja, ich brauche dringend Geld, ich habe meine Miete zu bezahlen und — und —“ stotterte Harry und blieb dann hilflos stecken, als sich wieder leises Gelächern im Saal vernehmbar machte.

„Miete haben wir alle zu bezahlen, das befreit nicht vom Geschworenendienste,“ bemerkte der öffentliche Ankläger spöttisch, was wiederum verhaltenes Gelächern zur Folge hatte. „Oder wollen Sie behaupten, daß der Umstand, Miete bezahlen zu müssen, Sie davon abhalten könnte, den Verhandlungen mit jener Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit zu folgen, die Sie mit einem Eidschwur als oberste Richtschnur Ihres Handelns zu befolgen geloben?“

Harry wischte sich den Schweiß von der Stirn, er konnte förmlich fühlen, wie die Blicke aller Anwesenden sich mißbilligend auf ihn richteten. „Selbstverständlich würde ich als Geschworener meine Pflicht voll und ganz tun, wie es einem ehrlichen Manne obliegt,“ brachte er hervor, „aber gerade gegenwärtig —“

„Das genügt vollkommen,“ unterbrach ihn der Staatsanwalt. „Wenn Sie Ihre Pflicht als ehrlicher Mann überhaupt zu erfüllen gedenken, so müssen Sie dies sowohl gegenwärtig als zu irgend einer anderen Zeit tun können. Ich hätte wirklich nicht erwartet, daß Sie uns mit derartigen Winkelzügen kommen würden, um sich der edelsten Bürgerpflicht zu entziehen, deren Erfüllung jedem ehrenhaften Manne zur stolzen Genugtuung gereichen sollte!“

Harry wurde bei den polternden Worten des Anklägers zuerst rot und dann bleich im Gesicht. Er richtete sich steif im Stuhle auf und maß den anderen mit einem blickenden Blicke. „Ich habe durchaus nicht die Absicht, mich meiner Bürgerpflicht zu entziehen,“ äußerte er schroff.

„Wirklich nicht?“ höhnte der Anwalt. „Well, dann gebrauchen Sie sicherlich sonderbare Methoden, um uns an den Feuereifer glauben zu machen, mit welchem Sie dem öffentlichen Wohl zu dienen bestrebt sind.“

Wieder brach kaum mehr verhaltene Heiterkeit im Zuhörerraum aus. Der Richter mußte energischen Gebrauch von seiner klingenden Gabel machen, um wieder Ruhe herzustellen.

„Können Sie denn nicht etwas rascher verfahren?“ wendete sich der Richter an den Staatsanwalt. „Wie lange noch sollen wir unsere kostbare Zeit an die Prüfung derartiger — ehrenwerter Bürger verschwenden müssen? Traurig genug, daß diese Herren zu allen möglichen Ausflüchten greifen, nur um dem Staat, der sie schützt, keine Dienste leisten zu müssen.“

„Ich muß Euer Ehren beipflichten, es ist wirklich eine Schmach, mit welchen Winkelzügen und Ausreden unseren Bemühungen, eine Jury zusammen-

„zustellen, begegnet wird,“ pflichtete der Anwalt bei. „Da der Fall uns jedenfalls längere Zeit beschäftigen wird, muß ich zu meinem Bedauern beantragen, daß außer den zwölf Geschworenen noch ein Ersatzmann gewählt wird, der im Behinderungsfall eines der Schwurrichter dessen Platz einzunehmen hätte.“

An diesen Antrag knüpften sich einige Erörterungen, er wurde aber schließlich vom Richter genehmigt.

„Fahren Sie mit dem Verhör dieses Zeugen fort,“ gebot der Richter mit einem geringschätigen Blick auf Harry.

„Würden Sie also imstande sein, als Geschworener Ihr ganzes ungeteiltes Interesse den Verhandlungen zu widmen, und sich davon in keiner Weise durch irgendwelche Privatinteressen abhalten lassen?“ richtete der öffentliche Ankläger wieder das Wort an den im Zeugenstuhl wie auf glühenden Kohlen Sitzenden.

Gereizt durch die nichtachtende Behandlung, die er wehrlos über sich ergehen lassen mußte, nickte Harry lebhaft. „Selbstverständlich würde ich meine Pflicht so gut erfüllen wie Sie oder irgend ein anderer im Saal.“

„Dann akzeptiert das Volk den Kandidaten,“ äußerte der Anwalt, indem er sich leicht gegen den jungen Verteidiger verneigte.

Der Verteidiger beschränkte sich auf wenige kurze Fragen, und dann nickte auch er befriedigt.

„Die Geschworenenbank ist gefüllt,“ erklärte der Richter, nicht minder zufriedengestellt. „Bleibt nur noch die Wahl eines Ersatzgeschworenen.“

Der kalte Angstschweiß trat Harry auf die Stirn. Er hätte sich in diesem Moment selbst ohrfeigen mögen, so wütend war er über seine Unfähigkeit, sich dieser verhassten Geschworenenpflicht zu entziehen. Dann kam ihm ein, wie er hoffte, erlösender Gedanke.

„Ich habe den Angeklagten schon gesehen,“ stammelte er. „Ich weiß nicht, ob ich das nicht angeben muß.“

„Aber das geht wirklich zu weit!“ donnerte ihn nun der Richter an, der bleich vor Ärger im Gesicht geworden war und ihn jetzt durch seine funkelnden Brillengläser mit unverhohlener Mißbilligung anstarrte. „Sie sind der hartnäckigste Mensch, der mir je vorgekommen ist! Haben Sie nicht zuvor schon unter Ihrem Eide angegeben, daß Sie mit dem Angeklagten weder verwandt noch verschwägert sind?“

„Ja, ich meinte nur —“

„Nun, was beliebten Sie zu meinen?“ fragte der Richter barsch.

Noch Harry antwortete nicht, denn ihm war plötzlich eine seinen Schwager betreffende schreckhafte Erwägung gekommen. Wenn er dem Richter mitteilte, daß er sich in jener Nacht gleichfalls innerhalb der Connollyschen Besitzung befunden hatte, dann mochte man ihn erst recht weiter ausfragen, und diesem Kreuzverhör vermochte er auf die Dauer nicht standzuhalten.

Vielleicht zwang man ihn gar dazu, unter seinem Eide über jenen Wortwechsel, den er zwischen Eric und dem Unbekannten belauscht, auszusagen. Und wie er das dachte, da war es ihm auch schon, als ob direkt vor ihm der Blitz in den Boden schlug, denn er entsann sich mit grausamer Deutlichkeit darauf, daß sein Schwager seinen Gegner wiederholt als Chadwick angeredet hatte — und das war ja der Name des Opfers, wie er vorhin erst erfahren hatte.

Er hatte die Empfindung, als senke sich auf ihn plötzlich eine ungeheuerliche Last herab, unter deren Druck ihm die Möglichkeit, einen klaren Gedanken zu fassen, verloren ging.

Was sich in unheimlicher Vorahnung da in seinem Innern regen wollte, war natürlich nur Unjinn. Es war erbärmlich von ihm, auch nur in Gedanken seinen Schwager mit irgendwelchen Vorgängen in jener Unglücksnacht, von denen er selbst jetzt zum ersten Male erfuhr, in Verbindung zu bringen. Das war schon an seiner kleinen Frau ein Frevel, die mit solch großer Liebe an ihrem Bruder hing. Folglich mußte er schweigen. Er hatte auch die dunkle Empfindung, als ob man ihm nicht einmal glauben, sondern seine Aussage als leere Flunkerei betrachten würde, nur darum aus den Fingern gezogen, um sich vom Geschworenendienste zu befreien.

„Wir schreiten zur Prüfung eines Kandidaten für den Hilfsgeschworenendienst,“ erklärte der Richter und winkte dem Gerichtschreiber zu.

Irgend ein Name wurde aufgerufen, aus dem Häuflein noch verbliebener Männer löste sich eine einzelne Gestalt und schritt auf den Zeugenstuhl zu.

Harry, der noch immer darin sitzen geblieben war, fühlte sich auch schon von einem der Gerichtsdiener unsanft beim Arme gepackt. „Nehmen Sie Platz auf der Geschworenenbank, Sie sind Nummer zwölf. Merken Sie sich das,“ raunte er ihm zu.

Wie entfernte Meeresbrandung rauschte es Harry in den Ohren, als er sich nun vom Stuhl erhob und die wenigen Schritte zurücklegte, die ihn von der Geschworenenbank trennten. Er hatte die Empfindung, als müsse er sich gewaltsam zusammennehmen, um nicht ins Schwanken zu geraten.

Dann, als er sich auf den ihm zugewiesenen Sitz in der Geschworenenbank niederließ, erfüllte ihn plötzlich eine tiefe Trauer. Er sah im Geist das bange, ängstliche Gesicht seiner Frau. „Liebling, du brauchst

keine Furcht zu haben!“ dachte er, wie sich selbst zum Trost. „Die Nächte bleiben mir ja zur Arbeit, und ich brauche nicht einmal eine Woche, um mit den Bildern fertig zu werden.“

Doch als ob ihm das Schicksal in erneuter Tücke seine Macht fühlen lassen wollte, erhob sich, als nun auch der Hilfsgeschworene seinen Platz außerhalb der Geschworenenbank eingenommen, der öffentliche Ankläger und begründete in kurzer Rede seinen Antrag, wonach die Geschworenen in Anbetracht der Wichtigkeit des Falles und der dadurch bedingten Kollusionsgefahr während der Gesamtdauer der Verhandlungen unter Verschluss gehalten werden sollten. Das bedeutete für die zwölf „guten und getreuen“ Männer in des Wortes schlimmster Bedeutung Einkerkelung. Man überwies sie freilich keinem Gefängnisse, sondern sie wurden auf öffentliche Kosten in einem anständigen Hotel untergebracht, aber sowohl dort wie im Gericht Tag und Nacht berartig streng überwacht, daß sie weder mit jemand sprechen noch auch schriftlich sich mit der Außenwelt in irgendwelche Verbindung setzen konnten.

Der Antrag erregte unter der Mehrzahl der Geschworenen große Bestürzung und lebhaften Unwillen. Verschiedene von ihnen, darunter der eine Mann, der sich um seine kranke Frau so sehr bangte, sowie Harry, sprangen von ihren Sitzen auf und legten in ungestümer Weise Verwahrung ein.

Doch der Richter wies sie in schroffer Weise zur Ruhe. „Jeder Bürger, ob hoch oder niedrig, hat dem Gemeinwohl erforderlichenfalls seine Sonderinteressen unterzuordnen,“ entschied er. „Ich erkenne durchaus nicht die Härten, die dadurch den Geschworenen auferlegt werden, wenn man sie während der Prozeß-

dauer absondert und unter Bewachung stellt. Als Mensch hege ich besonders mit dem einen Geschworenen, dessen Frau krank daniederliegt, lebhaftes Sympathie. Ich werde auch anordnen, daß er über das Befinden seiner Gattin stets genau auf dem laufenden erhalten wird. Aber ich sehe mich zu meinem Bedauern genötigt, dem Antrag des Anwalts Folge zu leisten. Die Jury bleibt während der Verhandlungsdauer unter Verschuß und wird der Fürsorge des Scheriffs überwiesen.“

Harry achtete nicht auf das verzweifelte Aufstöhnen des unmittelbar neben ihm sitzenden unglücklichen Gatten, der in ohnmächtiger Wut mit den Zähnen knirschte und die Fäuste ballte, dafür war er viel zu sehr mit seinem eigenen Leid beschäftigt. Was sollte aus seiner kleinen Frau werden? Das war doch geradezu undenkbar, daß er sie, die so gewohnt war, daß andere für sie sorgten, jetzt schutzlos den schlimmsten Sorgen preisgeben sollte!

Wie sich die Dinge jetzt anließen, war der Großsche Auftrag, auf den er so große Hoffnungen gesetzt, gegenstandslos geworden. Natürlich konnte er jetzt nicht an eine rechtzeitige Fertigstellung der ihm in Auftrag gegebenen Illustrationen denken, und ebensowenig konnten sie einen bereits bezahlten Vorchuß behalten. Was sollte aber Margot tun, wie den drückenden Verpflichtungen begegnen? Das waren so qualvolle Vorstellungen, daß ihnen der vor Erregung dem Zusammenbruch nahe Mann hilflos wie ein Kind gegenüberstand.

Wie im Geist hörte er wieder die Stimme des Richters, der sich an die Geschworenen wendete und ihnen die von ihnen übernommenen Pflichten nochmals kurz klarlegte. Dann hatten sie der Reihe nach einen

Schwur abzulegen, und auch Harry mußte mit zuckenden Lippen die Eidesformel nachsprechen und die ihm dargereichte Bibel küssen.

„Der Scheriff wird dafür Sorge tragen, daß die Geschworenen ihre Angehörigen kurz verständigen und sich von diesen die nötigen Kleider nebst Wäsche zuschicken lassen können,“ erklärte der Richter noch. „Alle die Geschworenen betreffenden Zuwendungen, selbstverständlich auch ihr gesamter Briefwechsel mit der Außenwelt, unterstehen der Überwachung durch den Scheriff und dessen Hilfsbeamten. Wir treten jetzt in die eigentliche Hauptverhandlung ein, und ich erteile das Wort dem öffentlichen Ankläger zur Begründung der gegen Benjamin Slotery erhobenen Anklage auf Mord im ersten Grade.“

Fünfzehntes Kapitel.

Im Laufe der Verhandlung war der Name des Angeklagten schon wiederholt genannt worden, ohne daß Harry darauf geachtet hätte. Was war ihm auch an diesem Namen viel gelegen gewesen, solange er noch Hoffnung gehegt hatte, zu seiner kleinen Frau zurückkehren zu dürfen! Nun aber stuzte er und betrachtete den Angeklagten mit ganz anderen Blicken. Da hatte er ja den Schriftsteller vor sich, der so plötzlich berühmt geworden war, weil er jemand totgeschlagen haben sollte, und für dessen Erzählungen er die zwölf Zeichnungen für den „Sonntagsherold“ hatte anfertigen sollen. Da hatte ihm der Mann, über dessen Schicksal zu entscheiden er nun mitberufen war, zuerst Brot ins Haus geschafft, und nun hatte er um desselben Mannes willen die goldene Gelegenheit wieder verpassen müssen!

Der öffentliche Ankläger hatte sich erhoben und wendete sich nun den zwölf Geschworenen zu. „Meine Herren von der Jury,“ begann er, „im Namen des souveränen Volkes des Staates New York, als dessen berufener Vertreter ich vor Ihnen stehe, klage ich den vor den Schranken des Gerichts befindlichen Benjamin Slotery, Schriftsteller von Beruf, an, einen geachteten Bürger dieser Stadt, den Anwalt Thomas Chadwick, nach vorhergegangenem Wortwechsel in der Nacht zum 1. Oktober dieses Jahres innerhalb der William Connellyschen Besitzung Freehurst auf Long Island durch einen Revolverschuß in die rechte Schläfe vorsätzlich und mit Überlegung getötet zu haben. Die Berechtigung dieser auf Mord im ersten Grade lautenden Anklage werde ich durch eine Anzahl glaubwürdiger Zeugenaussagen beweisen.“

Harry saß steif aufrecht, und nur mit Anstrengung vermochte er seine Selbstbeherrschung zu bewahren. Umsonst schalt er sich innerlich töricht, weil ihm immer wieder die Drohworte in die Erinnerung kamen, die sein Schwager in jener Unglücksnacht gegen eben denselben Chadwick ausgestoßen hatte, dessen blutiges Ende er nun im Verein mit seinen elf Mitgeschworenen zu sühnen berufen worden war. Während der langen Wochen, die seit jener Nacht verstrichen waren, hatte ihm unausgesetzt die bange Furcht zugesetzt, daß der damalige Wortwechsel, zu dessen unfreiwilligem Be-lauser er durch eine solch sonderbare Verkettung von Umständen geworden, mit der tags darauf erfolgten Entlobung Eriks und dessen fluchtartig anmutender Abreise von New York in dunklem Zusammenhange stehen müßte. Und nun stellte es sich heraus, daß die von seinem Schwager in blinder Wut geäußerten Drohungen noch in derselben Nacht sich verwirklicht

hatten. Chadwick war ermordet worden — aber von einem anderen Manne. So behauptete der öffentliche Ankläger, und er versprach die Erbringung eines vollgültigen Beweises für seine schwerwiegende Behauptung.

An dieser Erwägung klammerte sich Harry fest. Aus eigener Wahrnehmung wußte er, wie weitläufig die Connellysche Besizung war. Wie oft laufen ähnlich gestaltete Ereignisse gleichzeitig nebeneinander her. Gewiß hatte Erik gar nicht daran gedacht, seine im Jähzorn gemachten Drohungen zu verwirklichen. Das gewaltsame Ende Chadwicks in jener Nacht mochte ihn nicht minder bestürzt haben, als die Kunde davon jetzt ihn selbst erschütterte, dachte Harry weiter. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich abwartend zu verhalten. Hatte er in jener Nacht nicht die Empfindung gehabt, als wandelte der heute Angeklagte auf dunklen Wegen? Mochte der Staatsanwalt seine Anklage beweisen, als Geschworener war es ohnehin seine beschworene Pflicht, erst zu hören und dann zu urteilen.

Der öffentliche Ankläger sprach weiter, sachlich bei aller Schärfe skizzierte er in knappen Umrissen den der Anklage zugrunde liegenden Tatbestand. Er schilderte die Entdeckung der Tat durch den Besitzer von Freehurst und berichtete weiter, wie zunächst alle näheren Umstände auf Selbstmord hingedeutet hatten, so daß auch der Coroner ein dementsprechendes Urteil abgegeben hatte.

„Die Anklagebehörde,“ fuhr er mit erhöhter Stimme fort, „hatte keinerlei Veranlassung, der Angelegenheit in ihrem damaligen Stadium näher zu treten. Das änderte sich erst, als zehn Tage später eine anonyme Mitteilung einlief, in der Name und Adresse einer jungen Dame, die sich in der Tatnacht gleichfalls in

Freehurst zu Besuch aufgehalten hatte und imstande sein sollte, wichtige Aufschlüsse über gewisse Vorgänge geben zu können, die den gewaltsamen und nicht durch eigene Hand herbeigeführten Tod Chadwicks zur Folge gehabt, genannt wurden. Das mit der Zeugin angestellte Verhör ergab, daß sie kurz nach Mitternacht mit dem heute Angeklagten im Freehurster Park, unweit des sogenannten Aussichtstempels, eine Zusammenkunft gehabt, in deren Verlauf Slotery seinen Entschluß zu erkennen gegeben hatte, beim ersten Zusammentreffen mit Chadwick diesen ohne weiteres gleich einem tollen Hunde niederzuschießen. Als daraufhin der Angeklagte verantwortlich vernommen werden sollte, hüllte er sich in verstoßtes Stillschweigen und verstand sich noch nicht einmal zu Angaben darüber, wo er sich in der Tatnacht um die kritische Stunde aufgehalten haben wollte. Ebenso wenig räumte er eine Zusammenkunft mit der Zeugin ein oder leugnete sie ab. Er verhielt sich vielmehr vollständig passiv und verweigerte selbst auf die Frage, ob ihn ein direktes oder indirektes Verschulden an Chadwicks Tode trafe, jegliche Antwort. War sein Verhalten schon in hohem Grade verdächtigend für ihn, so ließen die durch die Anklagebehörde gesammelten Beweise an der ihn treffenden Schuld keinerlei vernünftigen Zweifel mehr. Diese Beweise, meine Herren Geschworenen, werden Ihnen nunmehr der Reihe nach vorgeführt werden, und an deren Hand müssen und werden Sie, wie es Ihre Pflicht ist, zu einer Verurteilung des Angeklagten gelangen.“

Harry fiel es schwer, den Worten des Anklägers mit der nötigen Aufmerksamkeit zu folgen. Immer wieder regten sich bange Zweifel in seiner Seele. Auf die Minute genau konnte er ja die Vorgänge in jener Nacht

nicht bestimmen, weil er keine Uhr besessen hatte. Aber wenn die Tat noch vor Mitternacht begangen worden war, so konnte ihr Urheber der Angeklagte nicht gut sein, denn es war schon später gewesen, als er mit ihm auf der dunklen Landstraße zusammengetroffen war, und damals war Slotery in der Richtung auf die Connellysche Besitzung zugelaufen. Freilich hatte er ihn auch vorher schon einmal die nämliche Richtung einschlagen sehen.

Als erster Zeuge wurde William Connolly aufgerufen. Er sah bleich und angegriffen aus, als er nun im Zeugenstuhle Platz nehmen mußte, und die ihn beherrschende nervöse Erregung kam in seiner auch äußerlich an den Tag gelegten Unruhe deutlich zum Vorschein. Seine Antworten gab er in der denkbar kürzesten Weise. Ja, er hatte sich am Vorabend mit Chadwick verabredet gehabt, ihn am nächsten Morgen in seinem Zimmer behufs einer geschäftlichen Rücksprache, zu deren Erledigung der Anwalt überhaupt nur nach Freehurst gekommen war, aufzusuchen. Als er, dessen Wunsch berücksichtigend, schon sehr früh sich eingefunden, hatte er die vom Korridor ins Schlafzimmer seines Besuchers führende Tür unvergeschlossen und Chadwick selbst unter Umständen tot im Bette vorgefunden, die nur auf Selbstmord schließen ließen. Auch jetzt noch sei er von der Richtigkeit einer solchen Annahme überzeugt. Den Angeklagten kenne er nicht, habe ihn seines Wissens zuvor noch niemals gesehen, jedenfalls seien ihm dessen Beweggründe, die ihn in der Tatnacht nach Freehurst gebracht, völlig unbekannt. Darüber befragt, ob er in der Nacht irgend etwas Außergewöhnliches oder Verdächtiges, das mit der Ausführung des Verbrechens in irgendwelchen Zusammenhang gebracht werden könnte, wahrgenommen habe, verneinte er entschieden.

Nun erhob sich der Verteidiger Ramsay, um den Zeugen einem Kreuzverhör zu unterziehen, wie es das amerikanische Gerichtsverfahren vorschreibt, das den vorsitzenden Richter auf die passive Rolle des Unparteiischen beschränkt und die Leitung des eigentlichen Verfahrens in die Hände der Anklage und Verteidigung legt.

Schon die erste Frage des jungen Verteidigers brachte den Zeugen zum Stirnrunzeln.

„Sie haben eine Schwester, die geisteskrank ist?“

Bögernd bejahte Connelly. Aber er gab sich keinerlei Mühe, seinen Unmut zu verbergen.

„Ihre Schwester wurde vor einigen zwanzig Jahren als gemeingefährliche Geisteskranke in einer öffentlichen Anstalt untergebracht?“

„Aber ich muß doch sehr bitten!“ fuhr der Bankier auf, der dunkelrot im Gesicht geworden war. „Was hat diese Hereinzerrung einer traurigen Familienangelegenheit mit dem zur Verhandlung stehenden Prozesse zu tun?“

„Darüber zu entscheiden können Sie getrost mir überlassen,“ lautete die Antwort. „Sie stehen unter Eid und haben meine Fragen wahrheitsgetreu zu beantworten, was der Gerichtshof Ihnen bestätigen dürfte. Übrigens handelt es sich nur um die Feststellung attentkundiger Tatsachen,“ fuhr der Verteidiger fort, als Connelly noch immer mit einer Antwort zauderte. „Ich beabsichtige durchaus nicht, näher auf eine Ihnen begreiflicher Weise peinliche Familiensache einzugehen, als dies die Interessen meines Klienten verlangen.“

„Ich erhebe Einwand gegen diese Art der Befragung,“ mischte sich nun der öffentliche Ankläger ein. „Ich habe einen derartigen Vorstoß der Verteidigung

vorausgesehen und deshalb eine Zeugin zur Stelle, durch die ich beweisen werde, daß Miß Irene Connelly mit dem uns beschäftigenden Vorgange in keiner Weise in Verbindung gebracht werden kann.“

„Wir werden diese Zeugin hören,“ fuhr Frank Ramsay unbeirrt fort, „das aber kann mich nicht davon abhalten, an den Zeugen Connelly gewisse Fragen zu richten, deren Beantwortung mir im wohlverstandenen Interesse meines Klienten wesentlich erscheint.“ Er wendete sich wieder direkt an den Bankier. „Räumen Sie ein, daß Ihre Schwester vor etwa zwanzig Jahren, veranlaßt durch den Treubruch ihres Verlobten, den Verstand verlor? Sie griff ihn kurz darauf an einem öffentlichen Orte tötlich an und verwundete ihn mit einer verborgen gehaltenen Waffe. Zu einer Prozeßverhandlung kam es indessen wegen ihres Geisteszustandes nicht, aber sie wurde durch richterliche Verfügung einer Irrenanstalt überwiesen.“

Connelly saß in fürchterlicher Erregung im Stuhl und protestierte lebhaft gegen die von der Verteidigung beliebte Fragestellung. Aber obwohl der Distriktsanwalt ihm hierbei zu Hilfe kam und es mit scharfen Worten als durchaus unzulässig brandmarkte, aus frivoler Sensationslust längst vergessene Angelegenheiten, deren Ausgrabung auf den Verhandlungsgang keinerlei Einfluß haben könnte, aufzuwärmen, entschied der Richter doch zugunsten Ramsays und befahl dem Zeugen die Beantwortung der an ihn gestellten Fragen.

Mit schwerem Herzen gehorchte Connelly. Sein Gesicht alterte plötzlich um Jahre. „Ich möchte zur Steuer der Wahrheit angeben, daß meine arme Schwester schon lange vor ihrer Verlobung an Verfolgungswahnsinn litt, leider aber ihr Zustand von den sie behandelnden Ärzten nur als hochgradige, aber in keiner

Hinsicht Grund zur Beunruhigung darbietende Nervosität angesehen wurde. Als ich mich, veranlaßt durch verschiedene Vorgänge, die sich im engsten Familienkreise abspielten, über die Natur des wirklichen Leidens meiner Schwester keiner längeren Täuschung mehr hingeben konnte, war ich es, der dem mir eng befreundeten Verlobten Irenes einen Zurücktritt nahe legte.“

„Nennen Sie mir den Namen des damaligen Verlobten Ihrer Schwester.“

Wie von einem Hieb getroffen, zuckte der Gefragte zusammen. Hilfeheischend richtete er zuerst den Blick auf den Staatsanwalt, dann auf den Richter selbst, aber beider Achselzucken verkündete ihm, daß sich der Verteidiger mit seiner an ihn gerichteten Frage innerhalb des Rahmens seiner Befugnisse hielt, und er darum antworten mußte.

Im Saal war es still geworden, und mit großer Spannung erwartete jedermann die Antwort; in dem sich allgemein geltend machenden Vorgefühl, daß es eine gelinde Sensation absetzen würde, sah man sich auch nicht enttäuscht.

„Thomas Chadwick war mit meiner Schwester verlobt,“ stieß Connelly rauh heraus.

„Derfelbe Chadwick, wegen dessen angeblicher Ermordung mein Klient angeklagt ist?“

Connelly vermochte nur bejahend zu nicken, seine Lippen versagten.

Im Publikum war es totenstill geworden, auch die Geschworenen schienen interessierter als bisher. Harry aber hatte wieder das Gefühl, als ob er auf glühenden Kohlen säße. Im Geist sah er sich wieder durch den dunklen Laubengang schreiten, hörte er wieder das unheimliche Rascheln, sah er wieder die weißgekleidete Frauengestalt auf sich zutreten, ihm die Hand auf den

Arm legen und mit ihm bis in den Lichtbereich der mondbeschienenen Rotunde hinaustreten, ihn dann mit starren, irren Augen anschauen und mit dumpfem Schreckenslaute sich abwenden und vor ihm ins Gebüsch zurückflüchten. Welch neue Verwicklung war nun dies wieder!

Der von der Verteidigung geführte Vorstoß konnte doch nur bezwecken, die Person der Geistesranken in den Vordergrund zu schieben, sie in der Meinung der Geschworenen zu verdächtigen. Die Berechtigung zu einem solchen Vorgehen ließ sich nicht abweisen, denn die Unglückliche hatte gegen diesen selben Chadwick vor langen Jahren schon einmal ein Attentat ausgeführt. Daß sie im Parte mit dem darin angetroffenen Chadwick in ähnlicher Weise zusammengeraten sein konnte, leuchtete Harry vollkommen ein, und im Grunde seines Herzens wünschte er, daß die Verteidigung mit ihrer nur andeutungsweise vorgebrachten Verdächtigung recht behalten möchte. Denn wenn wirklich ein derartiges Verbrechen vorlag, dann war es besser für sie alle, es wurde als Täterin eine vor dem Gesetz ohnehin nicht verantwortlich zu machende Irrsinnige entlarvt, als daß der schreckliche Verdacht weiter um sich griff und seine Schatten auf einen Mann warf, der seinem eigenen Herzen sehr teuer geworden und an dem seine Frau mit geradezu abgöttischer Liebe hing.

Aber — und diese Frage trug wieder viel Beunruhigung in seine Seele — wie war die Wahnsinnige in den Besitz einer Schußwaffe gekommen, und wie kam Chadwicks Leiche in das ihm im Freehurster Herrenhause eingeräumte Gastzimmer, und wie hatte ihn Connelly dort tot auf dem Bett liegend vorfinden können, den Revolver noch in der starren Totenhand?

Erleichterung brachte im Gegensatz hierzu dem in

solch düsteren Gedankengang Verstrickten wieder die Erwägung, daß genau dieselben Einwendungen auch zugunsten Eriks sprachen, mit der schwerwiegenden Einschränkung freilich, daß er als sehr kräftiger Mann mit Leichtigkeit die Leiche eines anderen Mannes in die Arme nehmen und sie forttragen konnte, was bei der Wahnsinnigen ausgeschlossen erschien.

Gewaltfam zwang Harry diese widerspruchsvollen Gedanken nieder und sich selbst zu gewissenhafter Aufmerksamkeit, um sich ja kein Wort von den Verhandlungen, die so unvermutet mitten hinein in sein eigenstes Lebensglück unheilvolle Schatten zu werfen drohten, entgehen zu lassen.

„Ich frage Sie, Zeuge,“ sagte eben der Verteidiger mit erhobener Stimme, „welchen Grund Sie für die von Ihnen verschiedentlich geäußerte Vermutung hatten, wonach Ihre Schwester sich in der uns hier beschäftigenden Nacht zum 1. Oktober im Parke Ihrer Besitzung aufgehalten haben soll?“

Die Erregung Connellys stieg womöglich noch. „Woher können Sie wissen, daß ich eine derartige Vermutung überhaupt gehegt habe?“

„Einerlei, woher ich es weiß, nicht ich, sondern Sie haben Zeugnis abzulegen. Ich frage Sie nochmals, Zeuge, ob Sie Grund für Ihre Vermutung hatten, wonach Ihre Schwester sich in der Latnacht der Aufsicht ihrer Wärterin zu entziehen wußte und sich unbeaufsichtigt im Parke zu ergehen vermochte?“

„Ich glaube diese Frage heute mit gutem Gewissen verneinen zu dürfen,“ äußerte Connelly gepreßt.

„Mit anderen Worten, Sie haben inzwischen Ihre Meinung geändert,“ ließ Ramsay nicht locker. „Aber am Vormittag des 1. Oktober vermuteten Sie jedenfalls, daß Ihre Schwester nächtlich im Parke gewesen war?“

Der Bankier wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ja, ich — es hatte mir von meinem Schlafzimmerfenster aus so erschienen, als ob ich im Mondschein draußen eine meiner Schwester ähnliche Gestalt sah.“

„Aber Sie täuschten sich?“

Wieder stockte Connelly, er schien angestrengt über seine Antwort nachzudenken. „Ich muß mich in der Tat getäuscht haben,“ sagte er endlich rau. „Die Wärterin meiner Schwester erklärte mir aufs bündigste, daß sie ihre Schutzbefohlene in jener Nacht nicht aus den Augen verloren habe.“

„Die Zeugin Betsy Greene wird ihre damaligen Behauptungen sofort eidlich bestätigen,“ rief der Staatsanwalt, sich an die Geschworenen wendend. „Da ich genau weiß, aus welcher trüben Quelle die Verteidigung geschöpft hat, so —“

„Ich bestreite der Anklage das Recht, einen später von mir vorzuführenden Zeugen schon im voraus in der Meinung der Jury herabzusetzen,“ unterbrach ihn Ramsay erregt.

„Well, dann unterhalten wir uns später weiter über diesen Zeugen,“ versetzte der Staatsanwalt mit viel sagendem Achselzucken.

Harry hatte schon wiederholt beobachtet, wie der Angeklagte seinem Verteidiger gelegentlich irgend eine Weisung oder dergleichen zuflüsterte, sich im übrigen aber um den Gang der Verhandlungen nicht im geringsten bekümmerte. Offenbar hatte er ganz anderes und Wichtigeres zu tun, als den Zeugenvernehmungen zu lauschen. Harry wurde die Empfindung nicht los, als sähe er einen hervorragenden Schauspieler in der Vorführung seiner sorgfältig zurechtgelegten Paraderolle begriffen. Jede Bewegung des

Angeklagten, seine lässige Art des Umsichschauens, sein sorglos zur Schau getragenes Lächeln und die ungescheute Art, wie er sich bald mit diesem, bald mit jenem an ihn Herantretenden flüsternd unterhielt, ohne daß ihm vom Richtertische eine Mahnung zuteil geworden wäre, verletzte das Empfinden des schlichten Mannes, dem nichts verhaßter als Unaufrichtigkeit war. Dabei schien dieser Ben Slotery der eigentliche geistige Leiter der Verteidigung zu sein, denn immer, wenn er seinem Verteidiger ein paar Worte zuraunte, holte dieser zu einem neuen sensationellen Vorstoß aus. So auch jetzt wieder.

„Sie standen kürzlich in ärztlicher Behandlung?“ fragte Ramsay leicht hin den Zeugen, der ihn mit plötzlich weitgeöffneten Augen anstarrte. „Nun ja, geben Sie es nur ruhig zu, Sie ließen sich von Doktor Murray in Long Island City eine oberflächliche Armwunde verbinden und fuhren beinahe eine ganze Woche in Ihrem Auto die annähernd sechzig Meilen tagtäglich hin und zurück, während Doktor Byt, der sonst immer in Krankheitsfällen nach Ihrer Besichtigung gerufen zu werden pflegt, in Oysterbay selbst und kaum einen Steinwurf von Freehurst entfernt wohnt.“

Connelly rief heftig: „Was kann Sie's kümmern, welchem Arzte ich mein Vertrauen schenke? Mein Tun und Lassen sollte Sie kaum interessieren dürfen.“

„Das tut es auch sonst durchaus nicht,“ lautete die kühle Abfertigung, „aber ich habe mich im Interesse meines unschuldig angeklagten Klienten der mir freiwillig angebotenen Dienste eines mit den einschlägigen Verhältnissen genau vertrauten Mannes, den wir später als Zeugen hören werden, bedient, und zwar hat der Mann, wie ich schon jetzt betonen möchte, die meinen Fragen zugrunde liegenden Ermittlungen schon

lange zuvor, ehe wir mit ihm in Berührung kamen, angestellt gehabt.“

„Ich kann mir schon die Person dieses Zeugen denken, es handelt sich um die rachsüchtigen Verleumdungen eines von mir wegen schamlosen Erpressungsversuchs fortgejagten Dieners, der —“

„Nicht weiter in diesem Tone, wenn ich bitten darf,“ unterbrach ihn der Verteidiger kühl. „Ich habe kein Interesse daran, mich für den von Ihnen derartig charakterisierten Zeugen irgendwie zu erwärmen. Wollen Sie ihm später Ihre — Auffassung ins Gesicht hinein sagen, so steht dies ganz bei Ihnen. Doch nun beantworten Sie meine Frage, was Sie von den Vorgängen der Tatnacht sonst noch wissen.“

Der Bankier begnügte sich mit einem Achselzucken. „Was soll ich sonst noch wissen?“ fragte er. „Ich habe geschlafen.“

„Wann entdeckten Sie in Wirklichkeit, daß Chadwick tot war?“

„Wie ich schon sagte, hatte ich mich mit ihm in seinem Zimmer verabredet, und als ich nun früh —“

„Ja, ja, das wissen wir bereits. Aber ich frage Sie, ob Sie in jener Nacht, also etwa von dem Zeitpunkt ab, wo Chadwick zuletzt von Dritten lebend gesehen worden ist, bis zu der von Ihnen angegebenen Frühstunde, von dem Ermordeten, sei es vor seinem Tode oder nachher, nichts gesehen oder gehört haben?“ schloß er mit erhobener Stimme.

„Das ist eine direkt beleidigende Frage!“ entfuhr es Connelly, der im Zeugenstuhl hochgefahren war.

„Wie dürfen Sie sich erdreisten, eidlich von mir gemachte Ausagen zu bezweifeln?“ Er wendete sich an den durch heftiges Aufschlagen mit der Gabel zur Ruhe mahnenden Richter. „Euer Ehren, ich bitte gegen

derartige Unterschreibungen um Schutz. Wenn ich unter Eid erkläre, daß ich von dem schrecklichen Geschie, das meinen Freund Chadwid in jener Nacht ereilte, erst nach sechs Uhr morgens die erste Kenntnis erhielt, so hat die Verteidigung mir zu glauben.“

„Oder den Gegenbeweis zu führen,“ entgegnete Ramsay achselzuckend. „Ich behalte mir das Recht zur weiteren Befragung des Zeugen vor, vorläufig bin ich mit ihm fertig.“

Mit einem tiefen Atemzuge erhob sich Connelly von dem für ihn zum Marterstuhl gewordenen Zeugenstuhle.

Als nächster Staatszeuge wurde die Pflegerin der geisteskranken Schwester des Bankiers vor die Schranken gerufen.

Sechzehntes Kapitel.

Betsy Greene machte in ihrer bei aller schlichten Einfachheit doch elegant und distinguiert wirkenden Kleidung einen entschieden vorteilhaften Eindruck. Da sie gleich den übrigen vorgeladenen Zeugen schon volle vier Tage in dem schlecht ventilierten Wartezimmer hatte ausharren müssen, erschien die Blässe ihrer Wangen und der matte Ausdruck ihrer Augen, denen die in der Wurzel zusammengewachsenen buschigen Brauen einen eigentümlich verschlossenen Blick verliehen, ohne weiteres begreiflich. Ohne eigentlich schön zu sein, und obwohl der erste Jugendschmelz schon abgestreift war, hatte sie in ihrer Erscheinung doch etwas wohlthuend Fesselndes, man zählte sie unwillkürlich zu jenen stillen, innerlich gefestigten Frauennaturen, die selten an die Öffentlichkeit treten, deren selbstloses Wirken im engen häuslichen Kreise aber um so segensvoller empfunden wird.

Die üblichen Personalfragen beantwortete die Zeugin dahin, daß sie ledig, mit keiner der Hauptpersonen verwandt oder verschwägert, dreißig Jahre alt und von Beruf geprüfte Krankenpflegerin sei.

„Sie sind mit der Pflege und Beaufsichtigung der geisteskranken Schwester des Bankiers Connelly beauftragt?“ begann der öffentliche Ankläger das Verhör.

„Ich bin seit einem halben Monat aus meiner Stellung ausgeschieden, und zwar auf meinen eigenen Wunsch hin,“ gab die Zeugin zur Antwort.

„Aber Sie waren in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober mit der Überwachung der Kranken beauftragt?“

„Das war ich.“

„Bot sich Ihrer Schutzbefohlenen in dieser Nacht etwa Gelegenheit, den von ihr bewohnten und von Ihnen ständig unter Verschluss gehaltenen Pavillon ohne Ihr Vorwissen zu verlassen?“

„Nein!“ Die Stimme der Pflegerin klang jetzt sehr entschieden. „Dieselbe Frage richtete am Morgen des 1. Oktober Mister Connelly an mich, und das dadurch in meine Pflichttreue gesetzte Mißtrauen kränkte mich derartig, daß ich noch am selben Tage meine Stellung kündigte. Ich blieb aber auf Mister Connellys Bitten so lange, bis er eine passende Nachfolgerin für mich gefunden hatte.“

„Sie versichern also unter Beugeneid, daß Mister Connellys Schwester in jener Nacht den Pavillon nicht verlassen und sich ohne Ihr Vorwissen im Parke ergangen haben kann?“

Betsy schüttelte den Kopf. „Das ist vollständig ausgeschlossen. Miß Connelly wurde von mir an jenem Abend früher als gewöhnlich zu Bett gebracht. Ich gebrauchte diese Vorsicht, weil wir Vollmond hatten

und sie alsdann immer erregter ist als sonst. Aber sie schlief bald darauf ein — das mag etwa um zehn Uhr abends gewesen sein. Ich legte mich einige Zeit später zu Bett, nachdem ich mich genau zuvor davon überzeugt hatte, daß die einzige Ausgangstür des Pavillons abgeschlossen war und der Schlüssel, sowie der zur inneren Korridortür, sich in meiner Verwahrung befand. Das sagte ich auch Mister Connolly, als er mich in der Nacht wachlingelte, und später noch einmal, als er am nächsten Morgen zu mir kam.“

Der öffentliche Ankläger nickte befriedigt. „Ich habe an die Zeugin keine weitere Frage zu stellen,“ versetzte er mit einem vielsagenden Achselzucken. „Jedenfalls ist durch ihre Aussage das ohnehin fadenscheinige Manöver der Verteidigung, längst verjährte Dinge, die mit der heutigen Verhandlung in keinerlei Zusammenhang stehen, herbeizuziehen, noch durchsichtiger geworden. Ich überlasse es der Jury, sich daraufhin ein Urteil über den Wert der von der anderen Seite angewendeten Methoden zu bilden.“

Ramsay quittierte über diesen Anbiob mit einem spöttischen Lächeln. „Auch ich bin fest überzeugt davon, daß die Jury pflichtgemäß durch ihr Schlußverdict die frivole Weise, in der die Klageerhebung gegen meinen Klienten durchgepeitscht wurde, brandmarken wird,“ äußerte er. „Im übrigen habe ich meinerseits an die Zeugin auch einige Fragen zu richten.“

Damit wendete er sich Betsy zu, die in gelassener Haltung, mit im Schoß zusammengefaltet liegenden Händen im Zeugenstuhl sitzen geblieben war.

„Connolly weckte Sie in jener Nacht? Warum geschah dies?“

„Er wollte seine Schwester im Park gesehen haben

und von mir Auskunft darüber haben, ob sie jetzt im Pavillon anwesend sei oder nicht.“

„Die Kranke hatte sich also Ihrer Obhut nicht entzogen?“

„Nein, ich fand sie schlafend im Bett, als ich rasch in ihr an mein Zimmer grenzendes Schlafgemach trat. Das rief ich Mister Connelly auch durchs Fenster zu.“

„Wann war es ungefähr, als Connelly Sie aus dem Schlafe klingelte?“

„Ich kann's nicht genau sagen, denn ich war ziemlich verschlafen und hielt mich nicht lange außerhalb des Bettes auf.“

„Am darauffolgenden Morgen kam Connelly nochmals auf seine nächtlichen Beobachtungen zu sprechen?“

„Ja.“

„Diesmal betrat er den Pavillon?“

„Gewiß.“

„Bei dieser Gelegenheit stellte er Ihre Wahrheitsliebe in Frage und beharrte bei seiner vermeintlichen Wahrnehmung, daß die Geistesranke sich während der Nacht draußen im Park aufgehalten habe?“

„Ja, aber schließlich räumte er doch halb und halb ein, daß er sich geirrt haben könne. Aber es geschah nicht aus Überzeugung, sondern weil ich ihm mit Kündigung gedroht hatte.“

„Machte Mister Connelly auf Sie den Eindruck, als ob er selbst von der Wahrheit seiner Behauptungen durchdrungen sei?“

Die mit erhobener Stimme geäußerte Frage des Verteidigers bewirkte, daß die Aufmerksamkeit im Saale stieg. Welche Berechnung verbarg sich wohl hinter diesem unfreundlichen Vorstoß?

Die Zeugin war sich offenbar nicht bewußt, mit welcher Spannung die Blicke aller Anwesenden auf

sie gerichtet waren, zögernd schaute sie vor sich nieder. „Es widerstrebt mir, gegen einen Gentleman etwas Unfreundliches zu sagen, zumal Mister Connelly, abgesehen von seinem Auftreten neulich, immer sehr zuvorkommend gegen mich war,“ äußerte sie schließlich. „Aber sein Benehmen an jenem Morgen erschien mir eigentümlich. Ich hatte die Empfindung, als wäre er in der Absicht gekommen, um von mir wenigstens ein halbes Zugeständnis zu erlangen.“

„Wollen Sie mit Ihren Worten etwa andeuten, daß Connelly in Ihnen selbst den Eindruck hervorzubringen wünschte, als könnte seine Schwester möglicherweise doch Ihre Wachsamkeit getäuscht und sich ohne Ihr Vorwissen im Park ergangen haben?“

„So etwa kan's mir vor.“

„Haben Sie sich eine Meinung über die Gründe gebildet, die Mister Connelly zu einer solchen Handlungsweise veranlaßt haben könnten?“

Betsy Greene schwieg wieder eine Weile und schaute in der vorigen Haltung nachdenklich vor sich nieder. „Offen gestanden,“ meinte sie schließlich, „darüber habe ich mir bisher schon meine Gedanken gemacht. Mir schien es so, als wäre Mister Connelly daran gelegen gewesen, mir die Wahrscheinlichkeit eines Zusammentreffens seiner Schwester mit Chadwick im Park mundgerecht zu machen.“

Der Bankier hatte während des Verhörs der Zeugin schon wiederholt Anzeichen großer Unruhe an den Tag gelegt. Nun aber platzte er in heller Empörung heraus: „Sie sollten sich schämen, Miß Greene, denn Sie verdrehen den wirklichen Sachverhalt in unverantwortlicher Weise!“ Umsonst blieb es, daß der Richter ihn zur Ordnung rief und die Gerichtsbeamten ihn auf seinen Sitz zurückzudrängen suchten. „Nein, ich

will sprechen, denn der Eindruck, den die perfiden Aussagen dieser Person auf die Anwesenden gemacht haben müssen, darf und soll nicht zu einem bleibenden werden!“

„Die starken Ausdrücke des Zeugen richten sich von selbst,“ erklärte nun Ramsay achselzuckend, „ich habe aber nichts dagegen einzuwenden, wenn dem Herrn gestattet wird, eine ihm offenbar sehr am Herzen liegende Erklärung jetzt schon abzugeben.“

„Der Sachverhalt ist einfach genug,“ begann Connelly. „Ich glaubte meine Schwester im Park gesehen zu haben und zog deshalb Erkundigung im Pavillon ein. Obwohl mir's nicht in den Kopf wollte, daß ich mich so sehr getäuscht haben könnte, beruhigte ich mich doch bei der bestimmten Erklärung der Wärterin, wonach meine Schwester friedlich schlief, und begab mich nach meinem Schlafzimmer zurück.“

„Warum überzeugten Sie sich nicht durch den eigenen Augenschein davon, daß Ihre Schwester sich wirklich im Pavillon befand?“ wollte der Verteidiger wissen.

„Ich bitte,“ antwortete Connelly, „nicht zu vergessen, daß ich Miß Greene aus dem Schlafe weckte, also unmöglich Einlaß in das nur von ihr und meiner Schwester bewohnte isolierte Gebäude zu so später Stunde verlangen konnte und auch keinen stichhaltigen Grund zur Bemänglung ihrer Wahrheitsliebe hatte.“

„Sie legten sich also schlafen und erwachten wann wieder?“

„Ich sagte schon bei meinem Verhör vorhin, daß ich etwa um sechs Uhr früh aufstand und mich rasch ankleidete. Dann begab ich mich ungesäumt nach Chadwicks Zimmer und machte dort die schreckliche Entdeckung.“

„Und warum zogen Sie nochmalige Erkundigungen bei der Krankenpflegerin ein?“

„Der Verdacht, daß meine nächtlichen Wahrnehmungen doch richtig gewesen und ich meine Schwester wirklich im Parke erblickt hatte, befestigte sich in mir immer mehr, und ich beschloß daraufhin, Miß Greene nochmals zu befragen.“

„Sie gingen somit von der Voraussetzung aus, daß Ihre Schwester für das Ende Chadwicks verantwortlich gemacht werden müßte, und hielten sie für die Täterin? Wie läßt sich dies in Einklang mit der von Ihnen so hartnäckig festgehaltenen Selbstmordtheorie bringen?“

Connelly wechselte die Farbe, und mit finsterem Blick maß er die schlanke Gestalt des jungen Verteidigers. „Meine Ansicht ist unverrückt dieselbe geblieben, und ich bin auch heute noch überzeugt davon, daß Chadwick wirklich Selbstmord begangen hat. Aber ich gebe zu, daß sich in mir unter dem Einfluß des ersten lähmenden Schreckens der Verdacht auslöste, als könnte meine arme Schwester Chadwicks Ende verschuldet haben. Da ich unter dem Eindrucke stand, daß meine Schwester sich wirklich im Parke aufgehalten hatte, mußte ich notgedrungen an der Hand früherer Ereignisse meine Schlußfolgerungen ziehen. Ich bin der Zeugin Greene wirklich dankbar, daß sie ihre gegenständlichen früheren Behauptungen mit einem Eide bekräftigt hat, denn nunmehr weiß ich, daß ich von irrigen Annahmen, hervorgerufen durch eine mir freilich nach wie vor unerklärliche Augentäuschung, ausgegangen bin.“

„Woher könnte denn Ihre Schwester sich den Revolver, mit dem Chadwick erschossen wurde, verschafft haben?“

„Wie soll ich das wissen können,“ gab der Bankier

achselzuckend zurück. „Weiteres Nachdenken brachte mich ohnehin zu der Überzeugung, daß meine arme Schwester, sollte sie wirklich auf einem Irrgange durch den Park mit Chadwick zusammengetroffen sein, sich nicht an ihm vergriffen haben konnte. Wie hätte sie auch die Leiche ins Herrenhaus schaffen können!“

„Well, man kann sich den Vorgang auch anders ausmalen,“ äußerte Ramsay sarkastisch. „Die Wahnsinnige mag — durch welche Verkettung von Umständen bleibe ganz dahingestellt — doch den tödlichen Schuß auf Chadwick abgefeuert haben. Jemand, der den Park nach ihr absuchte, mag auf die Leiche Chadwicks gestoßen und sich über den wirklichen Zusammenhang sofort klar geworden sein. Er mag den Leichnam ins Herrenhaus geschafft und zur Vermeidung jeglichen öffentlichen Skandals derartig zurechtgelegt haben, daß das Coronerverdikt notgedrungen auf Selbstmord lauten mußte.“

„Ich halte es unter meiner Würde, auf eine solche Unterschlebung auch nur mit einem einzigen Worte einzugehen!“ sagte Connelly eiskalt, aber mit einem Blicke voll flammender Leidenschaft auf den Anwalt. „Wenn meine Schwester überhaupt mit Chadwick zusammengetroffen sein könnte, was nicht der Fall war, wie die beschworene Zeugenaussage Miß Greenes verbürgt, so hätte immerhin ihr mitleiderregender Anblick auf den Mann, der seine Jugendliebe bis zu seinem letzten Lebenstage nicht völlig zu vergessen vermochte, erschütternd genug einwirken können, um ihm den Revolver in die Hand zu drücken.“

„Sehr glaubhaft!“ war alles, was der junge Verteidiger darauf zu bemerken hatte.

Da von keiner Seite vorläufig eine weitere Frage

an die Krankenpflegerin gestellt wurde, durfte sie nach der Zeugenbank zurückkehren.

„Miß Nellie Fresham!“ rief die schnarrende Stimme des Gerichtsklerks den Namen der nächsten Belastungszeugin in den Saal.

Selten geschah es, daß einmal der Blick eines Anwesenden die Physiognomien der zwölf „guten und getreuen“ Männer in der Geschworenenbank streifte, denn man hatte Interessanteres zu beobachten. Nach und nach war jene behaglich-gruselige Stimmung im Saale entstanden, wie sie eine geschickte Mischung von Spannungseffekten und Sensationskizel beim großen Publikum untrüglich hervorzubringen pflegt. Selbst die Geschworenen beachteten sich gegenseitig nicht. Harrys Nebenmann saß mit in die Hand gestütztem Kinn da und starrte unausgesetzt vor sich nieder. Seine Gedanken weilten schwerlich im Saale, sondern mochten zu seiner kranken Gattin wandern.

In Harry regte sich immer wieder der Drang, wahrheitsgemäß mitzuteilen, was er selbst in jener Nacht in Freehurst erlebt hatte; aber da waren so viele Bedenken, die nicht minder gebieterisch Berücksichtigung heischten, vor allen Dingen die ihn verzehrende Riesenangst, durch Ablegen einer solchen Beichte den ersten Verdacht gegen den eigenen Schwager rege zu machen. Das durfte unter keinen Umständen geschehen! So lieb ihn seine kleine Frau auch hatte, so fühlte er doch instinktiv, daß sie ihm eine Bloßstellung ihres nicht minder heißgeliebten Bruders nie verzeihen würde. Schon darum mußte er unverbrüchlich weiter schweigen, durfte auch nichts von seiner eigenen Wahrnehmung sagen, die er im Park gemacht, als er mit der Wahnsinnigen unweit des japanischen Pavillons zusammengetroffen war. Das fiel ihm um so leichter, als er ja

nicht einmal wußte, ob die Nachtwandlerin, mit der er das unheimliche Rencontre gehabt, identisch mit der geistesgestörten Schwester Connellys war. Nein, er durfte kein Wort verlauten lassen, wollte er nichtunabsehbares Unheil heraufbeschwören! Wie er freilich dieses Stillschweigen mit seiner Pflicht und dem eigenen Gewissen auf die Dauer vereinbaren sollte, blieb ihm ein dunkles Rätsel.

Gewaltsam suchte er seinen trostlosen Gedankengang zu unterdrücken, indem er sich zwang, den Verhandlungen im Saale ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken. Sein Blick fiel auf eine weibliche Gestalt, die sich inzwischen auf den äußersten Vorderrand des Zeugenstuhls niedergesetzt hatte. Da er im Geiste noch die so sympathische Erscheinung der vorigen Zeugin vor sich sah, blickte er unwillkürlich schärfer zu und konnte nicht verhindern, daß sich in ihm etwas wie Voreingenommenheit gegen die neue Zeugin zu regen begann, in solch unüberbrückbar schroffem Gegensatz stand zu Betsy Greenes wohlthuend ruhigem und sicherem Auftreten ihre zerfahrene Erregung, und förmlich abstoßend berührte ihn die unverhüllte Angst in ihren geradezu klassisch schön geformten Zügen.

Er wurde den Eindruck nicht wieder los, als ob diese voll unverhüllter Scheu ihren Blick vom Verteidigerische und dem dahinter sitzenden Angeklagten fernhaltende Hauptbelastungszeugin, wie sie der öffentliche Ankläger in seiner Eröffnungsansprache selbst genannt hatte, von Rechts wegen auf die Anklagebank gehörte. Und diese Empfindung verdichtete sich zur Gewißheit, verglich er die nervöse Unrast ihrer Bewegungen und Mienen, ihre unftet flackernden, förmlich das böse Gewissen widerspiegelnden Blicke, die fortwährend den Saal durchwanderten, mit der heiteren Ruhe, die für gewöhnlich die Züge des Angeklagten erfüllte.

Siebzehntes Kapitel.

Sie an sie gerichteten Generalfragen beantwortete die Zeugin mit so leiser Stimme, daß selbst die in den vordersten Reihen sitzenden Zuhörer kaum einige aus dem Zusammenhang gerissene Worte auffangen konnten.

„Ich möchte überhaupt nichts aussagen!“ hauchte Nellie, deren Hände mit nervöser Geschäftigkeit sich bald an den Sessellehnen zu schaffen machten und dann wieder an dem weißen Batisttaschentuch zerrten, mit dem sie sich häufig Luft zufächelte.

„Darüber haben nicht Sie zu bestimmen, Zeugin,“ entgegnete der Distriktsanwalt in ernstem Tone. „Unterlassen Sie, bitte, jegliche Wiederholung Ihrer schon während der Voruntersuchung gemachten Versuche, mit Ihrem Zeugnis zurückzuhalten, denn Sie müssen unbedingt aussagen, und dem Gerichtshof stehen unter Umständen geeignete Mittel zur Erzwingung Ihrer Aussage zur Verfügung.“

Im-Zuhörerraum streckte man die Hälse, diese einleitenden Bemerkungen des öffentlichen Anklägers machten es auch dem Uneingeweihten ohne weiteres klar, daß die Aussagen der Zeugin von entscheidender Wichtigkeit sein mußten, und man beugte sich weit vor, um sich davon auch kein Wort entgehen zu lassen.

„Der Angeklagte ist Ihnen persönlich bekannt?“ begann der Distriktsanwalt.

„Ja.“

„Sie waren mit ihm verlobt?“

„Nicht — nicht eigentlich verlobt, aber wir — wir waren uns gut.“

„Ich möchte zur Sache bemerken,“ fiel der Verteidiger ein, „daß wir ohne weiteres zugeben, daß das zwischen der Zeugin und meinem Klienten be-

standene Verhältnis von ihrer Mutter, von der sie pekuniär abhängig ist, nicht gebilligt wurde, daß ferner die Verhältnisse meines Klienten dieses Verhältnis aussichtslos erscheinen ließen und Miß Fresham ihm bereits eröffnet hatte, daß sie sich dem Willen ihrer Mutter zu fügen habe.“

Ein dankbarer Blick traf ihn aus den tränenumflorten Augen der Zeugin, und diese nickte kaum merklich wie zur Bestätigung seiner Worte.

„Well,“ äußerte der Distriktsanwalt, „dann können wir gleich zu den Vorgängen in der kritischen Nacht übergehen. Sie hatten damals eine letzte Zusammenkunft mit dem Angeklagten. Von wem ging die Anregung zu dieser Zusammenkunft aus?“

Die Zeugin antwortete nicht, verhüllte ihr Gesicht und weinte.

„Ich möchte weiter bemerken,“ fiel Ramsay wieder ein, „daß die Anregung zu dieser letzten Zusammenkunft von meinem Klienten ausging. Er hatte wiederholt brieflich um die Gewährung einer entscheidenden Aussprache gebeten; als er von Miß Fresham keine Antwort erhielt, schrieb er ihr, daß er sich unter allen Umständen in der betreffenden Nacht einfänden und keinen Versuch scheuen würde, die junge Dame zu sprechen. Obwohl er auch auf diesen letzten Brief keine Antwort erhielt, begab er sich am gedachten Abend nach Oysterbay, wo er durch eine Zugverspätung erst lange nach der gewohnten Stunde eintraf. Wir bestreiten nicht, daß er sich trotzdem nach Freehurst begab und dort vielleicht eine Viertelstunde lang auf Miß Fresham warten mußte. Schließlich wird auch nicht bestritten, daß Miß Fresham mit meinem Klienten im Freehurster Park, unweit des sogenannten Aussichtstempels am Strande, eine Aussprache hatte, die

indessen nur wenige Minuten dauerte und nach deren Beendigung sich mein Klient nach dem Bahnhof zurückbegab und dort den zur Abfahrt nach Long Island City stehenden Zug benützte. Was sich in jener Nacht in Freehurst sonst noch zugetragen haben mag, entzieht sich darum auch seiner Kenntnis vollständig.“

Zu diesen Feststellungen hatte der öffentliche Ankläger nur sarkastisch gelächelt. „Ich bin der Verteidigung für diese Vereinfachung des Verhörs der Zeugin in deren Interesse dankbar,“ meinte er nicht ohne Ironie, „ziehe es aber vor, nunmehr ohne weitere Beihilfe seitens der Verteidigung vorzugehen.“ Er wendete sich der Zeugin wieder zu.

Diese hielt in gesteigerter Erregung wie flehend die gefalteten Hände hoch. „Muß ich wirklich ausfagen?“ stöhnte sie. „Ach, es ist für mich so — so demütigend und — und so schrecklich!“

„Sie gehen von falschen Voraussetzungen aus, Zeugin,“ unterbrach sie der Distriktsanwalt wohlwollend. „Niemand im Saale wird Sie irgendwelcher unlauteren Handlungsweise zu verdächtigen wagen, sondern es der Natur der Sache nach nur begreiflich finden, daß Sie dem heute Angeklagten die von diesem so dringlich nachgesuchte letzte Unterredung gewährten. Und nun zur Sache!“ Er räusperte sich, blätterte einen Moment in den vor ihm auf dem Tische ausgebreitet liegenden Notizen und begann dann wieder: „Sie geben zu, daß Sie bei jener letzten Zusammenkunft dem Angeklagten eröffneten, daß an eine Fortsetzung des geheimen Verlöbnisses nicht gedacht werden könnte, Sie vielmehr entschlossen seien, sich dem mütterlichen Nachwort zu beugen. Wie verhielt sich der Angeklagte demgegenüber?“

Baghaft blickte Nellie zum ersten Male, seit sie im Zeugenstuhle Platz genommen, auf Ben Slotery, doch sie schrak zusammen und wendete hastig den Blick, als sie seine Augen fest auf sich gerichtet sah; es lag etwas Herausforderndes in seinem Blicke, das ihr das Blut in die Wangen trieb. Unverhüllte Geringschätzung blickte ihr aus diesen dunklen Schwärmeraugen entgegen. Sie schienen höhrend und verurteilend zu sagen: Tu dein Schlimmstes, ich mache mir nichts daraus! Du hast mich einmal verraten und verleugnet, mir grausam die letzte Zukunftshoffnung geraubt, und nun ist mir's ganz einerlei, ob du ausagst oder schweigst!

„So antworten Sie doch, Zeugin!“ drängte der Distriktsanwalt. „Es handelt sich ja nur um die Wiederholung der von Ihnen bereits zu Protokoll gegebenen Aussagen.“

„Dann würde es meines Ermessens den Gang der Verhandlungen wesentlich beschleunigen, wenn dieses Protokoll einfach zur Verlesung gebracht würde. Die Zeugin kann sich ja nachher zur Sache erklären,“ bemerkte der Verteidiger.

Als auch der Richter zustimmte, nahm der Distriktsanwalt aus seinen Akten einen Bogen zur Hand. „Hier haben wir das Verhörprotokoll, das die Unterschrift der Zeugin trägt und worin sie folgendes ausagt: ‚Es ist mir nicht bekannt, von wem die anonyme Anzeige herrührt, die auf eine von mir in der Nacht zum 1. Oktober im Park von Freehurst einem gewissen Benjamin Slotery gewährte Unterredung Bezug nimmt. Eine solche Unterredung fand indessen wirklich statt. Jedenfalls habe ich über diese Zusammenkunft weder vorher noch nachher zu jemand, auch nicht zu meiner Mutter, gesprochen.‘“ — Der Distriktsanwalt blickte auf. „Es folgen nun die von der Zeugin bereits

wiederholten Ausfagen über die Gründe, die sie zum Abbruch des geheimen Verlöbniſſes mit dem Angellagten bewogen haben, und dann heißt es weiter: „Slotery befand ſich in hochgradiger Erregung, und als ich ihm unumwunden erklärte, daß ich das ſo lange in ihn geſetzte Vertrauen völlig verloren hätte und davon überzeugt wäre, daß er es nie zur Anerkennung der Mitwelt oder zu einem geſicherten Einkommen, auf Grund deſſen wir heiraten könnten, bringen würde, antwortete er mir wörtlich: Du irrſt dich in meiner Beurteilung, denn der in mir lebende Wille zur Berühmtheit iſt ſo ſchickſalsgewaltig, daß er ſich durchſetzen muß und wird! Schon möglich, daß ich die Mitwelt nicht zwingen kann, mich als Dichter zu ehren, aber vergiß nicht, daß auch Heroſtratus den Dianentempel der Epheler erſt in Brand ſetzte, nachdem all ſeine anderen Bemühungen, anerkannt zu werden, fehlgeſchlagen waren. Und ich habe die Empfindung, als ob es nur eines flüchtigen Anſtoßes von außen her bedürfte, um mich zum anderen Heroſtrat werden zu laſſen. Ich will berühmt oder meinethalben auch berüchtigt werden, ſchließlich kommt das auf daselbe heraus. Aber ich werde die Menſchheit, wenn nicht zur Bewunderung, ſo doch zum Abſcheu zwingen! Gleichgültig ſoll niemand bleiben dürfen, wenn mein Name genannt wird!“ — Auf eine Zwischenfrage des Inquirierenden bemerkt die Zeugin, daß Slotery ungemein exaltiert in ſeinem ganzen Weſen ſei und ſich immer zwiſchen Extremen bewege. Anfänglich habe ſie das für ein Zeichen ihm innewohnender Genialität gehalten, und gerade ſein von allen Mitmenſchen ſich eigenartig ſcharf unterſcheidendes exzentriſches Weſen habe ſie zu ihm hin gezogen. Damals ſei ſie kaum den Kinderschuhen entwaſſen geweſen und habe den

überschwenglichen Versicherungen ihres Anbeters vollen Glauben beigemessen. Aber im Laufe der Jahre habe sich ihr Zweifel an seiner künftigen Dichtergröße immer stärker geregt, bis sie endlich die Berechtigung der ihr mütterlicherseits gemachten Vorhaltungen habe einsehen müssen. Wörtlich fährt sie fort: „Meine Mutter hatte ihr kleines Vermögen an meine Erziehung gewendet und warf mir vor, daß ich meine Jugend einem unklaren Phantasten opferte, der schließlich nur meine Zukunft ruinieren, es aber niemals zu etwas bringen würde. Das sagte ich im Laufe unserer letzten Aussprache unumwunden, und Slotery wurde daraufhin so erregt, daß er sich zu beschimpfenden Äußerungen gegen meine Mutter hinreißen ließ und direkte Drohungen gegen sie ausstieß. Darüber würde auch ich ärgerlich und sagte ihm, daß ich gegen meine Mutter Verpflichtungen hätte, die durch sein stark ausgeprägtes Selbstbewußtsein und die zu seinen Mißerfolgen so kraß kontrastierende Selbstüberhebung nicht erfüllt werden könnten. — Chadwick, der tags zuvor zum Besuch in Freehurst eingetroffen war, hatte mir viele Aufmerksamkeiten erwiesen, ja, obwohl er mich nur oberflächlich kannte, hatte er kurz nach dem Abendessen meiner Mutter angedeutet, daß er sich gern um meine Hand bewerben würde, falls er Hoffnung auf Erhörnung hegen dürfte. Aus Gründen, die er nicht weiter erwähnte, legte er Wert darauf, seine Verlobung mit mir noch im Laufe des folgenden Tages, als des voraussichtlich letzten seines Aufenthalts in Freehurst, bekannt zu geben. Von alledem hatte mich meine Mutter gleich nach Aufhebung der Abendtafel in Kenntnis gesetzt. Es kam zwischen uns zu einem gereizten Wortwechsel, Mama wollte mich durchaus zu einer Annahme des in ihren Augen äußerst vorteilhaften

Antrags überreden, während ich ihr unumwunden erklärte, daß ich niemals einem mir nur oberflächlich bekannten Mann, der den Jahren nach obendrein mein Vater sein konnte und zu dem ich auch nicht die geringste Neigung verspürte, mein Jawort geben würde. Um Chadwick auszuweichen, begab ich mich bald darauf mit meiner Freundin Viola Connelly, die sich an jenem Abend nicht wohl fühlte, nach deren Schlafzimmer, wo ich ihr lange Gesellschaft leistete. Als ich mich endlich freimachen konnte, eilte ich in großer Hast nach dem Aussichtstempel, wo Slotery bereits auf mich wartete. Durch sein anmaßendes Gebaren geärgert, berichtete ich ihm, daß Chadwick mir einen Antrag gemacht habe, und als Revanche für die vielen Unliebenswürdigkeiten, die er zu mir gesagt, ließ ich gegen meine bessere Überzeugung durchblicken, daß ich es mir noch sehr überlegen würde, ehe ich mich zur Zurückweisung eines derartigen Antrags, der mich zur Frau eines reichen und mich späterhin sicherlich auf Händen durchs Leben tragenden Mannes machen würde, entschloße. Als ich, wiederum durch seine ausfallenden Zwischenbemerkungen gereizt, noch hinzufügte, daß ich lieber einen ungeliebten Mann, der mir eine gesicherte Zukunft verbürgen könnte, heiraten würde, als mich mit seinen ewigen Versprechungen künftiger Größe noch länger hinziehen zu lassen, geriet er vor Wut ganz außer sich. Er erging sich gegen Chadwick in wilden Schmähungen. Ich hatte den Eindruck, als müßte er mit ihm von früher her verfeindet sein, besonders als er zuletzt sich zu der Drohung hinreißen ließ, daß er der Laufbahn dieses gewissenlosen Don Juans ein Ende mit Schrecken bereiten würde, sobald er seiner Person habhaft werden würde. Ja, er vermaß sich, ihn beim bloßen Erblicken wie einen tollen Hund niederzuknallen. Sein Betragen

wurde derartig ausfallend, daß ich ihm kurz erklärte, in alle Zukunft nichts mehr mit ihm zu tun haben zu wollen. Damit ließ ich ihn stehen und ging in großer Hast nach dem Herrenhaus zurück.“

Der Distriktsanwalt legte das Protokoll wieder vor sich nieder. Im Saale war es still geworden, und das Mienenspiel der meisten Zuhörer verriet die verschiedenartigen Empfindungen, die die Aussagen der Zeugin in ihnen hervorgerufen hatten. Zumeist blickte man mitleidig auf die im Zeugenstuhl völlig Zusammengefunkene, die das Taschentuch vor die Augen gepreßt hielt und laut weinte. Aber es war auch eine Minderheit im Saale, die mißbilligend die Zeugin musterte; zumeist waren es die weiblichen Zuhörer, deren Lippen sich herbe geschürzt hatten, und Ausdrücke wie: „Herzlose Kokette, hätte ihr Zeugnis unter allen Umständen verweigern müssen!“ schwirrten durch die Luft, wobei die gestrengen Kritikerinnen freilich eine Eigenart des amerikanischen Strafgesetzes übersehen, das Zeugnisverweigerung als Mißachtung des Gerichts ungleich härter ahndet, als dies bei einem deutschen Zeugniszwangsverfahren möglich wäre.

Doch beim ersten Wort, das der Distriktsanwalt verlauten ließ, wurde es wieder still im weiten Saale. Man witterte allgemein das Kommen der Hauptfensation.

„Ihre Absicht, sofort das Herrenhaus aufzusuchen, gaben Sie unterwegs wieder auf?“

„Ja.“

„Sie beschloffen, nochmals umzukehren?“

„Ja.“

„Zeugin, lassen Sie sich nicht zu jedem Worte nötigen! Wie oft soll ich Ihnen noch wiederholen, daß Sie unter Eid stehen!“

„Aber es ist doch so schrecklich, in solcher Weise auszusagen zu müssen!“

„Gewiß, als Mensch gehört Ihnen meine volle Sympathie, aber als Staatsanwalt muß ich auf Ihrer Aussage bestehen,“ klang es kühl zurück. „Also nochmals, Sie kehrten um, vermutlich in der Absicht, dem Angeklagten noch einige Worte zu sagen?“

„Nein, nicht gerade deswegen, aber ich sah vom Herrenhause her Chadwick herankommen.“

„Er kam auf Sie zu?“

„Ja.“

„Wie verhielten Sie sich?“

„Ich wollte nicht von ihm bemerkt werden, dazu befand ich mich in viel zu großer seelischer Erregung.“

„Sie wichen ihm also aus?“

„Ja. Das war verhältnismäßig leicht. Ich befand mich gerade auf halber Terrassenhöhe, wo sich ein Springbrunnen mit einer künstlichen Tropfsteinhöhle dahinter befindet. Diese lag in tiefem Schatten, und ich trat hinein, ließ mich auf der dort befindlichen Bank nieder und wartete das Vorüberschreiten Chadwicks ab.“

„Und wie verhielten Sie sich weiter?“

Wieder zögerte Nellie mit ihrer Antwort. Doch diesmal bedurfte es nur eines ungeduldigen Handwinks von der Richterbank, um sie zum Weitersprechen zu veranlassen. „In mir regte sich plötzlich ein banges Gefühl. Ich dachte an die Folgen, die möglicherweise ein Zusammentreffen zwischen dem nichtsahnenden Chadwick und meinem Ver—— Mister Slotery,“ verbesserte sie sich eilig, „nach sich ziehen konnte.“

„Das ist begreiflich. Was machten Sie daraufhin?“

„Ich ging langsam in derselben Richtung zurück. Mein Angstgefühl steigerte sich noch, als ich wahrnehmen mußte, wie Mister Chadwick sich dem Strande

zuwendete und in gerader Linie nach dem Aussichtspavillon ging, wo aller Wahrscheinlichkeit nach sich Slotery noch aufhielt. Ich fühlte mich versucht, Chadwick, der von meiner Gegenwart nichts ahnte, eine Warnung zuzurufen, schwieg aber in der Erwägung, daß meine Stimme auch von Slotery gehört werden mußte und dies seinen Jähzorn erst recht entflammen würde. Ich fürchtete auch, daß Chadwick meine Einmischung fälschlich zu seinen Gunsten auslegen könnte. Ach, hätte ich ihn doch gewarnt!“ stöhnte sie und verhüllte das Gesicht wieder mit beiden Händen.

Bis dahin hatte der Angeklagte dem Verhör der Zeugin mit entweder echter oder zumindest vorzüglich nachgemachter Gleichgültigkeit gelauscht. Nun aber schien sich etwas von der nervösen Unbehaglichkeit seines Verteidigers, der das stumpfe Ende seines Bleistifts in den Mund gesteckt hatte und gedankenverloren daran saugte, auch ihm mitzuteilen. Er wurde plötzlich aufmerksam, richtete sich mit einem Ruck steif im Sessel auf, faltete die Hände über der Tischplatte und richtete den Blick durchdringend auf die Zeugin, die indessen nichts davon gewahr wurde, da sie ängstlich bemüht war, in entgegengesetzter Richtung zu schauen.

Aber auch der zwölfte Geschworene beugte sich in fieberhaftem Interesse über die Brüstung und starrte aus weitgeöffneten Augen auf die Zeugin.

„Was geschah nun weiter?“ erkundigte sich der Distriktsanwalt, ohne von der sich immer wieder in Weinausbrüchen bekundenden übergroßen Nervosität der Zeugin Notiz zu nehmen.

Aber deren Weinen steigerte sich zum lauten Schluchzen, sie rang die Hände, und als sie dann wie unter äußerlichem Zwange den Angeklagten anschaute und dessen durchdringenden Blick auf sich ruhen fühlte, streckte sie die

Hände nach ihm aus und rief verzweiflungsvoll: „Ben, so wahr der Himmel mich in meiner letzten Stunde nicht verlassen möge, ich habe es nicht sagen wollen! Aber die schrecklichen Menschen setzten mir so lange zu, bis ich nicht anders konnte! Verzeih mir, ich kann nicht anders!“

Der Richter ließ die Gabel klirrend aufschlagen. „Ich rufe Sie zur Ordnung, Zeugin!“ rief er streng. „Sie dürfen den Angeklagten nicht ansprechen! Fahren Sie in Ihrer Aussage fort!“

„Mein Gott, es ist so schrecklich!“ stöhnte Nellie. „Ich blieb absichtlich weit zurück, damit ich von Chadwick, falls dieser sich umschauen sollte, nicht wahrgenommen werden konnte. Ich sah ihn selbst nicht mehr. Und dann —“ erschauernd schlug sie die Hände vors Gesicht. „Muß ich denn dieses Entsetzliche wirklich ausagen?“ wendete sie sich flehend an den Ankläger.

„Sie haben es bereits zu Protokoll gegeben, und im übrigen ist bei Ihrer Einvernahme ebensowenig wie in der gegenwärtigen Verhandlung irgendwelcher Zwang auf Sie ausgeübt worden. Sie hörten also Chadwick plötzlich aufschreien?“

Nellie nickte. „Ja, Mister Chadwick schrie plötzlich auf, es klang fast wie ein Hilfeschrei, durchaus nicht sehr laut, aber offenbar ängstlich.“

„Und was trug sich weiter zu?“

„Ich hörte Ben — Mister Slotery mit wutentstellter Stimme kreischen: ‚Habe ich Sie abgefaßt, Sie scheinheiliger Fuchs?‘“

„Nun, und was sagte Chadwick darauf, Zeugin?“ fragte der Distriktsanwalt.

„Genau konnte ich es nicht hören, aber ungefähr verstand ich: ‚Lassen Sie mich los, ein Mensch wie Sie hat keine Berechtigung, sich um die Hand eines geachteten Mädchens zu bewerben.‘“

„Weiter, Zeugin! Seien Sie doch nicht so wortkarg! Sie hörten doch, was der Angeklagte erwiderte?“

Nellie schluckte krampfhaft, sie zerfloß schier in Tränen, mit krampfzig zusammengefalteten Händen saß sie schwankend im Stuhl.

Doch der öffentliche Ankläger kannte keine Nachsicht, zornig schlug er mit der flachen Hand wiederholt auf den Tisch. „Nun, werden wir endlich hören, was der Angeklagte zur Antwort gab?“

„Ach, es ist so schrecklich — ich — ich —“

„Heraus mit der Sprache!“

„Der — der Angeklagte sagte dann, aber mit einer Stimme, wie ich sie nie zuvor bei ihm gehört, es war mehr ein tonloses Zischen als eine wirkliche Menschenstimme: ‚Beim Ewigen, Chadwick, und wenn ich darum das Schafott besteigen müßte, Sie werden mir entweder auf der Stelle schwören, meine Braut nicht länger zu belästigen, oder Ihr letztes Gebet hersagen!‘“

Der Angeklagte war plötzlich aufgesprungen, er stand totenbleich, die Linke gegen das Herz gepreßt, flammenden Protest in den fest auf die Zeugin gerichteten Blicken. „Sie lügt! Sie lügt! Sie will mich rachsüchtig verderben! Ach, Nell, was tat ich dir, daß du mich durch einen Meineid dem Henter ausliefern willst?“ schrie er sie an.

Unbeschreiblicher Tumult entstand im Saale. Fast sämtliche Anwesenden waren von ihren Sitzen aufgesprungen und starrten auf die beiden Hauptpersonen des düsteren Gerichtsdramas.

So hochgradig die Erregung aber auch ein mochte, die Harry Prendergast überkommen hatte, so unterschied er sich durch sein Gebaren doch nur wenig oder gar nicht von den übrigen Geschworenen, die durch das nun folgende Verhalten des Angeklagten

noch mehr aus ihrer ruhigen Haltung aufgerüttelt wurden.

Umsonst schlug der Richter aus Leibesträften mit der Gabel auf den Tisch und gebot schreiend Ruhe, vergeblich suchten auch die Gerichtsbeamten Ben Slotery gewaltsam auf seinen Sitz zurückzudrängen. Er stieß sie mit ungeahnter Kraft von sich, breitete weit die Arme gegen den Zuhörerraum aus und rief: „Beim lebendigen Gott, die Zeugin lügt! Kein Wort davon ist wahr! Nie und nimmer bin ich in jener Nacht mit Chadwid zusammengetroffen. Sie lügt! Sie lügt! Sie will mich verderben — und ich habe sie geliebt, und ich liebe sie noch! Aber sie will mich verderben!“

Vier starker Männer bedurfte es, um den sich gleich einem Rasenden Gebarenden schließlich auf seinen Stuhl niederzuzwingen.

Der Richter erhob sich. Er hatte ein'ge Worte mit dem Distriktsanwalt ausgetauscht.

„Ruhe! Ruhe! Zur Ordnung!“ schrieken die Gerichtsdienere und suchtelten mit ihren Knüppeln.

Dann, als es wieder leidlich still im Saale geworden war, vertagte der Richter die Sitzung und beraumte deren Wiederbeginn auf den nächsten Vormittag an.

Noch immer erschütterte krampfes Schluchzen die Gestalt des Angeklagten, als dieser nun zwischen zwei Polizisten aus dem Saale geführt wurde. Aber auch Harry Prendergast stand wie ein Bild der Verzweiflung da und starrte vor sich ins Leere, als ob sich ihm dort eine graufige Vision offenbarte. Einer der Beamten mußte ihn schließlich durch derbes Armschütteln dazu veranlassen, sich dem aus dem Saale geleiteten Zuge der übrigen Geschworenen anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)





Die beiden Chauffeure.

Erzählung von H. Giersberg.

Mit Bildern
von Th. Volz.



(Nachdruck verboten.)

Schneidend fegte der herbstliche Nordost über die kahlen Stoppelfelder und die weiten Heideflächen der spärlich besiedelten Tiefebene dahin. Erst der düstere Föhrenwald, der wie eine unheimlich schwarze Mauer unter dem schweren, zerrissenen Gewölk des Abendhimmels stand, setzte seinem tobenden Ungestüm einen hemmenden Wall entgegen. Stillter und geschützter als draußen auf dem freien Felde war es ja zwischen den dunklen, gleichmäßig aufgerecten Hochwaldstämmen, aber ein dumpfer, moderiger, naßkalter Hauch entströmte dem regenfeuchten Boden; und gestaltlose Nebelschwaden krochen gespenstisch über ihn hin.

Nichts Lebendiges schien sich um diese düstere Dämmerstunde in dem unwirtlichen Revier zu regen. Alles Getier hatte seine schützenden Schlupfwinkel aufgesucht, und die Landstraße, die in weitem Bogen den Wald durchzog, lag so verlassen, als wäre sie ein Weg an das Ende der Welt.

Aus einer Vertiefung des nassen Bodens, kaum zehn Schritte von der Landstraße entfernt, hob sich der Kopf eines Mannes. Er war durch nichts anderes gegen die Unbilden des Wetters geschützt als durch das kurzgeschorene, schwarze, borstige Haar, und er

zeigte ein starkknochiges, bartloses Gesicht mit dunkel umschatteten, stier blickenden Augen.

Der Mann mochte kaum dreißig Jahre alt sein und war nicht häßlich zu nennen, aber seine Haut hatte jene fahlgelbe Farbe, die sich nach längerer Haft bei den Insassen von Gefängnissen und Zuchthäusern einzustellen pflegt. Das stark vorgeschobene massige Kinn brachte einen Ausdruck von Brutalität in das sonst offenbar recht intelligente Gesicht.

Schwer und keuchend ging der Atem des anscheinend soeben aus dem Schlafe oder aus einer Ohnmacht Erwachten. Er brauchte offenbar einige Zeit, um darüber klar zu werden, wo er sich befand. Dann richtete er sich stöhnend auf, wie unter heftigen Schmerzen. Er mußte nahezu erstarrt sein, denn seine Kleidung bestand nur aus einem jener groben Drillhänzige, wie ihn die Sträflinge tragen. Die ängstliche Behutsamkeit, mit der er jetzt sein linkes Bein betastete, ließ erraten, daß dort der Sitz seiner Schmerzen sei. Endlich stand er auf und tat ein paar langsame Schritte bis zu einem der nächsten Bäume hin. Da aber lehnte er sich ächzend gegen den Stamm und schüttelte wie in hoffnungsloser Verzweiflung den Kopf.

Er hatte in der That Ursache, zu verzweifeln. Seitdem es ihm gelungen war, durch ein todesmutiges Kletterkunststück aus seiner Zelle in der Venzberger Strafanstalt bis auf den Hof hinab- und von da über die Umfassungsmauer ins Freie hinauszutreten, waren zwei Nächte und zwei Tage vergangen, und er hatte während dieser achtundvierzig Stunden nichts über seine Lippen gebracht als Wasser und immer wieder Wasser. Die Nächte hindurch hatte er sich querfeldein über Äcker und Wiesen vorwärts geschleppt, alle menschlichen Ansiedlungen in weitem Bogen um-

schleichend; vom ersten Morgendämmern aber bis zum Einbruch der Dunkelheit hatte er sich in irgend einem Schlupfwinkel verborgen gehalten, hungernd, frierend und von immer wütenderen Schmerzen gepeinigt.



Dem bei dem tollkühnen Sprung von der Mauer hatte er sich eine Verletzung am Fuße zugezogen, eine Verstauchung oder Zerrung, die ihn anfangs nur wenig am Gehen gehindert hatte, nach der ersten Ruhepause

aber um so empfindlicher fühlbar geworden war. Der Knöchel war aufgeschwollen, und die kühlenden Umschläge, zu denen er in immer kürzeren Zwischenräumen seine Zuflucht nehmen mußte, brachten nur wenig Linderung. Kurz vor dem Anbruch des heutigen Tages hatte er den Rand des Waldes und die Landstraße erreicht, die er ebenfogut kannte wie alle anderen Straßen und Wege in dieser Gegend. Eine Stunde noch hatte er sich zwischen den Stämmen dahingeschleppt, dann aber war er zusammengebrochen und hatte bis zu diesem traurigen Erwachen regungslos wie ein Stein in der moderigen Bodensenkung gelegen, die ihn vor den Blicken der auf der Landstraße Vorüberziehenden deckte. Jetzt fühlte er sich so erschöpft, daß er nicht einmal an den Versuch dachte, seine Wanderung fortzusetzen.

Seine Hoffnungen waren tot, diese verwegenen, unsinnigen Hoffnungen, die ihm den Mut und die Kraft verliehen hatten, sich allen Gefahren zum Troß den Weg in die Freiheit zu bahnen. Jetzt wußte er, daß alles umsonst gewesen war, daß er sich weder ins Ausland retten noch jemals die Geliebte wiedersehen würde, der in diesen hinter Gefängnismauern verbrachten zwei Jahren alle seine Gedanken gehört hatten. Ob es für einen gesunden und rüstigen Fußgänger auch kaum mehr als zwei oder drei Wegstunden sein mochten, die ihn noch von ihr trennten, er wußte doch, daß er sie niemals zurücklegen werde. Ohne Beistand konnte er nicht weiter, und es gab keinen Zweifel für ihn, daß niemand ihm diesen Beistand gewähren würde. Stand es doch sicher heute schon in jedem Blättchen zu lesen, daß der wegen schwerer Körperverletzung zu vier Jahren Gefängnis verurteilte Georg Starringer aus der Strafanstalt Venzberg entsprungen sei, und wo immer er sich in seinem Sträflingsanzuge blicken

ließ, überall würde er statt der Helfer nur erbarmungslose Feinde und Häscher finden.

In den Fluchtplänen, die er ruhelos während dieser entsetzlichen zwei Jahre geschmiedet, war es ihm immer als ein leichtes erschienen, sich weiterzuhelfen, sobald er nur erst einmal die Umfassungsmauer des Gefängnisses hinter sich hatte. Den letzten zwei Tagen und Nächten war es vorbehalten gewesen, ihn zu lehren, was es für den Hilflosen bedeutet, ein Ausgestoßener und Geächteter zu sein.

Jetzt zerbrach er sich nicht mehr den Kopf über einen Weg der Rettung. Sein Geist war müde geworden wie seine Glieder, und mit völliger Klarheit lebte darin nur der eine Gedanke: Nur nicht ins Gefängnis zurück! — Lieber sterben!

Sterben! Ja, das war das beste. Gleich hier auf der Stelle — ohne alle weitere nutzlose Angst und Qual. Wenn er doch ein Messer besessen hätte oder einen Strick! Oder wenn ein Wasser in der Nähe gewesen wäre, darin er sein Elend hätte ertränken können! Aber ihm blieb gegen sein armseliges Leben keine andere Waffe als der Hunger und die Entkräftung. Aber sein Körper war so stark, so grausam stark! Wer weiß, wie viele Stunden noch vergehen mußten, bevor er erlag!

Da hob er den Kopf und lauschte. Ein dumpfer, heulender Ton war aus der Ferne an sein Ohr gedrungen, ein Ton, den er sehr gut kannte. Es wahrte nicht lange, bis er sich wiederholte. Es war ohne Zweifel die Huppe eines Automobils, die da ihr Warnungssignal erschallen ließ, und es gab für den Kraftwagen keinen anderen Weg als die Landstraße, die als ein heller Streifen zwischen den Stämmen zu Georg Starringer herüberschimmerte.

Die zusammengesunkene Gestalt des entsprungnen Sträflings rechte sich, ein Ausdruck von Spannung kam in seine erschlafften Züge. Mit vorgeneigtem Haupte horchte er in die nur vom Rauschen der Bäume unterbrochene Stille hinaus.

Die Signale wiederholten sich nicht mehr, sie waren auf der menschenleeren Straße ja ohnehin beinahe überflüssig genug gewesen. Bald unterschied Starringers scharfes Ohr bereits das Rasseln und Stampfen des offenbar rasch näher kommenden Gefährts. Er verlor seine Zeit nicht mit Überlegungen und inneren Kämpfen. Ohne sich der Schmerzen in seinem verletzten Fuße bewußt zu werden oder ihrer zu achten, legte er mit einigen raschen, sprungartigen Schritten die kurze Strecke bis zur Landstraße zurück, und nachdem ein seitwärts geworfener Blick ihn überzeugt hatte, daß das anscheinend sehr große Automobil mitten auf der Fahrbahn mit äußerster Schnelligkeit heransauzte, warf er sich in seiner ganzen Länge mitten auf die Straße.

Aber er hatte die Entfernung unterschätzt, die ihn noch von dem Fahrzeug trennte, er hatte nicht mit der unerschrockenen Geistesgegenwart des Mannes gerechnet, von dem es gelenkt wurde. So blißschnell hatte der beim Anblick der hingestreckten menschlichen Gestalt die Bremsen angezogen und den Motor auf Rückwärtsbewegung umgestellt, daß der lange, schwere Wagen wie von Geisterhänden mitten in seiner rasenden Fahrt gehemmt und mit einem gewaltigen Ruck quer über die Straße gestellt wurde — kaum meterbreit von dem am Boden Liegenden entfernt.

In derselben Minute war noch der Fahrer vom Wagen herabgesprungen, ein mittelgroßer, stämmiger und breitschulteriger Mann in der Ausrüstung eines herrschaftlichen Chauffeurs.

„Holla — was gibt's da? Sind wir verrückt oder betrunken?“

Seine Stimme hatte einen frischen, jugendlichen Klang, wenn auch die eben überstandene Aufregung noch ein wenig darin nachzitterte. Indem er die Schutzbrille über die Stirn emporhob, trat er an den noch immer in seiner Lage Verharrenden dicht heran*).

Langsam, mit einem schluchzenden Laut, drehte Georg Starringer den Kopf, und wie sie einander anstarrten, spiegelte sich gleichzeitig das Erkennen auf den Gesichtern beider.

„Georg — du bist's?“

Mit dem Klange eines schier fassungslosen Entsetzens war es von den Lippen des Chauffeurs gekommen.

Der Sträfling aber richtete sich mit einer raschen Bewegung zu sitzender Stellung auf. „Ja, Meinhardt — ich selber und nicht mein Geist! Warum hast du mich nicht totgefahren, wie du es solltest? Dann wär's jetzt schon überstanden.“

„Mensch — um des Himmels willen, wie kommst du hierher? Du bist wohl —“

„Ausgebroschen bin ich — natürlich! Was brauchst du erst zu fragen, da du's ja an dem Zeug sehen kannst, das ich auf dem Leibe habe. Ich wäre verrückt geworden, wenn ich's da drinnen noch länger hätte aushalten müssen. Ich mußte die Grete wiedersehen, ich mußte — und hätte ich auch zehn Aufseher niederschlagen sollen, um hinauszukommen. — Sie ist doch noch auf Hohen-Lindow, die Grete?“

Der Chauffeur war um einen Schritt zurückgetreten und hatte sich an seinen Wagen gelehnt. „Ja, sie ist noch da,“ sagte er, und seine eben so frisch klingende

*) Siehe das Titelbild.

Stimme war beinahe tonlos geworden. „Du aber, Georg, du darfst nicht nach Hohen-Lindow! Sie würden dich ja auf der Stelle festnehmen.“

„Sie sollten es nur versuchen. Lebendig brächte mich keiner in seine Gewalt. Und daß mir vor dem Sterben nicht bange ist, hast du ja eben gesehen. Übrigens ist trotzdem dafür gesorgt, daß ich nicht mehr nach Hohen-Lindow komme, denn ich habe mir den Fuß verlezt und kann nicht weiter.“

„Aber was soll dann aus dir werden?“

Der andere lachte dumpf. „Eine Leiche — was sonst? Steig auf, Meinhardt, und fahre über mich weg. Du siehst ja, daß du nur ein gutes Werk damit tust. Wenn du aber nicht das Herz dazu hast, so laß mir wenigstens dein Messer da oder einen guten Strick, von dem ich sicher sein kann, daß er mich trägt.“

Ein sekundenlanges Schweigen folgte seinen Worten.

Erst nach einem schweren Atemzuge sagte der Chauffeur: „Was du da redest, ist natürlich alles Unsinn. — Kannst du aufstehen und auf meinen Wagen steigen? Oder muß ich dir helfen?“

„Ich könnt's schon allein. Aber wohin willst du mich denn bringen? Nach Hohen-Lindow oder nach dem nächsten Gendarmerieposten?“

„Hierhin so wenig wie dahin. Es handelt sich doch nur darum, daß du so schnell als möglich über die Grenze kommst. Dazu brauchst du einen, bei dem du dich verstecken kannst, bis die Gelegenheit günstig ist, und der dir auch sonst beisteht. Mein Vetter Abromcit in Neuenhagen ist der einzige, von dem ich weiß, daß er's für Geld und gute Worte tun wird. Zu ihm also will ich dich fahren.“

Der Sträfling war langsam aufgestanden, doch schien er noch keineswegs entschlossen, der menschenfreundlichen

Aufforderung Folge zu leisten. „Es ist ja ganz gut von dir gemeint, Rudolf,“ sagte er, „aber es hat alles keinen Zweck. Ich habe kein Zeug, in dem ich mich sehen lassen darf, und keinen Pfennig Geld.“

„Für das Notwendigste will ich schon sorgen. Steig nur erst auf, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Bist du denn inzwischen so reich geworden? Hat dir Graf Pernwald vielleicht dein Gehalt verdoppelt?“

„Nun, so viel, wie du für den Augenblick brauchst, habe ich schon übrig. Und wir — wir waren doch alte Freunde.“

„Hast mich sonst nicht gerade viel von Freundschaft merken lassen, Meinhardt — damals, als ich noch mit dir auf Hohen-Lindow bedienstet war. Und was du bei der Gerichtsverhandlung über meine Gewalttätigkeit und meine blinde Eifersucht vorbrachtest, wollte mir auch nicht sehr freundschaftlich vorkommen.“

„Unter meinem Eid konnte ich als Zeuge nur die Wahrheit sagen, Georg. Übrigens meine ich, jetzt wäre nicht der richtige Augenblick, um von alten Geschichten zu reden.“

„Gut — mögen sie in Gottes Namen vergessen sein. Aber wenn du jetzt mein Freund bist und Mitleid mit mir hast, so bring mich erst nach Hohen-Lindow. Es wird Nacht sein, bis wir hinkommen, und ich will mich schon bis zu dem Richterschen Hause schleichen, ohne daß mich einer sieht. Die Grete wird mich nicht verraten. — Oder meinst du, daß sie es tun würde?“

Rudolf Meinhardt machte sich an seinem Fahrzeug zu schaffen. Es klang merkwürdig dumpf, da er erwiderte: „Nein, verraten würde sie dich wohl nicht. Aber nach Hohen-Lindow bring' ich dich doch nimmermehr.“

„Warum denn nicht?“ fragte Starringer mit einem

leidenschaftlichen Beben der Stimme. „Hält sie's vielleicht jetzt mit einem anderen? Dann wüßt' ich freilich, warum sie mir in diesen zwei Jahren nicht ein einziges Mal geschrieben hat. Aber dann erst recht müßt' ich hin — dann erst recht! Ich will sie sehen, und ich will mit ihr reden. Was dann weiter geschieht, ist mir einerlei.“

Der Chauffeur richtete sich wieder auf und trat vor den Aufgeregten hin. Er war beinahe um einen Kopf kleiner als Starringer, aber an Kraft der Muskeln nahm er es sicherlich mit ihm auf. Im Ton unbeugsamer Entschlossenheit sagte er: „Hör jetzt mein allerletztes Wort, Georg! Entweder wir fahren nach Neuenhagen, und du läßt dich morgen von Abromeit über die Grenze schmuggeln, oder ich setze mich wieder auf und fahre allein.“

Noch ein paar Herzschläge lang zauderte der Flüchtling, dann erwiderte er grollend: „So muß ich denn wohl tun, was du verlangst. — Aber du kannst dann erst spät in der Nacht nach Hohen-Lindow zurückkommen. Darfst du denn so lange ausbleiben? Was willst du dem Grafen sagen, wenn er dich fragt, wo du gewesen bist?“

„Ich habe den Grafen heute nachmittag nach Schloß Rabitau gefahren und soll ihn erst übermorgen wieder abholen. Den anderen aber kann ich ja sagen, daß ich eine Panne gehabt hätte. — Wart noch einen Augenblick. In diesem Anzuge darf man dich natürlich nicht auf dem Wagen sitzen sehen. Zum Glück hat der Graf seinen ganzen Autodreß liegen lassen. Da ist sein Mantel, seine Mütze und seine Schutzbrille. Wenn du das alles anziehst, wird niemand Verdacht schöpfen.“

Er war dem Halberstarrten, dem Muskeln und Ge-

lenke nur widerwillig gehorchten, beim Anlegen des weiten Pelzmantels behilflich und forderte ihn auf, den Kragen in die Höhe zu schlagen.

„So erkennt dich kein Mensch. Setz dich hier neben mich auf den Vorderitz. Das ist der Platz, den der Graf immer einnimmt, wenn er den Wagen nicht selbst steuert. Es kann nicht schaden, wenn die Leute, die das Auto kennen, dich für den Grafen halten.“

Der entsprungene Sträfling lachte rauh. „Eine nette Verwandlung! Man braucht also bloß einen Mantel und eine Mütze, um aus einem Verbrecher ein vornehmer Mann zu werden. — Ah, das tut wohl“ — und er ließ sich schwer in die weichen Lederpolster fallen — „man sitzt ja wie in einem Lehnstuhl. — Warum willst du schon die Laternen anzünden, Meinhardt? Es ist ja noch ganz hell.“

„Wenn die Leute, die uns begegnen, von dem Scheinwerfer geblendet sind, bist du um so sicherer.“

„An was alles du denkst! Wenn ich wirklich davonkomme, will ich dir aber lohnen, was du heute für mich tust.“

„Mach dir darum keine Sorge. Ich verlange weder einen Lohn noch einen Dank.“

Er hatte seine Vorbereitungen beendet und stieg auf den Fahrersitz. Mit einem gespannten Blick richteten sich Georg Starringers Augen auf sein Gesicht.

„Du fährst also nicht nach Hohen-Lindow, auch wenn ich dir sage, daß du dich nicht weiter um mich zu kümmern brauchst, nachdem du mich da abgesetzt hast?“

„Nein.“

„Gut — also meinetwegen nach Neuenhagen. Aber erzählen kannst du mir doch von der Grete. Wie's ihr geht, werde ich ja wohl wenigstens erfahren dürfen.“

„Es geht ihr ganz gut. — Aber jetzt darfst du, so-

lange wir fahren, keine Antwort mehr von mir verlangen.“

Er zog den Hebel an, und der schwere Wagen setzte sich in Bewegung. Ungefähr zehn Minuten lang fuhren sie, ohne daß ein weiteres Wort zwischen ihnen gesprochen worden wäre, mit der größten Geschwindigkeit, die die Maschine hergab, durch den Wald. Dann, als sie hinter einer Kurve am Ende des jetzt schnurgeraden Weges wieder die waldlose Ebene auffschwimmern sahen, packte Georg Starringer plötzlich mit heftigem Griff den Arm des Chauffeurs.

„Der Mensch, der da mitten auf der Straße steht und winkt — ist das nicht ein Gendarm?“ fragte er heiser.

„Ja. Er macht mir das Zeichen, daß ich halten soll.“

„Aber du wirst nicht halten — nicht wahr? Wenn er nicht aus dem Wege geht, fahren wir einfach über ihn weg.“

„Hast du den Verstand verloren? Vorläufig hat's ja noch gar keine Gefahr. Lehne dich in die Ecke und tu, als ob du schliefest. Ich will schon mit ihm reden.“

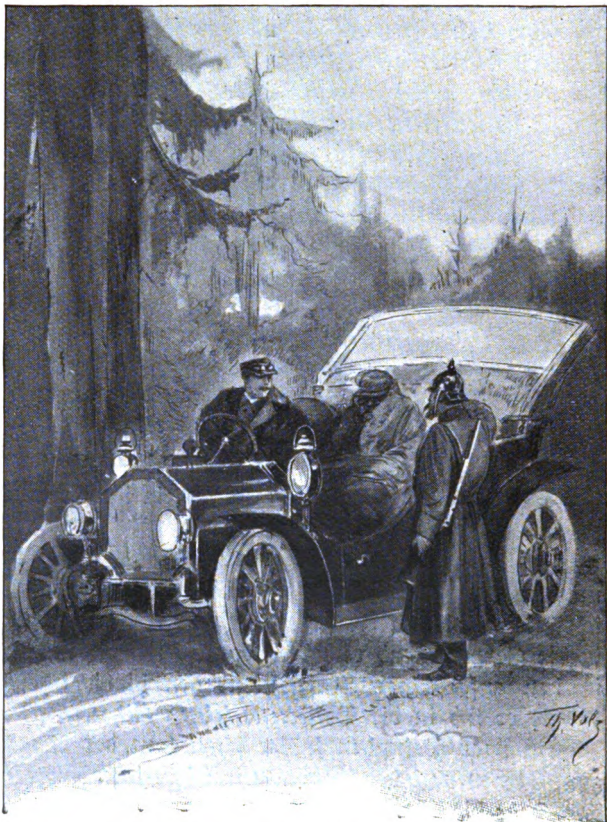
Er hatte bereits die Geschwindigkeit der Fahrt gemindert, und der Flüchtling sah, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als der Weisung zu gehorchen. Die Mühe in die Stirn rückend und den Kopf so tief als möglich in den aufgeschlagenen Mantelkragen hineinziehend, drückte er sich in die Polsterede seines Sitzes.

Ein paar Sekunden später schon kam der Wagen zum Stehen, und der Gendarm trat salutierend heran.

„Habe die Ehre, gehorsamst guten Abend zu wünschen, Herr Graf! — Herr Graf müssen die Belästigung entschuldigen. Aber ich habe strengen Befehl, nichts Lebendiges unangehalten aus dem Walde herauszulassen.“

Der Entsprungene, an den die respektvolle Anrede gerichtet war, rührte sich nicht.

Rudolf Meinhardt nahm statt seiner mit gedämpfter



Stimme das Wort. „Er schläft, Herr Wachmeister. Wahrscheinlich wieder schwere Sitzung gewesen auf Schloß Rabitau.“

Der Beamte lachte. „Na, um so besser! Sonst

hätte ich ja vermutlich auch wieder ein paar Donnerwetter an den Kopf gekriegt. Haben Sie unterwegs was Verdächtiges gesehen, Meinhardt? Einen Kerl in Sträflingskleidern vielleicht? Hier drinnen im Walde muß er nämlich noch stecken.“

„Wer denn, Herr Wachtmeister? Ein Ausreißer?“

„Freilich — und einer, den Sie sehr gut kennen müssen. Ihr ehemaliger Kollege Starringer. Vor zwei Tagen ist er in Venzberg ausgebrochen, und es ist sicher, daß er sich noch hier in der Gegend herumtreibt. Ein Bauer aus Schmichau hat heute nachmittag auf dem Posten gemeldet, daß er ihn gestern abend gesehen hat, wie er sich quer über die Felder nach dem Walde hinstahl. Daß wir ihn kriegen, ist außer Frage. Augenblicklich sind mindestens ein Duzend Leute auf der Suche nach ihm —“

„Ja, die werden ihn schon kriegen. — Kann ich jetzt weiterfahren, Herr Wachtmeister?“

„Freilich, Meinhardt. Das gräßliche Automobil brauche ich doch wohl nicht zu durchsuchen. Sie werden den Ausreißer ja doch nicht im Wagenkasten versteckt haben!“

Er belachte seinen Scherz, und der Chauffeur stimmte mit gut gespielter Heiterkeit ein.

„Gute Nacht also, Herr Wachtmeister!“

„Gute Nacht, Meinhardt! Und grüßen Sie mir Ihre junge Frau! Der wird ja wohl vor allen anderen ein Stein vom Herzen fallen, wenn sie hört, daß der gefährliche Bursche wieder sicher hinter Schloß und Riegel sitzt.“

Der Chauffeur antwortete nicht mehr, oder das verstärkte Geräusch des wieder in Gang gesetzten Wagens hatte seine Entgegnung verschlungen.

Auch Georg Starringer sprach kein Wort, selbst dann

nicht, als sie den Wald und den Gendarmen schon weit hinter sich hatten, und als er's ohne Gefahr hätte wagen dürfen, seiner Freude und Dankbarkeit für die mutige Aufopferung des Freundes Ausdruck zu geben. Wie wenn er wirklich fest eingeschlafen wäre, lehnte er noch immer in seiner Ecke, und als sie an die Stelle gekommen waren, wo die Straße nach dem an der Bahn gelegenen Städtchen Neuenhagen von der nach dem Dorfe Lindow führenden Chaussee abzweigt, machte er keinen letzten Versuch, den Sinn des Chauffeurs hinsichtlich ihres Reiseziels zu ändern.

Aber er schlief nicht, und noch in keinem Augenblick während dieser fürchterlichen zwei Tage hatten seine Gedanken so fieberhaft wild gearbeitet wie eben jetzt. Ein schrecklicher Verdacht hatte sich seiner bemächtigt, und sein Geist war geschäftig, alles zusammenzutragen, was den Verdacht zur Gewißheit machen konnte.

Irgend etwas in ihm hatte sich von vornherein dagegen gesträubt, an die uneigennütige Freundschaft Meinhardts zu glauben, denn solange sie beide im Dienst des Grafen Pernwald gestanden, war immer etwas wie schlechtverhehlte Abneigung zwischen ihnen gewesen. Starringer hatte geglaubt, die Gründe dieser Abneigung auch recht gut zu kennen. Dieser Meinhardt gönnte ihm die schöne Margarete Richter, mit der er schon vor dem Dienstantritt des anderen verlobt gewesen war, ebensowenig, als nach seiner Überzeugung irgend einer sie ihm gönnte, und besser als vor zwei Jahren glaubte er jetzt zu verstehen, auf wessen Rechnung er die Veränderung in ihrem Wesen, die täglich zunehmende Kälte ihres Benehmens hätte setzen müssen. Damals freilich war er einer falschen Fährte nachgegangen. Er hatte den jungen Verwalter, der vor kurzem mit seiner Schwester nach Hohen-Lindow ge-

kommen war, und dessen hübsche, stattliche Erscheinung dem immer Eifersüchtigen von vornherein ein Dorn im Auge gewesen, für den Mörder seines Glückes gehalten. Als er ihn eines Abends in der Nähe des Hauses getroffen, das die Witwe des ehemaligen Inspektors Richter mit ihrer Tochter bewohnte, hatte er ihn, schon halb außer sich vor leidenschaftlicher Wut, mit rauen und unziemlichen Worten zur Rede gestellt. Die verächtliche Antwort des jungen Mannes hatte ihn um den letzten Rest seiner Besinnung gebracht. Mit der Eisenstange, die er keineswegs zufällig in der Hand getragen, war er dem Unglücklichen zu Leibe gegangen. Vier handfeste Knechte waren nötig gewesen, das schwerverletzte, blutüberströmte Opfer aus den Händen des Rasenden zu befreien. Gefesselt hatte man ihn ins Gefängnis abgeführt, und nur der glücklichen Fügung, daß der Verwundete gegen alle Erwartung mit dem Leben davongekommen war, hatte er die verhältnismäßig milde Strafe zu danken gehabt.

Immerhin hatte das Urteil auf vier Jahre Gefängnis gelautet, und er hatte trotzig gebeten, die Strafe sogleich antreten zu dürfen. Daß Margarete ihm weder Wort noch Blick vergönnt hatte, war ihm hundertmal härter erschienen als der Spruch des Gerichts. Aber er hatte mit Gewißheit darauf gerechnet, daß ihr Zorn sich sänftigen, daß Liebe und Mitleid in ihrem Herzen wieder den Sieg davontragen würden über den Abscheu vor seiner That. Er hatte von Tag zu Tag in verzehrender Sehnsucht auf das Zeichen der Vergebung geharrt, das nach seiner unerschütterlichen Überzeugung unmöglich ausbleiben konnte. Es war nicht gekommen. Die letzten Worte des Wachtmeisters hatten ihm nun wie im Lichte eines grell aufzudehenden Blickes den Zusammenhang gezeigt, der mit einem Schlage alles erklärte.

Die Frau, der Meinhardt die Grüße des Wachtmeisters ausrichten sollte, die Frau, der die Runde von seiner Wiederergreifung vor allen anderen einen Stein vom Herzen nehmen mußte — wer anders konnte es sein als Margarete! Je länger er darüber nachdachte, je deutlicher er sich Meinhardts ausweichende Antworten ins Gedächtnis zurückrief, desto mehr schwanden in seiner Seele auch die letzten Zweifel an dem gegen ihn verübten schändlichen Verrat. Sie war also inzwischen das Weib dieses Menschen geworden, der sich jetzt als seinen Freund und Helfer aufspielte, um sich vor seiner Rache zu schützen und ihn für immer aus der Gegend zu entfernen! Freilich, er hätte es ja bequemer gehabt, ihn einfach an den Sendarmen auszuliefern. Aber er mochte wohl erwogen haben, daß er sich damit nur eine Galgenfrist sichern würde bis zu dem unausbleiblichen Tage der Abrechnung. Wenn er ihm aber über die Grenze half, war er sicher, daß der Gefürchtete niemals zurückkehren durfte, und er konnte sich in ruhigem Behagen seines gestohlenen Glückes freuen.

Es war inzwischen dunkel geworden. Sie hatten den Wind gegen sich, und die großen, eiskalten Tropfen eines Regenschauers peitschten ihre Gesichter. Wieder führte der Weg durch ein Gehölz, und bei der rasenden Geschwindigkeit, die er noch immer innehielt, mußte der Chauffeur seine ganze Aufmerksamkeit daran wenden, das Automobil geschickt und sicher über alle Krümmungen zu steuern. Weit vornübergeneigt saß er auf seinem Plaze, und mit voller Deutlichkeit sah Georg Starringer die Profillinie seines hübschen, ruhigen Gesichts. Da packte den dumpf brütenden Flüchtling jählings dieselbe unsinnige Wut, die an dem Unglücksabend vor zwei Jahren seine Faust geführt hatte. Er hatte sprechen wollen, aber die Leidenschaft würgte ihm

die Kehle zu, und vor seinen Augen wirbelte es wie ein Chaos feuriger Punkte.

Sollte er darum sein Leben verdorben haben, sollte er darum bis an das Ende seiner Tage wie ein gehektes Wild ruhelos in der Welt umherirren — nur damit dieser hier sich seines Triumphes freuen dürfe?

Wie ein Raubtier, das sich lange zum mörderischen Sprunge niedergeduckt, fuhr er aus seiner Ecke auf, und in der nächsten Sekunde umklammerten seine Fäuste wie eine eiserne Schraube den Hals des Chauffeurs. So blitzschnell war der Angriff erfolgt, daß Meinhardt nicht einmal einen Laut des Schreckens hatte über die Lippen bringen können.

Raum eine halbe Minute lang währte zwischen den beiden Männern das Ringen auf Tod und Leben. Dann fühlten sie gleichzeitig beide den Boden unter ihren Füßen schwinden, und während es wie das dumpfe Krachen einer Explosion in ihre Ohren dröhnte, wälzte sich schwarz und fürchterlich eine zermalmende Last über sie her.

Rudolf Meinhardt war es, der sich zuerst aus der Nacht der Bewußtlosigkeit in das Leben zurückfand. Er spürte den feuchtkalten morastigen Boden unter sich und richtete sich zu sitzender Stellung auf. Außer einem dumpfen Druck im Hinterkopf fühlte er keine Schmerzen, und seine Gedanken waren nach Verlauf weniger Augenblicke wieder ganz klar.

Im Lichte der einen Laterne, die bei dem Anprall des steuerlos gewordenen Automobils an einen Baum seltsamerweise nicht erloschen war, sah er, daß der Wagen mit zertrümmertem Vorderteil auf der Seite lag. Von Georg Starringer aber sah und hörte er nichts. Er rief seinen Namen, doch er erhielt keine

Antwort. Da raffte er sich vollends auf, und mit wankenden Schritten zwar, doch mit unverkehrten Gliedern trat er an das zusammengebrochene Gefährt heran, um seinen Unglücksgegnossen zu suchen.

Er hatte ihn bald gefunden. Vom Gürtel abwärts unter dem schweren Wagen begraben, lag Starringer regungslos im Schmutz der Straße. Meinhardt hielt ihn für tot, aber in dem Moment, als er sich über ihn neigte, öffneten sich langsam und zuckend die geschlossenen Augenlider des Flüchtlings.

„Wie steht's mit dir?“ fragte der Chauffeur so teilnehmend, als wäre der Mordanschlag, der das Unglück herbeigeführt, über der seelischen Erschütterung der Katastrophe seinem Gedächtnis völlig entschwunden. „Bist du schwer verletzt? Fühlst du arge Schmerzen?“

Der Kopf des Gefragten bewegte sich zu einem Zeichen der Verneinung. „Schmerzen hab' ich nicht. Es ist wohl weiter nichts, als daß ich sterbe. Aber daß ich dich nicht mitnehmen kann, daß du davontommen sollst, dafür verfluche —“

Meinhardt, der sofort erkannt hatte, daß die Kräfte eines einzelnen Menschen, und wären es die eines Riesen, nicht ausreichen würden, den Unglücklichen aus seiner furchtbaren Lage zu befreien, kniete neben ihm nieder und schob ihm die Hand unter den Kopf. „Ruhig, Georg — du weißt ja nicht, was du redest, so wenig als du vorhin gewußt hast, was du tatest.“

„Willst du leugnen, daß du mir die Grete gestohlen hast? Ist sie nicht deine Frau?“

„Meine Frau? — Die Grete? — Darum also wolltest du mich umbringen? Warum hast du mich nicht gefragt?“

Die Augen des Schwerverletzten waren starr und weit geworden.

„Lüge nicht! Du siehst doch, daß ich dir nichts mehr tun kann. Lüge nicht! Ich habe wohl verstanden,



was der Gendarm gemeint hat, als er sagte, daß deiner Frau ein Stein vom Herzen fallen würde —“

„Nein, du hast's nicht verstanden. Meine Frau ist ja nicht die Grete, sondern die Schwester des Verwalters, den du damals —“

Ein sonderbarer Laut, der beinahe klang wie ein Lachen, kam aus Georg Starringers feuchender Brust. „Und die Grete? Wenn du ein Mensch bist, Meinhardt, sag mir die Wahrheit! Ich hab' ja doch bald alles überstanden.“

Der Chauffeur sah wohl an dem rasch verfallenden Gesicht des Unglücklichen, daß er sich nicht über seinen Zustand täuschte. Nach einem letzten, kurzen Kampfe neigte er sich ganz nahe zu ihm herab. „Ich hab's gut gemeint, Georg, als ich dir's verschweigen und dich nicht nach Hohen-Lindow bringen wollte. Ich dachte, du wärst auch so schon unglücklich genug — und es sollte dir wenigstens für jetzt erspart bleiben. Nun aber muß ich dir's wohl sagen, daß wir die Margarete Richter schon vor acht Monaten begraben haben — und daß sie dir die Treue gehalten hat bis an ihren Tod.“

Georg Starringer antwortete nicht, seine Brust hob sich in einem tiefen Aufatmen, und ein Lächeln ging über sein Gesicht.

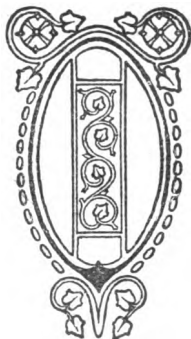
Wie dicht Meinhardt aber auch sein Ohr an die sich schwach bewegenden Lippen des Sterbenden bringen mochte, er konnte nichts verstehen, und da packte ihn plötzlich die Gewissensangst, daß er noch immer untätig hier verweilte, statt Hilfe herbeizuholen.

„Verlier den Mut nicht, Georg! Es kann nur noch eine kleine Strecke sein bis Bischofsdorf. Dir wird besser werden, sobald wir dich unter dem Wagen hervorgeholt haben.“

Seines schmerzenden Kopfes nicht achtend, rannte er dem in der Tat nicht sehr weit entfernten Dorfe zu.

Es mochten wenig mehr als zwanzig Minuten vergangen sein, als er mit einer Anzahl hilfsbereiter Männer an die Unglücksstätte zurückkehrte. Aber sie kamen dennoch zu spät, denn sie fanden nur noch einen stillen Mann mit ruhigen, fast heiteren Zügen.

Jetzt hatte der entsprungene Sträfling wirklich den Weg in die Freiheit gefunden.





Weiblicher Luxus.

Von Alex. Cormans.

Mit 7 Bildern.

□ □

(Nachdruck verboten.)

Infolge eines rastlosen Wettelfers in der Entfaltung äußerer Prunkes sind die ersten Gesellschaftsklassen — vor allem natürlich in den Großstädten — allmählich zu einer Art der Lebenshaltung gelangt, die allen gesunden wirtschaftlichen Grundsätzen Hohn spricht und die bei weiterer Übertreibung um des verlockenden oder aufreizenden Beispiels willen nicht nur für die zunächst Beteiligten verhängnisvoll zu werden droht. Denn wir sind nicht reich genug und werden in absehbarer Zeit auch schwerlich reich genug werden, um eine Nachäffung der von amerikanischen Milliardären oder unermeßlich reichen englischen Aristokraten geschaffenen Vorbilder ohne schweren Schaden für die nationale Wohlfahrt und den sozialen Frieden zu ertragen.

Wie schlecht sich die Weiterentwicklung geistiger und sittlicher Kultur mit prahlerischem Luxus und raffinierter Genußsucht verträgt, dafür ist gerade der Tiefstand dieser Kultur in den amerikanischen Großstädten ein schlagender Beweis, und wenn der britische Hochadel sich neuerdings unter Verleugnung seiner alten vornehmen Überlieferungen immer eifriger bemüht, nachzutun oder womöglich noch zu übertreffen, was aus New York von den wahnwitzigen Luxuslaunen proziger Milliardäre berichtet wird, so stellt er damit seiner Intelligenz nicht eben das glänzendste Zeugnis aus.

Der Umschwung aber, der sich während der letzten

Zahre infolge dieser slavischen Nacheiferung, wie auch infolge der zahlreichen Heiraten zwischen britischen



Copyright: Lafayette, London.

Lady Londonderry, deren Perlen und Diamanten durch ihre auserlesene Schönheit berühmt sind.

Aristokraten und reichen amerikanischen Erbinnen in der äußeren „Aufmachung“ des Londoner gesellschaftlichen Lebens vollzogen hat, dürfte uns Deutschen recht

wohl als ein warnendes Exempel gelten. Beschränkt er seine Wirkung doch keineswegs auf den kleinen exklusiven Kreis, dessen Angehörige sich um ihres enormen Reichtums willen ungestraft jede Extravaganz gestatten dürfen, und betätigt das schlechte Beispiel seine Ansteckungskraft doch um so rapider und unaufhaltbarer, als es zuerst das allmächtige „schöne“ Geschlecht ist, das für diese Ansteckung in Betracht kommt.

Der rein äußerliche und für beide Teile in gleichem Maße entwürdigende Götzendienst, der in den Vereinigten Staaten als ein Überbleibsel aus den ersten frauenarmen Ansiedlungszeiten her mit dem weiblichen Geschlecht getrieben wird, und der mit wahrer Ritterlichkeit nicht das mindeste zu schaffen hat, ist gleich anderen ameritanischen Eigentümlichkeiten ja neuerdings auch im alten England mehr und mehr Mode geworden. Die Frau aber, wenn sie einmal zur Herrschaft gelangt ist, bedient sich ihrer Macht natürlich auf Frauenart, und wo das weibliche Geschlecht regiert, ist es unausbleiblich, daß der zum Schmuck des Lebens bestimmte Luxus zum eigentlichen Lebenszweck wird und zur unsinnigen Verschwendung ausartet.

Als ein „altmodischer“ englischer Richter kürzlich aus Anlaß einer ehelichen Auseinandersetzung öffentlich die Meinung aussprach, eine Summe von jährlich viertausend Mark müsse ausreichen, um die Toilettenbedürfnisse einer Dame der guten Gesellschaft zu bestreiten, antwortete ihm allgemeines Hohngelächter und ein tausendstimmiger entrüsteter Protest. Denn nicht einmal das Zehnfache dieses Betrages sieht eine „fashionable“ britische Dame heute als genügend an, um sich standesgemäß zu kleiden und herzurichten. Will sie in der Gesellschaft nicht eine nach ihrem Empfinden geradezu klägliche Rolle spielen, so braucht sie für den

gedachten Zweck mindestens-sechzigtausend Mark im Jahre, und sie ist bei solchem Bedarf sicherlich noch



Copyright: Lafayette, London.

Die Gräfin Stradbroke in ihrem kostbaren
Familienschmuck.

sehr weit davon entfernt, sich für eine Verschwenderin zu halten.

Man wolle doch gefälligst bedenken, wieviel schon



die für ein solches armes, vielgeplagtes Geschöpf allerunentbehrlichsten Dinge kosten! Auch wenn sie nicht bei Hofe eingeführt ist und zu ihrem Schmerz auf eine schier unbezahlbare Courtoilette verzichten muß, braucht sie doch mindestens je zwei kostbare Gesellschaftskleider für die Oper, die Bälle, die Dinners, die Konzerte, die Restaurants, von den Reit- und Fahrkostü-

Copyright: Shadwell Clarke, London.

Die Opernsängerin Melba, deren Juwelen auf einen Wert von fünf Millionen Mark geschätzt werden.

men, den Toiletten für die Straße, den Basar, die „Gartenpartien“, die Rennplätze und das Seebad, um von dem Jacht- und Automobiltrieb gar nicht zu reden. Einen wirklich „schicken“ Pelzmantel oder dergleichen kann sie sich bei einem Toilettenetat von sechzigtausend Mark dabei noch nicht einmal leisten, denn unter zehn- bis fünfzehntausend Mark ist etwas Apartes auf diesem Gebiete nicht zu haben.

Schon die unerläßlichen Kleinigkeiten verschlingen so unendlich viel. Man rechne doch aus, was die fünf- undzwanzig Hüte im Jahre kosten, wenn für einen einzigen Pariser Modellhut vierhundert Mark verlangt werden, und wenn für die allerbescheidenste Kopfbedeckung, mit der man sich unter anständigen Leuten sehen lassen kann, sechzig bis hundertundzwanzig Mark gezahlt werden müssen. Dazu zwölf Automobilschleier im Preise von fünf bis zehn Mark das Stück; fünfzehn Duzend Paar Handschuhe zwischen vier und dreißig Mark das Paar; zwölf Duzend Taschentücher zu sechs- unddreißig Mark das Duzend; zehn Gürtel, die im Preise zwischen zehn und sechzig Mark variieren; sechs Korsette, zwölf Leinenblusen und sechs seidene, die eine ganz hübsche Summe ausmachen, auch wenn man für keine mehr als hundertundfünfzig Mark ausgibt, und daneben die diskreteren Toilettengegenstände, die seidenen Strümpfe und Unterröcke, die natürlich den verschiedenen Kleidern angepaßt sein müssen, die Leibwäsche, die in kurzen Zwischenräumen eine Aufwendung von Tausenden notwendig macht, und die im voraus gar nicht zu berechnenden Ausgaben für Parfüme, Schönheitscreams, Seifen, Puder, Haarfärbemittel, für Maniküre, Massage, besondere Bäder usw.!

Seufzend vernimmt eine mit so kärglichem Mangel ausgestattete Erbstochter die wohlbeglaubigte



Copyright: Lallie Charles.

Die Opernsängerin Cavalieri, die Perlen und Brillanten im Werte von zwei Millionen Mark besitzt.

Runde, daß eine glücklichere Geschlechtsgefährtin in der Lage ist, viertausend Mark jährlich für Vollbäder in Milch aufzuwenden, oder eine ungefährgleiche Summe für die „Erneuerung“ ihrer Gesichtshaut durch einen modernen „Schönheitsdoktor“. Denn solche kleinen Extraausgaben sind ihr ja durch die gebotene Sparsamkeit verwehrt, sie

bleibt ganz und gar auf die Großmut des Vaters oder Satten angewiesen, wenn sie sich Modespieldereien, wie das Halten eines Hündchens, gestatten will, dessen Anschaffung immerhin ein Opfer von drei- bis zwanzigtausend Mark — so viel zahlte Miß Ines Schäffer aus New York für den ihrigen — und dessen standesgemäßer Unterhalt eine jährliche Aufwendung von etwa zweitausend Mark erfordert.

Daß mit der Belleidung und Pflege ihrer mehr oder weniger schönen Persönlichkeit den Luxusbedürfnissen einer modernen Mondaine noch bei weitem nicht Genüge getan ist, bedarf nicht erst der Versicherung, denn sie würde um nichts in der Welt zum Besuch eines Theaters oder einer Gesellschaft zu bewegen sein, wenn nicht auch ihr Juwelenschmuck jeden Vergleich mit dem der Rivalinnen aushielte. Hier in erster Linie ist das Gebiet, auf dem sich weibliche Luxusertravaganz in geradezu schrankenloser Weise betätigen kann. Alte, feudale Geschlechter pflegen ja ihren Familienschmuck zu besitzen, der sich von Generation zu Generation vererbt und durch ständigen Zuwachs oft zu Kleinodien-sammlungen von schier unermeslichem Werte answillt. Wenn sich in solchem Fall britischer und amerikanischer Reichtum vereint, wie bei der Lady Londonderry, deren unvergleichliche Perlencolliers zum Teil dem vor etlichen Jahren versteigerten französischen Kronschatz entstammen, so repräsentiert die Trägerin bei festlichen Gelegenheiten wohl ein auf viele Millionen zu bezifferndes Kapital, und es ist sehr begreiflich, wenn so und so viele neidbeklemmte weibliche Herzen bei dem Anblick derartiger Pracht von dem glühenden Wunsche erfaßt werden, einen Gegenstand gleicher Bewunderung oder gleichen Reides aus sich zu machen.

Aber außer den mit kostbaren Familienerbstücken

gesegneten Damen der hohen Aristokratie und den Töchtern amerikanischer oder sonstiger Milliardäre ist es nur verhältnismäßig wenigen vergönnt, dies heiß-ersehnte Ziel weiblichen Ehrgeizes zu erreichen, und



Die spanische Tänzerin Rosario Guerrero im Schmuck ihrer auf vierhunderttausend Mark bewerteten Juwelen.

diese wenigen — es ist leider schmerzliche Wahrheit — gehören zu ihrem größeren Teil nicht der vornehmen Gesellschaft, sondern der Welt der Bretter oder sogar des Brettlis an. Familienerbstücke kommen da ja zumeist nicht in Frage, und es verdient gewiß um so größere Bewunderung, daß der Schmucktresor mancher

schönen Künstlerin — und schön sind die so Begnadeten selbstverständlich immer — sich innerhalb weniger Jahre mit Schätzen füllt, wie sie in den alten fürstlichen, herzoglichen und gräflichen Häusern erst im Verlauf von Jahrhunderten angesammelt werden konnten.

Was von dem Werte der Juwelen dieser oder jener Diva erzählt wird, ist ja nicht immer ganz buchstäblich zu nehmen, so wenig als wir etwa vorbehaltlos an die Zahl der Hervorrufe und Lorbeerkränze glauben müssen, von denen uns ein in der Erzählung seiner Erfolge schwelgender Mime berichtet; auch die Echtheit dieses oder jenes taubeneigroßen Brillanten, den wir von der Bühne herüberblitzen sehen, mag nicht über jeden Zweifel erhaben sein; aber es ist unbestreitbare Tatsache, daß einige Sängerinnen und Artistinnen, die gleichzeitig auch kluge Lebenskünstlerinnen waren, über Juwelensätze von märchenhafter Pracht und Kostbarkeit verfügen.

Die berühmte Sängerin Madame Melba, die sich in der Rolle der Traviata mit ihrem gesamten Schmuck zu behängen und zu bestücken pflegt, soll bei dieser Gelegenheit nicht weniger als fünf Millionen Mark in Brillanten und anderem Edelgestein an sich tragen. Der Kleinodienbesitz der bekanntlich aus den allerbescheidensten Anfängen hervorgegangenen jetzigen Opernsängerin Cavalleri, der gefeiertsten und bekanntesten „Postkartenschönheit“ unseres Jahrhunderts, wird auf einen Wert von beiläufig zwei Millionen Mark geschätzt. Und die auf allen größeren Spezialitätenbühnen heimische spanische Tänzerin Rosario Guerrero kann an sprühendem Glanz ihrer äußeren Erscheinung getrost mit jeder Auslage eines großen Juweliergeschäftes wetteifern. Obwohl sie an jedem Finger ihrer beiden schönen Hände — den Daumen natürlich mit ein-

begriffen — nur einen Ring von allerdings gewaltigen Dimensionen trägt und sich im übrigen meist auf einen Halschmuck aus haselnußgroßen Brillanten und Saphiren, sowie auf Ohrgehänge von noch beträchtlicherem



Fräulein Delysia, eine Pariser Schauspielerin, besitzt eine kostbare Sammlung der größten und schönsten Opale.

Umfange beschränkt, ist sie in dieser Ausstattung doch immerhin auf mindestens vierhunderttausend Mark einzuschätzen.

Erheblich besseren Geschmack und jedenfalls eine für eine Bühnenkünstlerin doppelt bemerkenswerte Erhabenheit über jeden Aberglauben beweist die Pariser



Copyright: Lafayette, London.

Die englische Schauspielerin *Mistress Langtry* in einer
Pelzausstattung von immensem Werte.

Schauspielerin Fräulein Delysia, deren Extravaganz im Sammeln der sonst als Unglücksbringer verschrieenen Opale besteht. Sie steht in dem Rufe, die meisten und auserlesensten Exemplare dieses „tausend schöne Farben spielenden“ Steines zu besitzen, der in großen und vollkommen tadellosen Stücken bekanntlich nicht allzu häufig ist.

Wunderdinge erzählt man sich endlich auch von den Juwelen und sonstigen Kostbarkeiten der englischen Schauspielerin Mistreß Langtry, einer Künstlerin, an deren Schönheit schon etliche Jahrzehnte ohne augenfällige Spuren vorübergegangen sind. Am meisten bewundert aber werden allerdings die Kleider und namentlich die unterschiedlichen Pelzgarnituren dieser Dame. Ob sie über einen Zobelpelz gleich dem für hunderttausend Mark beschafften des Fräulein Anna Held verfügt, ist dem Verfasser allerdings nicht bekannt; um ein sehr beträchtliches aber dürfte der Wert der Pelzausstattung, mit der sie auf unserem Bilde „geschmückt“ ist, kaum hinter dieser Summe zurückstehen.

Natürlich ließen die hier angeführten Beispiele weiblicher Luxusertravaganz sich bis ins unendliche vermehren, uns aber war es nur darum zu tun, an einigen aus dem Leben unserer Tage gegriffenen Exempeln zu zeigen, wohin die kritiklose Befriedigung töricht verschwenderischer, auf äußeren Schein und hohlen Prunk gerichteter Frauenlaunen ganze Gesellschaftsklassen schließlich mit Notwendigkeit führen muß, und damit zugleich den Beweis zu führen, daß vornehme Einfachheit immer die einzige sichere Grundlage eines gesunden Wirtschaftslebens und einer gedeihlichen Kulturentwicklung bleiben wird.





Margareta Plaudertasch.

Novelle von A. Noël.

(Nachdruck verboten.)

S In der großen Kartonagen- und Einbanddeckenfabrik Habermann & Sohn schrillte die Glocke, die den Feierabend verkündete. Das Pusten und Fauchen, das Surren und Schwirren der Maschinen verstummte, und man vernahm nur noch das Geräusch, das die die Arbeitstätte Verlassenden machten.

Doch heute drängten sie nicht dem Ausgange zu. Es war Samstagabend, und alles staute sich im Vorraum des großen Zimmers zu ebener Erde, in dem die Lohnauszahlung erfolgte. Dort unter dem Licht der grünbeschirmten Gaslampe saßen zwei Männer einander an einem Tische gegenüber: ein alter, wie verstaubt aussehender Beamter mit einem großen Buch voll Namen und Zahlenreihen und ein sehr großer, breitschultriger junger Mann mit energischen Zügen, bis auf den kleinen, kurzgeschnittenen Schnurrbart bartlos, von ernstem, fast strengem Aussehen.

Doch die Schar der auf Einlaß harrenden Arbeiter wußte wohl, daß diese Strenge nur scheinbar, und daß es für sie von Vorteil war, wenn einmal der junge Herr auszahlte. Mit dem „Rupertl“, wie die Arbeiterinnen heimlich sichernd sagten, war viel leichter auszukommen als mit dem Vater.

Zwar die, die gern „blau“ machten, unverträglich

oder roh waren, hatten von ihm nichts zu hoffen, aber sonst traf man es gut mit ihm.

Eben zählte draußen eine Arbeiterin das Geld, das sie bekommen hatte, mit vergnügter Miene.

„Aha, die Nowak!“ stieß eine Arbeiterin die andere an. „Gewiß hat sie dem jungen Herrn was vorgeheult von ihren kranken Kindern, und da hat er ihr den Tag nicht abgezogen, an dem sie nicht da war.“

„Ja, in so einem Fall ist er wie Butter,“ beklagte sich die andere. „Aber mir hat er's gestern nit schlecht 'geben.“

„Weil Sie nicht achtgeben, Kratochwilln,“ sagte ein blondes Mädchen, das im Äußeren auffallend von den anderen abstach.

„Es waren ja meine Finger, die beinah' in die Maschine 'kommen wären,“ erwiderte die Kratochwill schnippisch. „Was geht's ihn an?“

„Er will nicht, daß ein Unglück geschieht,“ sagte die Blonde.

„Bei uns g'schieht eh nicht so viel wie anderswo, weil der junge Herr immer aufpaßt wie ein Häftelmacher. Da wird er fuchtig, der Rupertl, wenn eine unvorsichtig ist.“

„Es braucht auch nichts zu geschehen, wenn jedes sich an die Vorschriften halt',“ sagte wieder die Blonde. „Aber da kann man lang' red'n.“

„Ach was, mir passiert nix!“ versicherte die Kratochwill, ein junges Mädchen mit einem frechen Vorstadtgesicht, über dem sich ein wilderzauster Schopf auftürmte.

„Ihnen passiert noch ganz sicher was, Netti!“ prophezeite die Blonde ernst. „Entweder bei der Maschin' oder nach der Arbeit draußen. Es gibt auch auf der Gasse Gefahren. Wenn Sie's so weiter-treiben —“

„Wie ich mich schon fürcht'!“ spottete Netti Kratochwill.

„Marie Hugersdorfer!“ rief es von drinnen.

Es war das blonde Mädchen, das diesem Ruf Folge leistete.

„Die Gnädige!“ spottete Netti Kratochwill hinter ihr drein. „Was die sich einbild't! Is auch nix Besseres wie unferains.“

„Wer weiß, ob die nicht noch eine Gnädige wird,“ bemerkte eine andere. „Mir kommt's beinah' vor,“ flüsterte sie der Netti zu, „als ob der Herr Rupert ein Aug' auf sie geworfen hätte.“

„Das wird ihm grad' einfall'n! Auf die fade Nocken!“ zweifelte die Netti.

Marie Hugersdorfer war unterdessen in das Zimmer und an den Tisch des jungen Herrn getreten. Nach all den meist verwahrlosten und früh verbrauchten Gestalten in Wolltüchern mit Löchern und Rissen wirkte ihre Erscheinung geradezu überraschend.

In einfachen, sichtlich natürlichen Wellen legte sich ihr Haar von reinem, hellem Blond um die Schläfen und umrahmte ein blasses, fast zu bleiches Gesicht von den regelmässigsten Linien. Kasselose Zufallsprodukte waren die anderen alle, diese hier dagegen besaß ein fast römisch zu nennendes, edel und fein gezeichnetes Profil und ein ruhig gemessenes Wesen.

Nie war Rupert Habermann die stille Würde, die das Mädchen wie eine eigene Atmosphäre umgab, so aufgefallen wie heute.

Als er ihr ihren Wochenlohn — ein Zwanzigkronenstück — hingeschoben hatte, das sie mit einem artigen Dankestnick hinnahm, bemerkte er auch, wie weiß und wohlgeformt ihre Hand war, die doch sicher schon viel harte Arbeit geleistet haben mußte. Wie schade wäre

es, wenn eine der mörderischen Schneidemaschinen etwa diese Hand verstümmeln sollte!

„Geben Sie auch immer acht, Marie?“ fragte er, als sie sich schon zum Gehen wandte.

„Ja, ich bin sehr vorsichtig,“ versicherte sie.

Es sah ihr auch nichts unähnlicher als Unbesonnenheit und Kopflosigkeit.

„Nur aufpassen! Nur aufpassen!“ mahnte auch der alte Anders, der Rassist. „Na, auf die Marie kann man sich verlassen,“ meinte er, zu Rupert gewendet. „Die ist vernünftig. Aber die anderen! Der Leichtsinn!“

„Ja, ja, 's is wahr!“ stimmte das Mädchen zu. „Bei uns haben's die Schutzengel nicht leicht. Dank' schön, junger Herr! Gute Nacht wünsch' ich.“

„Wo die's nur her hat?“ verwunderte sich der alte Anders hinter ihr drein. „Nicht nur das Äußere mein' ich, auch das Innere. Sie ist gar so verschieden von den anderen. So wohlerzogen, möcht' ich sagen. Die könnt' man an jeden Platz stellen, glaub' ich. Es gibt viel feine Fräuleins, die nicht so ausschauen und sich an ihrer Stell' auch nicht so halten würden.“

Rupert antwortete nichts auf diese bei dem grämlichen Alten seltene Lobpreisung, denn die Reihe der Eintretenden und Abziehenden riß ja kaum ab; aber seine Gedanken lösten sich nicht so leicht von dem Mädchen.

Wie schön sie doch war, diese Marie! Wie anziehend gerade durch ihre niedere Stellung im Leben, denn sonst wäre sie ja kein solches Wunder!

Seit einiger Zeit quälte ihn der Vater mit Heiratsplänen, und er begriff ja ganz gut, daß er ihn verheiratet zu sehen wünschte. Schon so lange lebten sie zu zweien in einem Hause ohne Herrin. Die Mutter war früh

gestorben. In einem stillen, öden Heim war er aufgewachsen, ohne feineren weiblichen Einfluß, und er kam auch jetzt noch wenig in Damengesellschaft, denn die moderne junge Dame mit ihrer komplizierten Frisur, ihrem Riesenhut, ihrer herausfordernden Schneidigkeit und Gefallsucht und ihrem sich stetig steigenden Luxustrieb flöhte ihm direkt ein heillofes Grauen ein.

Er brauchte einer solchen jungen Dame nur zu begegnen, um zu wissen, wie seine Zukünftige nicht — aussehen sollte. Aber begann es nicht in ihm aufzudämmern, wie sie tatsächlich aussehen sollte?

Die Luft in dem Bureau fing an ihn zu bedrücken, und er war froh, als die Auszahlung beendet war und er in die frische Luft gehen konnte.

Vielleicht war es eine Folge seiner Hinneigung zum vierten Stand, die der Vater ihm gern vorwarf, daß Rupert, als er nun auf die Straße gelangte, nicht sofort einem reicheren, von eleganteren Leuten belebten Viertel zustrebte, sondern in der lauen Herbstluft durch die still gewordenen Straßen der Fabrikgegend des dritten Wiener Bezirks hinschritt. Ihm waren solche Straßen lieber als ein Corso lauter gepuzter Menschen.

Auf seinen einsamen Spaziergängen sann er den Fragen nach, die ihn innerlich beschäftigten. Wie war es denn mit seiner sogenannten Neigung zum vierten Stand, wie sein Vater immer sagte? Eigentlich mochte er diese Menschen gar nicht, unter denen es so viele Messerhelden, Trinker und Strolche gab. Er vertrug nicht einmal gut den Duft, den ihre Kleidung ausströmte. Aber gerechterweise mußte man zugestehen, daß sie an ihren Mängeln und Lastern nicht selbst schuld waren, daß es die „Gesellschaft“ war, die sie vom Lebensgenuß und von jeder Verfeinerung ausschloß. Er zum Beispiel durfte nicht vergessen, daß alle diese

wenig ästhetischen Fabrikarbeiter und -arbeiterinnen an seinem Wohlstand mitbauten, ohne mehr dafür zu erhalten, als für die alleräußersten Bedürfnisse genügte.

Die schreiende Ungleichheit der Glücksgüter würde sich wohl nie ausgleichen lassen, aber er für seinen Teil hätte gern sein möglichstes getan, um das Los derer zu verbessern, die für ihn arbeiteten. Nur freilich wollte der Vater nicht viel von seinen Plänen wissen, denn er wandte nicht mit Unrecht ein, daß er sonst nicht mehr konkurrenzfähig wäre. Blieben aber die Käufer aus, so litten gerade die am meisten darunter, denen er helfen wollte.

In diesem Kreis bewegten sich Ruperts Gedanken, als er in eine kleine Nebengasse einbog, die dem Donaukanal zuführte. Über ihm blitzten schon die Sterne, ein lauer Hauch wehte über das Wasser her. Jenseite hoben sich die dunklen Schattenmassen der Praterbäume in die Luft. Dort würde es frischer und erquickender sein.

Gerade kam ihm ein Mädchen entgegen, das sich mit schlenkerndem Gang in den Hüften wiegte. Unwillkürlich bog er ab und ging auf die andere Seite der Gasse hinüber.

Plötzlich sah Rupert eine in ein Tuch gehüllte Person die Hand mit drohender Gebärde heben, etwas klirrte, als zersplitterte ein Glas auf dem Pflaster, ein Schrei ertönte, und schon wurde es rings lebendig. Aus allen Haustoren tauchten Leute auf.

Die Straße wieder kreuzend, bemerkte Rupert ein Weib, das mit großen Schritten enteilte. Wahrscheinlich hatte die etwas angestellt.

Schon befand er sich mitten in einem Knäuel von schreienden, herzuellenden, lebhaft fragenden und durchsinanderrufenden Menschen. Alle umstanden einen

Fleck an der Hausmauer, wo Rauch emporstieg wie von einer ähenden Flüssigkeit, die dort verschüttet war und von der noch ein Teil aus einem zerbrochenen Fläschchen ausfloß.

Ein Mädchen mit bloßem Kopf hielt sich jammernd die Wange, während ein paar Männer eine andere gepackt hatten, die eine graue Wollpelerine um die Schultern hatte und deren Haar einen lichten Schein warf.

„Die is's g'wesen!“ schrie ein Weib aufgeregt. „Sie hat das Flascherl geworfen. Vitriol is es! Vitriol!“

Sie schüttelte die Faust vor dem Gesicht der Ergriffenen.

Diese aber blieb ganz ruhig. Mit Befremden und mit Schrecken erkannte Rupert Marie Hegersdorfer. Sie war es, die hier einer schnell anwachsenden und aufgeregten Menge standhielt.

„Ins Wasser mit ihr!“ schrieen schon einige.

Zornig und aufgeregte drangen die Weiber auf sie ein, drohend hoben die Männer die Fäuste. Blitzschnell trat ein Bild vor Ruperts Seele: Charlotte Corday, von den Revolutionshyänen umringt. Und hier wie dort leuchtete die blasse, stille Schönheit des Mädchens nur um so ergreifender aus dem Kreis häßlicher, gemeiner und aufgeregter Gesichter, die sie umgaben.

„Marie — Sie?“ fragte Rupert, bestürzt auf sie zu tretend.

Marie Hegersdorfer blickte erkennend zu ihm auf. Sie hatte trotz ihrer unangenehmen Lage ihre Ruhe nicht verloren. „So ein Unsinn!“ sagte sie gelassen. „Leut', was wollt ihr denn von mir? Ich war's ja gar nicht!“ wendete sie sich an ihre Bedränger.

„Das könnt' jeder sagen!“ höhnte ein Mann mit

einer Pfeife im Mund und in Schlappschuhen, offenbar ein Hausmeister der Umgebung.

„Loslassen!“ donnerte Rupert die Männer an, die Marie gefaßt hielten.

Der herrische Ton wirkte. Rechts und links wichen die Leute von Marie Hegersdorfer zurück, während die Verlekte, sich die Wange haltend, wütend auf den Hausmeister einschrie: „So blöd! Die's gewesen is, is längst durch! Ich hab' s' aber g'sehen, ich weiß, wer's war!“

„Natürlich wissen Sie's, Netti!“ antwortete Marie Hegersdorfer nachdrücklich.

Rupert erkannte das Mädchen jetzt als eine seiner Fabrikarbeiterinnen und erinnerte sich, gehört zu haben, daß das Mädchen einer anderen den Mann abspenstig gemacht hatte.

„Ich kenn' s' gut, ich zeig' s' schon noch an!“ schrie Netti.

„Das lassen S' lieber bleiben!“ warnte Marie. „Sein S' froh! Es ist Ihnen ja nix g'schehn. Ich hab' ihr die Hand weggeschlagen, wie s' das Flaschercel werfen wollt'. So ist es an die Mauer geflogen. Sonst wär' Ihnen das Spaßen vergangen, Netti.“

„Ah, so ist die S'schicht?“ fragten die Leute ringsum, den Zusammenhang erfassend.

Die früher so Erboften wandten sich nun teilnahmvoll an Marie, und einer davon fragte sogar, ob er ihr nicht weh getan habe.

Aber mitten im Gedränge rief eine spitze, harte Stimme dem Mädchen vorwurfsvoll zu: „Was haben S' Ihnen denn dreingemengt? Hätten S' sie nur mach'n lassen! Der dort wär' kein Unrecht g'schehn, der hätt' ein Denktettel nix geschadet!“ Und mit dem Finger auf Netti Kratochwill deutend, fuhr das Weib

fort: „Der Mann hat 's Weib sitzen lassen wegen der da!“

Die Stimmung drohte nun gegen die Netti umzuschlagen, und es war ein Glück für sie, daß der Wagen der Rettungsgesellschaft anfuhr, die irgend jemand benachrichtigt haben mußte, und die sich ja so nahe von hier befand, daß sie rasch zur Stelle sein konnte.

Rupert gab Marie einen Wink, und während nun endlich auch ein Wachmann herzukam, um zu sehen, was es hier gäbe, lösten sie sich aus dem Knäuel und entfernten sich. Ein paar Schritte führten sie um die Ecke hinaus auf die einsam daliegende Donaulände.

Unter den funkelnden Sternen standen sie einander gegenüber.

„Sie haben die Netti vor einem schrecklichen Schicksal bewahrt,“ sagte Rupert zu dem jungen Mädchen, das bescheiden und mit seinem gewöhnlichen Gleichmut, der schon an Seelengröße streifte, vor ihm stand. „Wie leicht hätten Sie selbst getroffen werden können.“

„O nein, das nicht,“ lehnte Marie ab.

„Wie kam es, daß Sie gerade hier waren?“ fragte er.

„Ich war bei dem Kaufmann, wo sie das Vitriol gekauft hat, die Frau,“ berichtete Marie. „Das war mir verdächtig, und deshalb bin ich ihr nach. Die Frau war halt furchtbar gereizt.“

„Das durfte sie aber doch nicht tun,“ entgegnete er.

„Dem Morlan seine Frau war es?“

Marie zögerte mit der Antwort. „Der hilft Ihr Schweigen nichts mehr,“ meinte Rupert. „Jetzt muß sie ihre Tat verantworten. Aber da der Kratochwill nicht viel geschehen ist, wird es glimpflich ablaufen. Haben Sie sich denn nicht vor den Leuten gefürchtet, Marie?“

„Nein, ich hab' ja g'wußt, es wird sich gleich auf-

klären," sagte sie einfach. „Und jetzt dank' ich dem jungen Herrn halt vielmals für seinen Beistand. Vergelt's Gott! Gute Nacht!“

Sie machte ihm ihre bescheidene Verbeugung und trat von ihm weg, sich einer Seitengasse zuwendend.

Rupert blieb noch einige Minuten wie in Sinnen verloren an der Donaulände stehen. Das Wasser rauschte unsichtbar unten vorüber, und die Sterne glitzerten immer zahlreicher aus der Höhe herab. Von weither ertönte der Pfiff einer Lokomotive an sein Ohr, und drüben ballten sich die Schattenmassen des Praters dunkler zusammen.

Aus seiner Versunkenheit auffahrend, raffte Rupert sich zusammen und schritt der nächsten Donaukanalbrücke zu, um in den Prater hinüberzukommen. Ein Spaziergang in den abendlich einsamen Alleen würde ihm gut tun.

Warum war sie nur so schnell davongegangen? Er hätte gern Näheres von ihr gehört. Bis jetzt wußte er nur, daß sie allein stand und sich tadellos hielt. Mehr als ein paar Worte hatte er noch nie mit ihr gewechselt. Aber heute hätte er sie nicht so gehen lassen sollen.

Ein Mädchen aus dem Volk! Aber wie hatte sie unter diesen Leuten gegläntzt — wie ein Stern, der aus der Höhe herab in den Straßenstaub gefallen ist, man weiß nicht wie.

Sie gehörte nicht in ihre jetzige Umgebung, das war klar. Hatte nicht sogar der alte Anders gesagt, man könne sie an jede höhere Stelle bringen? Zweifellos würde sie überall besser hinpasse als in ihre gegenwärtige Situation.

Ihn drückte seine Bevorzugung vor denen, die sich für ihn plagten. Wäre es nicht der beste Ausgleich,

wenn er eine aus ihrer Mitte an seinem Wohlstand teilnehmen ließe? Konnte man denn auch irgendwo ein schöneres und charakterfesteres Mädchen finden als diese arme Arbeiterin?

Nun sollte der Vater nur wieder von seinen Plänen anfangen. Er würde ihm zu antworten wissen.

* * *

„Rupert!“

Am Fenster des Bureaus in dem der Expedition und dem geschäftlichen Verkehr gewidmeten Bau neben dem Wohnhaus stand Rupert am Fenster und blickte auf den Fabrikhof hinunter, den jetzt, nachdem es gerade Mittag geläutet hatte, die den Fabrikräumen entquellenden Arbeiter füllten.

Das Wohnhaus und das Geschäftshaus, zusammen eine Masse mit der Front gegen die Erdbergerstraße bildend, standen im rechten Winkel zu dem großen Backsteinbau der Fabrik, deren Haupttor sich nach einer Quergasse öffnete. Viele Arbeiter und Arbeiterinnen verließen die Fabrik nach dieser Seite hin, so daß sie von den Hoffenstern aus nicht gesehen werden konnten, allein eine große Anzahl strömte auch über den langen Hof, der sich neben dem zum Wohnhause gehörigen Garten lang nach hinten erstreckte, dorthin, wo eine Planke an eine andere Seitengasse grenzte, in die eine kleine Tür hinausführte.

Unter denen, die diesen Weg zu nehmen pflegten, befand sich auch die, nach der Rupert ausblickte.

Die anderen Arbeiterinnen, Frauen und Mädchen mit Kopftüchern oder struppigen Schöpfen, kümmerlich, kränklich, schlecht gewachsen, gemein und teuf oder vergrämt und mühselig aussehend, schlenderten in Gruppen dahin, schwäzchend, lachend und gestikulierend, und der

helle Mittag ließ nur um so peinlicher erkennen, was für Ausschußware der Natur sich hier zusammengefunden hatte.

Ganz allein, in geziemendem Abstand von diesen Rudeln, kam nun die eine daher, auf die Rupert wartete. In der Herbstsonne bildete ihr ausgewaschenes Rattunkleid einen lichten Farbensfleck. Die graue Wollpelerine hing um ihre Schultern, und ihr hellblondes Haar legte sich in glatten, glänzenden Zöpfen an den Hinterkopf. Noch von weither schimmerte es, dieses unbedeckte Haar, bis das Mädchen dann hinter der Planke verschwand.

„Rupert!“ ertönte es schärfer.

Der junge Mann am Fenster fuhr herum und wandte sich dem alten Herrn am Schreibtisch zu, der ungeduldig zu ihm herüberblickte.

„Dreimal ruf' ich dich schon! Was gibt es denn da unten zu sehen?“

Die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn war unverkennbar. Jedoch ersterer war weit vierschrötiger und ungeschlachter als der Sohn, seine Züge unregelmäßiger, die Hautfarbe dunkler und röter.

Habermann senior sah aus wie jemand, mit dem nicht gut Rirschen essen ist.

Auf dem Gang draußen erklangen Schritte. Die Bureauangestellten eilten jetzt hustend, scharrend und sprechend die Treppe hinab.

Dann wurde es still.

Habermann senior wartete dieses Verklingen der Aufbruchgeräusche ab, dann erst fing er mit einem Räuspfern wieder an: „Na, hast du dir's nun überlegt?“

„Was?“

„Was?“ äffte der Vater, schon zornig, ihm nach. „Du weißt ganz gut, was ich meine. Wir haben schon neulich davon gesprochen. Was glaubst du denn? Man

plagt sich und scharrt's Geld zusammen und nachher soll man nicht wissen, wem es hinterlassen! Deinetwegen hab' ich nicht mehr geheiratet, bin Witwer geblieben in den besten Jahren. Könntest sonst eine Stiefmutter haben und ein Duzend Halbgeschwister, mit denen du teilen müßtest. Ich aber hab' alles zusammengehalten für dich, Dafür solltest du doch endlich auch etwas tun.“

„Was denn?“ fragte Rupert mechanisch, obgleich er die Antwort voraus wußte.

„Heiraten!“ schoß der Vater los. „Das Alter hast du dazu. Mit achtundzwanzig ist es grad' recht. Nur nicht das beste Alter verpassen, daß man keine Freud' mehr an den Kindern erlebt! Jetzt ist's Zeit für dich, dazuzuschauen.“

Rupert schwieg.

„Natürlich, das magst du nicht! Aber du brauchst dich gar nicht einmal umzutun. Die beste Partie wird dir auf dem Präsentierteller entgegengetragen. Ich hab' dir doch erzählt vom Winzer. Seine Tochter ist jetzt endlich aus Lausanne zurück. Neun Jahre hat ihm das Mädel nicht nach Haus kommen wollen, weil er doch damals die Dummheit gemacht und seine Wirtschafterin geheiratet hat. War eine hübsche Person, knapp dreißig. Er hat gedacht, die wird sich machen und noch leicht alles erlernen, das zu einer richtigen Dame gehört. Sie hingegen hat anders gerechnet. Wenn ich schon eine Gnädige bin, was brauch' ich mich da weiter noch anstrengen? Und aus der Form ist sie gegangen, daß es schon nicht mehr schön ist. Wirklich, er hat keine glückliche Hand gehabt, der Winzer. Ist den Frauenzimmern nicht gewachsen. Nicht einmal seinem Mädel. Also, jetzt ist sie über neunzehn und blifsauber. Alles, was wahr ist.“

Er hatte vom Schreibtisch ein Bild genommen und blickte es an, darauf rechnend, daß der Sohn in unwillkürlicher Neugierde herzutreten werde.

Rupert jedoch machte keine Miene dazu.

„Sie ist aber auch jetzt nur nach Haus gekommen gegen sein feierliches Versprechen, daß er sie bald verheiraten will. Sie bleibt ihm nicht bei der Stiefmutter im Haus. Also bildschön und gebildet, und Geld hat sie. Kannst dir's ausrechnen. Seine Knopffabrik geht besser wie je, und er vermacht der Frau nur eine Rente. Alles andere kriegt das Mädcl. Ich schäk', es wird hübsch viel sein. Und dabei so ausschauen! Steh nicht so da wie ein Stod, Rupert! Anschauen kannst du sie dir doch! Das kostet nichts.“

Zögernd, die Hände in den Jackettaschen, trat Rupert heran und warf einen Blick auf die Photographie. Es war ein längliches Bild und zeigte eine sehr schlanke Mädchenfigur in einem weißen Kleid, das mehr aus Spitzen und Einsätzen bestand als aus Stoff. In grazioser Haltung lächelte sie dem Beschauer entgegen. Hübsch, o ja, reizend sogar! Aber so weltdamenhaft, so raffiniert angezogen kam sie ihm vor — beinahe wie eine Bühnengröße, die jede Miene auf den Eindruck, den sie machen will, vorher einzustellen weiß.

Und er hatte doch eine andere im Sinn!

„Na?“ fragte Habermann senior. „Red halt ein Wörtl! Tu den Mund auf! Bist doch nicht stumm! Mit dir ist's wirklich nicht zum Aushalten!“

Rupert zuckte die Achseln. „Die und ich? — Fällt mir nicht ein! So ein modernes Frühl paßt nicht zu mir. Wie sie ausschaut schon als Pensionsmädcl! Ich kann keine solche Weltbame brauchen!“

„Und warum nicht?“ Der Alte schlug auf den Tisch, daß die Tinte spritzte. „Grad' so eine brauchst du! Wir

Männer verstehen nichts mit dem Geld anzufangen. Richtig auszugeben wissen es nur die Frauenzimmer. Du mußt eine Feine kriegen, eine richtige Dame, die's versteht, eine wie die Winzerische, die die Welt schon gesehen hat, die sich anziehen und ein Haus auf vornehmerm Fuß zu führen weiß. Just eine solche möcht' ich für dich. — Hast du's endlich verstanden?"

Habermann senior war ganz wütend über die Scheu seines Sohnes, um so mehr, als der Sohn sie von ihm hatte.

Weil er nicht mit gebildeten Angehörigen des weiblichen Geschlechtes umzugehen verstand, hatte er ja dereinst ein einfaches Mädchen geheiratet, das als Stütze im Hause seines damaligen Brotgebers lebte. Da brauchte er keine Krachfüße, keine Komplimente zu machen, nicht zu werben und sich vor einem Korb zu fürchten. Man sagte einfach: „Reiß, ich werde Sie heiraten,“ und die Geschichte war gemacht.

Sein Sohn aber brauchte es nicht so bequem zu haben. Der sollte sich nur anstrengen und die Feinste nehmen, die zu haben war.

„Vater, das mit der Winzerischen geht wirklich nicht,“ gab Rupert sich einen Ruck. „Ich hab' schon eine andere in Aussicht.“

„Ah, da schau her!“ rief der Vater höhniisch. „Wer sollt' denn das sein?“

„Eine, die du kennst, die bei uns aus und ein geht.“

„Bei uns gehn nur die Fabrikmädeln aus und ein.“

„Und wenn's eine aus der Fabrik wäre?“ fragte Rupert. „Die, die ich meine, die hält sich als Fabrikmädel so, daß sie die höchste Achtung verdient. Du weißt selber, Vater, was das bedeutet.“

„Bist du ganz verrückt?“ entsetzte sich Habermann. „Ein Fabrikmädel! Sonst nichts? Es ist mir ja schon

gesteckt worden, daß du dich für die Marie Hegersdorfer interessierst, aber daß du gleich dran denkst, sie zu heiraten, ein Fabrikmädel ohne Erziehung, ohne Bildung —“

„Ohne Firlefanz!“ verbesserte der Sohn. „Die als Fabrikarbeiterin so dasteht, die hat von Geburt aus in sich, was man den Töchtern der besseren Stände erst mühselig beibringen muß.“

„Was hab' ich von ihrer Anständigkeit allein?“ fragte Habermann senior. „Die Frau, die ich für dich will, die soll noch ein bißl mehr haben — viel mehr sogar! — Bist du denn schon einig mit der Marie, hast du ihr schon was versprochen?“

Der Sohn zauderte. Er wußte, wenn er die Wahrheit antwortete, verstärkte er nur die Position seines Segners, und doch konnte er nicht anders. „Ich hab' noch kein Wort mit ihr davon geredet,“ gestand er. „Du mußt doch zuerst ja sagen, Vater. Wenn ich mit ihr spreche, muß ich ihr sagen können, daß du sie als Tochter aufnehmen willst.“

Der Vater lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte seinen Sohn an. Sein zorniges Gesicht wurde plötzlich wieder heiter. Wenn es so stand, dann war es ja noch nicht so schlimm. Ein Glück, daß der Bub so anständig und so — dumm war.

Rupert ahnte wohl, was sein Vater dachte, und daß er ihn für unentschlossen und allzu zahm hielt. Er, der Vater, war ja im gleichen Fall ganz anders ins Zeug gegangen. Aber er wollte es eben nicht so machen wie der Vater. Er wollte auch nicht nur darum genommen werden, weil er reich war. Erst mußte er die Gewißheit haben, daß Marie Hegersdorfer sich gerade so zu ihm hingezogen fühlte wie er zu ihr.

Und diese Gewißheit hatte er noch nicht. Immer

noch war er für Marie bloß der junge Geschäftsherr, vor dem sie eine ehrerbietige Scheu empfand.

„Also so viel steht fest, du bist ihr nichts schuldig, hast ihr nichts versprochen?“ fragte der Alte nochmals.

„Deswegen heirat' ich sie aber doch,“ versicherte Rupert beinahe drohend. „Die Marie paßt zu mir. Glaub mir's, Vater. Mit so einer, wie die Winzerische ist, wüßt' ich nichts anzufangen.“

„Warum?“ fuhr ihn der Vater an. „Sonntag kommen sie zu Tisch, die Winzers — alle drei,“ setzte er aufstehend hinzu. „Das ist schon abgemacht. Wenigstens das bitt' ich mir aus, daß du mit dem Mädel sprichst und nicht wie ein Taubstummer dahockst. Hörst?“

„Na, das kann schön werden!“ sagte Rupert starr. „Wir und Gäste! Du und ich? Oder soll die Rieger —“

„Natürlich! Die Riegerova sitzt mit am Tisch wie gewöhnlich.“

„Ich weiß nicht, ob die Winzerischen Damen sehr entzückt davon sein werden, daß man ihnen die Haushälterin zumutet.“

„Einerlei! Wir brauchen sie. Ein Frauenzimmer gehört dazu. Und die Riegern versteht das. Sie ist doch eine talentvolle Böhmin.“

Rupert zuckte die Achseln. Wenn das Pensionsfräulein ungehalten darüber war, daß sie mit der Haushälterin an einem Tisch sitzen sollte — desto besser!

Er und so ein Modedämchen, was für ein Einfall! Hoffentlich würde auch sie nichts von ihm wissen wollen. Sie erwartet sicher jemand, der ihr den Hof machte, und wenn sie sah, mit wem sie es zu tun hatte, dann würde sie sich für die Zumutung bedanken.

Zu verwundern war es ja nicht, wenn ein junges Mädchen von dieser Stiefmutter wegstrebte. Aber welch einen Starrkopf mußte das kleine Mädel haben, das

neun Jahre durchgetroßt hatte und nicht heimkam, weil dort eine Stiefmutter das Hausregiment führte!

* * *

Frau Wanda Rieger, genannt Riegerova, stand in dem Speisezimmer der Habermannschen Wohnung an dem gedeckten Tisch und sah sich kritisch um.

„Wird schön die Nase rümpfen, das Fräulein Winzer! Unsere Ledersessel sind schon so abgeschabt. Eine neue Tapete sollten wir auch längst haben. Und der Teppich! Das Silberzeug! Aber der Herr brummt ja immer, wenn ich was erneuern will.“

Rupert wehrte mit einer Handbewegung ihre Bedenken ab. „Lassen Sie's nur! Es ist schon gut so. Bei uns braucht nicht alles so prächtig neu zu sein. Wem's nicht recht ist, der soll halt nicht wiedertommen.“

Er ärgerte sich, weil der Vater verlangt hatte, er müsse den Bratenrock anziehen, aber rein zufällig hatten die Herren Habermann einen guten Schneider, und Frau Rieger fand, Rupert sehe sehr stattlich aus.

Frau Rieger, in schwarze Seide gekleidet, mit einer großen Mosaikbrofche an ihrem weißen Jabot, machte gleichfalls eine stattliche Figur. Sie war eine große, breite Frau mit flachen, dunklen Wellenscheiteln und einem bedeutenden Profil, in dem nicht einmal die stark hängende Unterlippe sehr störte. Sie konnte recht wohl die Hausfrau vorstellen, und die zweite Frau Winzer dürfte froh sein, wenn sie nur annähernd so aussähe wie die Rieger, dachte Rupert.

Die Haushälterin war in ihrer Art gebildet genug, sie las viele Bücher und Zeitungen und schwelgte gern in Fremdwörtern. Seit Jahren sammelte sie die Küchenzettel aller Hofdiners und sonstigen festlichen Veranstaltungen, die ihr vor die Augen kamen, und

daher hatte es ihr keine große Mühe gemacht, die heutige Speisenfolge ins Französische zu übersetzen. Ein schreibkünstlerisch veranlagter Jüngling aus dem Bureau drüben hatte ihr Menükärtchen fabriziert, von denen sie nun eines triumphierend Rupert vorwies.

„Aber, Riegerova,“ rief Rupert lachend, „wozu denn das?“

„Das Fräulein war doch so lange in Lausanne. Sie soll sehen, daß wir auch wissen, was sich gehört.“

Die Rieger dachte sich's wohl, was dieser Besuch bedeutete. Es verursachte ihr jedoch keine Befürchtungen. Wenn der Rupert auch heiratete, ihre Stellung behielt sie doch. Und überhaupt, der Junge war großmütig. Sollte der Alte etwa sterben, ohne ihr etwas zu vermachen — was ihm recht wohl zuzutrauen war — ihre Zukunft war dennoch gesichert. Sie konnte sich darin ganz auf Rupert verlassen.

Die Gäste langten mit dem Hausherrn zugleich an, und Frau Rieger verfügte sich bei ihrem Nahen, von Rupert gefolgt, in das Vorzimmer, um sie zu empfangen.

Habermann senior stellte seine Hausdame den Winzerschen Damen vor und fügte mit einem gewissen Nachdruck hinzu, Frau Rieger habe an Rupert Mutterstelle vertreten. Damit das junge Mädchen nicht etwa gar zu hochnäßig tue.

Aber er sah sofort, das hatte keine Gefahr. Das junge Mädchen reichte der Rieger mit entzückender Liebenswürdigkeit die Hand und versicherte, sie sei eine imposante Erscheinung, was der Rieger sehr wohl tat.

Ihrerseits betrachtete sie mit staunendem Wohlgefallen die schlanke, biegsame Gestalt in dem altrosa Prinzeßkleid, dessen Ärmel und Halsauschnitt aus Tüll duftig aus der Soutachestickerei des Oberteils heraus-

wuchsen, und die Fülle des schönen braunen Haares, das zum Vorschein kam, als das junge Mädchen nun den Hut ablegte.

Oh, die war reizend und schick! Wo sie es nur her hatte?

Vom Vater nicht, das stand fest. Herr Winzer sah recht gewöhnlich aus, das wußte Frau Rieger längst. Ungefähr wie ein Fiakertutscher.

Und Frau Winzer, die zwar ein elegantes havannabraunes Kleid anhatte und von Gold und Juwelen strahlte, paßte in dieser Beziehung sehr gut zu ihm. Ihre beträchtliche Fülle war sehr stark zusammengedrückt, und aus dem vollen Gesicht, das wie mit Mehl bestäubt aussah, funkelten zwei kleine schwarze Augen wie Zettperlen, die man in eine Teigmasse gesteckt hat.

Diese Augen gaben ihr ein lebhaftes Aussehen, das aber sehr täuschte, denn sie erwies sich eher als schläfrig, sprach nur wenig und dies mit einer Stimme, die an eine knarrende Tür gemahnte.

„Das da ist mein edler Sohn,“ stellte Habermann senior scherzend den herantretenden Rupert dem jungen Mädchen vor.

„Ich kann mich noch ganz gut an Sie erinnern,“ sagte Margot Winzer, ihm die Hand gebend. „Ich hab’ Sie als Kind mehrmals gesehen. Aber Sie waren sehr stolz und herrisch.“

„Solpatzschig halt,“ verbesserte der Vater.

Ob sie sich wirklich noch seiner entsann? fragte sich Rupert. Einerlei! So ein Mädchel wußte doch gleich etwas zu reden. Ihm wäre es nicht eingefallen, ihr zu sagen, daß er sich ihrer gleichfalls erinnere als eines hübschen kleinen Mädchens in Trauer, das ihm leid getan, wenn er es auch nicht gezeigt hatte.

Margot Winzer plauderte munter weiter, und

Habermann senior, dem sonst der Zwang einer Unterhaltung mit einer Dame kalten Angstschweiß erpreßte, fing an, vergnügt zu strahlen, weil er sah, daß die da keine Gespreiztheit bestehen ließ.

Das war kein schüchternes Schulmädchel mehr — Gott sei Dank!

Der alte Herr taute so weit auf, daß er Margot den Arm reichen wollte, um sie in den Salon zu führen; er befand sich jedoch und reichte ihn Frau Winzer in der Erwartung, daß sein Sohn dem jungen Mädchchen den Arm bieten werde. Doch dem fiel das nicht ein. Frau Rieger mußte ihn sogar heimlich am Armel zupfen, damit er dem Fräulein den Vortritt lasse.

Nach kurzem Aufenthalt in dem wenig glänzenden Habermannschen Salon mit den schwerfälligen Polstermöbeln aus großblumigem Stoff und blauem Plüsch und den schlechten alten Familienbildern in breiten, atanthusblättrigen Goldrahmen begab man sich in das Eßzimmer, wo sofort aufgetragen wurde.

Das Ehepaar Winzer saß mit dem Rücken gegen die Fenster, rechts von Frau Winzer hatte Rupert, links von Winzer Habermann senior seinen Platz. Neben diesem saß Margot, also dem jungen Mann gegenüber. Die vierte Tischseite nahm Frau Rieger allein ein.

Habermann ärgerte sich, daß sein Sohn nicht neben dem jungen Mädchchen saß.

Die beiden älteren Herren gerieten rasch in ein Gespräch über öffentliche Angelegenheiten, dabei aber lauerte Vater Habermann, ob denn der Rupert nicht endlich mit dem Mädchel sprechen werde.

Doch der tat den Mund nicht auf.

Margot Winzer unterhielt sich daher mit Frau Rieger über das französische Menü, dessen Abfassung sie lobte. Ihre Augen glitzerten vergnügt, als die

würdige Dame mehrere schwierige Fremdwörter einfließen ließ und erwähnte, daß man mit Hilfe der Daktylostomie den letzten Einbrecher so rasch entdeckt hätte.

Sie handhabte auch ihr Eßbesteck in tadelloser Weise, diese Haushälterin, was man von den anderen Personen am Tisch nicht behaupten konnte. Nur der junge Mann beging keine nennenswerten Verstöße. Vermutlich dankte er dies der Haushälterin, die wirklich Mutterstelle an ihm vertreten zu haben schien.

Die kluge Frau Rieger ahnte Margots Beobachtungen genau. Sie amüsierte sich innerlich darüber, daß diese ihre Stiefmutter geradezu wie Luft behandelte.

Es war aber auch eine unmögliche Person! Sie wußte in der Tat nicht, was sie mit Messer und Gabel anfangen sollte. Und das mußte das junge Mädchen mit ansehen, die in einer feinen Schweizer Pension erzogen war!

Frau Rieger gab sich Mühe, auch Rupert in ihre Unterhaltung zu verflechten. Es wäre ihr aber kaum gelungen, wenn Margot sich nicht direkt an ihn gewendet hätte, indem sie ihn auszufragen begann, welche Theater er besuche, was für einen Sport er treibe und dergleichen.

Er gab zwar immer nur knappe Antworten, ohne den Faden weiterzuspinnen, aber Margot sorgte schon dafür, daß dieser nicht abriß.

„Mir scheint, Sie leben wie ein Trappist,“ sagte sie, „oder wie ein Altruist. Ja, ja, wir haben schon gehört, daß Sie sozialistische Neigungen haben. Komisch! Ich hab' immer geglaubt, die Sozialisten sind die Leute, die wollen, daß die anderen mit ihnen teilen. Daß es Sozialisten gibt, die was haben, hab' ich noch nicht gehört.“

„Es gibt auch solche,“ antwortete Rupert gemessen.

„Also Sie gravitieren nach unten,“ entgegnete das junge Mädchen bedeutungsvoll.

Wie wissend ihr Blick dabei funkelte! War's möglich, daß sein Vater ihn verraten hatte?

Die spielende Leichtigkeit, mit der Margot die Unterhaltung lenkte und sogar ihn, den Unbeholfenen, dazu brachte, zu sprechen, überraschte Rupert. Ein Mundwerk hatte die, und auszudrücken verstand sie sich! Und so was war erst neunzehn Jahre alt!

Dunkel fühlte Rupert doch, was solch ein Mädchen voraushatte vor jener anderen, deren tägliches Leben der Fabriksaal mit den surrenden Maschinen begrenzte; in seinem Groll gegen die vom Glück Begünstigte schlug er nur die natürliche Anlage dabei zu gering an.

„Die kann was zusammenplauschen, wenn der Tag lang ist!“ dachte er. Nun, man mußte ihr geradezu dankbar sein, denn sie gab das belebende Moment der Saferunde ab. Ohne sie wäre es sehr matt zugegangen.

„Ja, die wäre wohl was!“ dachte Frau Rieger. Wie sie lachen konnte! Es hörte sich an wie eine Koloraturarie. Sogar Habermann senior hob den Kopf, wenn dieses taufrische silberne Lachen erscholl.

„Fräulein haben eine schöne Stimme!“ rühmte Frau Rieger.

„Ich kann auch singen!“ rief Margot. „Ich werde aber noch weiterlernen.“

„Habermann, zehn Kronen will sie zahlen für zwanzig Minuten Unterricht im Quietzchen. Hast du schon so was gehört?“ fragte Herr Winzer.

„Sie ist ja deine Einzige.“

„So kostspielige Kinder könnt' man auch nicht viel brauchen. Was die alles will! Jetzt tät's not, ich nähm' ihr eine Gesellschafterin.“

„Nein, eine Gesellschafterin mag ich nicht,“ widersprach Margot. „Lieber eine Zofe. Ich möchte eine, die jung ist, aber gefest ausschaut, die schneiden und frisieren und mich überallhin begleiten kann — ein sogenanntes besseres Mädchen.“

„Vielleicht kann ich dem Fräulein da aushelfen,“ meldete sich Frau Rieger. „Ich weiß eine Beamtentochter, die Ihren Wünschen entspricht. Ich bin ihre Firmpatin und kann die Luise Nekta wirklich empfehlen. Sie hat bis jetzt mit ihren Plätzen Pech gehabt und ist grad' wieder frei. Wenn Fräulein erlauben möchten, daß ich sie Ihnen schicke —“

„Nein, bestellen Sie sie, bitte, her zu Ihnen,“ sagte Margot nach einiger Überlegung. „Ich komme dann her, bei Ihnen mit ihr zu sprechen.“

„Das ist doch nicht notwendig,“ widersprach Habermann. „Das Mädchel kann ja zu Ihnen kommen. — Nicht wahr, Riegerova?“

Doch Frau Rieger merkte, daß Fräulein Margot lieber bei ihrem Vorschlag blieb, für den sie sicher ihren Grund hatte.

* * *

So lange das Mahl auch durch das wiederholte Zugreifen der beiden älteren Herren und die Umständlichkeit der stumm essenden Frau Winzer hinausgezogen wurde, endlich wurde man doch fertig. Winzer und Habermann steckten sich Zigarren an, und bald wurde die Luft im Zimmer ganz blau.

Rupert rauchte nur eine Zigarette.

„Geben Sie mir auch eine!“ forderte Margot. „Und hier möchte ich nicht bleiben. Rauch schadet meiner Stimme. Ist denn nicht ein Garten beim Haus? — Ja? — Den könnten wir uns doch ansehen!“

„Wenn Fräulein wünschen, führ' ich Sie hinunter,“
schlug Frau Rieger vor.

„O nein, Sie ziehen sich zurück und machen Ihr Schläfchen,“ gebot Margot. „Wozu ist denn der junge Herr da.“
Rupert sagte nichts, stand aber sofort auf.

Die beiden älteren Herren grinsten hinter ihr drein, als sie ihn so ins Schlepptau nahm.

Frau Rieger ging bis ins Vorzimmer mit, schwakte dem jungen Mädchen seine Jade auf, da es im Garten kühl sein würde, und half ihr gleich selbst hinein, denn dem „Rupertl“, wie auch sie den jungen Herrn gelegentlich nannte, würde es ja doch nicht einfallen, seine Dienste dazu anzubieten.

Widerwillig genug gab er Margot die Zigarette, die sie nochmals verlangte, und Feuer. Sie entzündete sie kunstgerecht und dampfte ihm die erste Rauchwolke mutwillig ins Gesicht.

„Lernt man das auch in der Pension?“ fragte er halblaut.

„Natürlich! Auf dem Stundenplan steht es zwar nicht, aber man lernt es viel sicherer als Kunstgeschichte und Ästhetik.“

Rupert ging die Treppe hinunter und wendete sich dann unten dem Hofe zu, hinter dem der Garten lag. Die Mitte nahm eine Sandsteingruppe von mehreren sehr pausbacigen Engeln ein, die, wie Margot sofort sagte, die englische Krankheit und Zahngeschwülste hatten. Um diese, auf einem zerhackten Postament stehende Gruppe zog sich ein kreisrunder Rasenfleck und um diesen ein ovaler Weg, der vier geschweifte Weglinien bis in die vier Ecken des rechteckigen Gartens entsandte. Sonst war nichts vorhanden als vorne zusammengeschobene Tische und Bänke und rückwärts ein einsames Gartenhaus.

„Der Garten wird seit langem nicht mehr hergerichtet,“ sagte Rupert.

„Wenn ich da was zu sagen hätte, müßte er ein kleines Paradies werden,“ erklärte Margot. „Aber erschrecken Sie nur nicht. Vor mir brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Ich werd' Sie nicht mit Gewalt heiraten.“

Rupert starrte erstaunt auf das Mädchen, das so kühn ins Zeug ging.

Die Herbstluft spielte mit den feinen Härchen, die sich von ihrer Frisur loslösten, und hier im Freien schimmerte ihr unbedecktes Haar so eigentümlich metallisch, ihre Haut- und Wangenfarben hatten einen solchen Schmelz, daß Rupert dachte, wenn jemand sie so malen wollte, müßte es beinahe unwahrscheinlich aussehen.

Solche Farben hatte Marie freilich nicht. Die war immer blaß.

„Warum soll ich nicht davon reden?“ fragte Margot gleichmütig. Sie warf ihre Zigarette weg. „Grad' darum, weil's nichts ist. Ich muß von daheim fort, denn ich bleib' nicht in einem Hause, wo so eine Person regiert. Haben Sie gesehen, wie sie ißt? So was schau' ich mir nicht mehr lang' an. Deshalb muß ich eben um jeden Preis heiraten. Wir zwei passen ja nicht besonders zusammen, aber wenn alle Stricke reißen, hätt' ich Sie doch genommen. Aber da Sie, wie ich höre, schon vergeben sind — Ich brauch' doch keiner einen abzuspitzen. Ich krieg' schon noch einen.“

Das schien Rupert selber nicht zweifelhaft.

„Der Vater hat auch noch einen im Hintergrund. Einen Husarenrittmeister. Von Adel ist er und hat keine Schulden. Der wird ohnehin besser für mich passen. Wenn er nur nicht einen so slawischen Namen

hätte! Andreanovitsch heißt er. Frau v. Andreanovitsch. Das gefällt mir nicht.“

„Das bleibt sich aber doch gleich, wie er heißt,“ meinte Rupert.

„Hurra — er hat richtig den Mund aufgemacht!“ frohlockte Margot übermütig. Und wieder erklang ihr helles Lachen.

„Wenn's echt ist, ist's ein glückliches Lachen,“ gestand sich Rupert.

„Was ist ein Name? Name ist Schall und Rauch!“ deklamierte Margot. „Ich lege aber Gewicht auf den Namen. Habermann ist ja auch nicht grade schön — das ist richtig. Ich verlier' nichts dran. Also, ich verzichte feierlich auf Ihre Hand. Jetzt brauchen Sie mir keine finsternen Gesichter mehr zu schneiden. Ich bin ein guter Kerl und will Ihnen wohl. Weiß selber nicht warum. Ihre große Freundlichkeit ist keineswegs dran schuld.“

Rupert lächelte ein wenig ärgerlich. Die Art, wie sie mit ihm umsprang, verdroß ihn.

„Ich möchte Sie recht gern zu Ihrer Wahl beglückwünschen,“ fuhr Margot fort, „aber Ihr Vater hat sich dem meinigen gegenüber beklagt. Ist es denn wirklich wahr — die junge Dame arbeitet in der Fabrik?“

Rupert blieb stumm. Zwar lag etwas Ermutigendes darin, daß sein Vater seinem Freund sogleich gemeldet hatte, es liege ein Hindernis vor, und doch ärgerte es ihn, daß er nicht den Mund gehalten hatte.

Margot faßte sein Schweigen richtig als Bejahung auf. „O weh! Sie gravitieren doch ein bißl gar zu sehr nach unten! Was kann denn die für eine Erziehung haben?“

„Unsere Volksschulen sind gut,“ entgegnete Rupert, „und die stehen allen offen.“

„Ja — ja. — Haben Sie gesehen, wie die Stiefmama ist? frage ich nochmals. Wollen Sie zeitlebens mit einer Frau am Tisch sitzen, die —“

„Man muß doch nicht alle nach einer beurteilen. Das sind überhaupt Nebensachen.“

„Ach — Nebensachen?“ höhnte Margot. „Und wie steht es mit den Hauptsachen? Ist sie hübsch? Natürlich, Ihnen gefällt sie. Groß, schlank wie ich? — Nein? — Dann ist sie entschieden zu klein für Sie. — Braun, schwarz, blond? — Also blond? — Munter, gesprächig?“

„Nein, sie ist still und schweigsam.“

„Na, ich danke, wenn die auch noch schweigsam ist,“ lachte Margot, „da wird das ja reizende Zwiegespräche geben! Mh ... Mh ... Mh ... Mh ...“

Sie ahnte mit geschlossenen Lippen die Unterhaltung zwischen zwei solchen Stummen so lustig nach, daß Rupert sich der Heiterkeit nicht erwehren konnte. Ein ganzes Theater führte sie da auf! Ja, die war lustig für ein Duzend. — Nun, Marie wäre wohl auch munterer, wenn ihr Leben sich so abgespielt hätte wie das Margots. Auch wäre es sicher für ihn bequemer, wenn Marie etwas leichter gestimmt wäre. Ihre Zurückhaltung und Wortkargheit machten ihm jeden Schritt vorwärts so schwer.

„Na, das ist schließlich Ihre Sache,“ meinte Margot. „Ich habe Sie gewarnt. Engherzig bin ich nicht, und daß sie in der Fabrik arbeitet, macht mir nichts aus. Ich will ganz gern mit ihr verkehren und hoffe nur, daß sie nichts von der Stiefmama an sich hat. — Na, sehen Sie, jetzt ist es sonnenklar zwischen uns. Wir können recht gute Freunde werden. Man unterhält sich so schön mit Ihnen. Andere Menschen lassen einen nie ausreden. Lachen Sie doch einmal frei heraus, und verziehen Sie nicht bloß so den Mund! Es wird

Ihnen nicht schaden, und Ihre Weltanschauung geht deshalb auch noch nicht in die Brüche. Sie müssen mir noch etwas davon erzählen. Ich hab' ja gar niemand. Und Sie können auch ganz gut eine Freundin brauchen. Schließen wir einen Bund. Ja? Der Friede zu Erdberg, geschlossen zwischen Rupert dem Grimmigen und Margot — Margot —“

Sie suchte nach einem recht schmückenden Beiwort, allein diesmal war der langsame Rupert schneller als sie. „Margareta Plaudertasch!“ rief er.

„Was? Was haben Sie gesagt?“ Sie zupfte sich an ihrem Ohrläppchen, wie um besser zu hören, und brach in ihr helles Lachen aus. „Jetzt hat einmal ein blindes Huhn — Sie wissen doch? — Sehen Sie, wie wohlthätig ich auf Sie wirke! Wann haben Sie vorher schon einen Witz gemacht? Margareta Plaudertasch für Margareta Maultasch — das gilt nicht, aber das Bündnis gilt.“

Sie hielt ihm die Hand hin, die er etwas mißtrauisch ergriff.

„Das ist doch bloß Getue,“ dachte er. „Sie hat kaum die redliche Absicht, sich Maries freundlich anzunehmen.“

Gut wäre der Umgang mit diesem quecksilbernen Weltkind aber sicherlich für die Stille.

Wenn er nur erst so weit wäre! Nun sprach die da schon davon. Und die es anging, wußte noch von nichts.

* * *

In dem einfachen, aber geräumigen und behaglichen Zimmer der Frau Kieger stand ein schwarzgekleidetes nettes Mädchen vor Margot Winzer, die eben einige Zeugnisse mit ungeduldiger Gebärde auf den Tisch zurücklegte.

„Ach was, Zeugnisse! Darauf gebe ich nichts. Sie stehen mir zu Gesicht, und ich probiere es mit Ihnen. Also Sie kommen gleich morgen, nicht wahr?“

Das Mädchen küßte ihr die Hand und ging mit froher Miene.

„Die paßt mir!“ erklärte Margot Frau Rieger. „Sie sieht viel älter aus, als sie ist, und ich hoffe, sie wird brauchbar und bei mir zufrieden sein.“

„Die wird Gott danken,“ versicherte Frau Rieger.

„So ein Glücksfall bin ich also?“ lachte Margot. „Sagen Sie, Frau Rieger: ein Fabrikmädel steht wohl noch tief unter der Luis' zum Beispiel? Nicht?“

„Und ob! Dagegen ist die Luis' eine Gräfin!“ versicherte die Rieger mit Überzeugung.

„Und doch hör' ich —“ Sie brach ab und blickte die Haushälterin zweifelhaft an.

„Was haben Sie gehört?“

„Daß Ihr junger Herr, der Herr Rupert, eine aus der Fabrik heiraten will.“

„Was?“ fragte Frau Rieger. „Davon weiß ich nichts.“

„Aber etwas wissen Sie doch!“ schmeichelte Margot. „Er sieht das Mädchen gern. Mir dürfen Sie's schon sagen. Mein Vater weiß es ja vom alten Herrn Habermann, daß sein Sohn das Mädchen heiraten will. Wenn sie aber so tief steht —“

„Ja, wenn der Herr Winzer es von unserem Herrn hat! Na, die Fabrikmädeln im allgemeinen, das ist eine Sorte! Aber die, um die es sich da nur handeln kann, die Marie Hegersdorfer, die ist doch anders. Freilich, eine Frau für den Herrn Rupert ist sie deshalb noch lange nicht. Dem Herrn Rupert möcht' ich schon was Besseres gönnen.“

Ihr ausdrucksvoller Blick ergänzte, was sie meinte.

„Ist sie hübsch, diese Marie?“ forschte Margot.

„Ja, das schon. Vielleicht sogar schön. Sie hat ein Profil. Das kann nicht jede von sich sagen.“

Margot hielt das zwar nicht für so ausgemacht, sie wollte aber Frau Rieger nicht unterbrechen.

„Nur etwas unterseht ist sie. Und dann die bleiche Farbe. Die reinste Kellerfarbe! Und so still ist sie! Es ist kein rechtes Leben in ihr.“

„Ich möchte sie gern einmal sehen,“ gestand Margot.

Frau Rieger wußte nun auch, warum die Luise sich hier bei ihr hatte vorstellen müssen. Sie warf einen Blick auf die Uhr. „Da brauchen Sie nur ein paar Minuten zu warten. Gleich wird's zwölf schlagen. Dann geht die Marie über den Hof, und Sie können sie hier vom Fenster aus sehen.“

Eben fing nebenan ein ohrenzerreißendes Läuten an.

„Was ist denn das für ein gräßliches Geschepper?“ fragte Margot.

„Die Fabritglocke. Jetzt wird sie gleich kommen.“

Margot stellte sich ans Fenster und blickte über die niedere Remise, die den Hof des Hauses von der Fabrik trennte, hinüber. Schon kamen Gruppen von Arbeitern und Arbeiterinnen aus dem inneren Torbogen. Im hellen Mittagslicht enthüllte sich alles mit unbarmherziger Deutlichkeit: die hängenden Schürzen und schlumpigen Blusen. Sie kannte diese Sorte schon von der elterlichen Fabrik her, obgleich diese dem Wohnhaus nicht so nahe lag, wie es hier der Fall war.

Aber plötzlich erschien eine einzelne im Torbogen, und Margot fühlte sofort: das ist sie. Wie im Faust, wenn die Choristinnen in Gruppen aus der Kirche kommen und nachher das Gretchen allein auftritt.

Margot sah das lila Kleid, die schwarze Schürze, den grauen Wolltragen um die Schultern und das

blasse Gesicht. Die Züge konnte sie freilich auf diese Entfernung nicht genau wahrnehmen. Sie empfing nur einen allgemeinen Eindruck von ernster Schönheit, und als das Mädchen sich nach rückwärts wendete, glänzte ihr Haar wie helles Gold aus der Ferne.

Ja, dieses Mädchen hatte etwas an sich, das zu der Phantasie eines für das Einfache eingenommenen jungen Mannes sprechen konnte. So sauber, nett und adrett sah sie aus, und so gemessen, so zurückhaltend war ihr Benehmen!

Gerade sprach ein alter Mann sie an, und als sie diesem Rede und Antwort stand, trat ein junger Mensch dazu, ein schlanker Bursch mit sehr dunklem Haar.

„Wer ist denn das?“ fragte Margot. „Auch ein Arbeiter?“

„Jetzt ist er schon Werkmeister, der Faschan,“ gab Frau Rieger Auskunft. „Eigentlich heißt er Giuseppe Fagiani, aber in der Fabrik heißen sie ihn Seppl Faschan. Er kann auch gar nicht Italienisch. Nur das eine hat er von den Welschen — er ist sehr mäßig. Trinken tut er gar nicht. Außer dem Herrn Rupert ist er vielleicht der einzige drüben, der nie zu tief ins Glas guckt.“

„Sondern überhaupt nicht,“ ergänzte Margot lachend.

„Der Faschan trinkt sogar Milch zum Frühstück,“ erzählte die Rieger.

„Und der Herr Rupert? Der trinkt Milch der frommen Denkungsart?“ scherzte Margot. „Mir scheint, die zwei haben einen ähnlichen Geschmack. — Na, jetzt muß ich aber gehen. Adieu, Frau Rieger! Hoffentlich werde ich mit Ihrem Schützling auskommen.“

* * *

Vater und Sohn saßen über ihre Korrespondenzen gebeugt, als sich das Telephon an der Wand meldete. Rupert stand auf und ging verdrießlich zu dem Kasten hin. Keine Ruhe hatte man.

„Margot Winzer hier,“ kam es mit der hellen Stimme zurück, die er schon kannte. „Rupert der Grimige? Ja?“

„Sie wünschen?“ fragte Rupert kühl in den Apparat hinein.

„Wozu fragen Sie das? Was ich wünsche, das können Sie mir ja doch nicht geben. Können Sie die Stiefmama ins Pfefferland schicken? Möchten es ja gar nicht. Sie schwärmen ja für die — na ja! — Was gibt es denn Neues in Ihrer Herzensangelegenheit? Darf man vielleicht schon gratulieren? — Also mit der Eilpost geht es bei Ihnen nicht! Ich hab' sie neulich gesehen, Ihre Blonde — leider nur von weitem. Ich glaube, sie paßt gut für eine erste Liebhaberin im Volkstück. Daraus könnte man einen Dienstbotenroman in zweihundert Lieferungen machen. Die arme, tugendhafte Fabrikarbeiterin und der junge Fabrikantensohn. Aber eigentlich sollten Sie dann ein schlechter Kerl sein. Oder es sollte ein anderer Bösewicht vorhanden sein. Sonst gibt es keine rechte Verwicklung.“

„Haben Sie mich darum antelephoniert?“

„Nein, sondern darum, weil mir's gerad' so langweilig ist. Und dann hat der Vater gestern geklagt, daß er das Telephonabonnement in der Wohnung rein umsonst zahlt, weil nie telephoniert wird. Da will ich doch etwas dazu tun, daß das Geld nicht ganz zum Fenster hinausgeworfen ist. Ihnen schadet es auch nichts, wenn man Sie ein bißl stört. — Ja, was ich Ihnen erzählen wollte — den Rittmeister hab' ich

gestern kennen gelernt. Sie, der ist fesch! Und galant! Anders wie ein gewisser Jemand.“

„Freut mich in Ihrem Interesse. Sonst noch was?“

„Alja, das heißt, ich soll Schluß machen. Undant ist der Welt Lohn! Na, für heute sollen Sie recht haben, aber ich bereite Sie darauf vor, daß ich Sie noch oft antelephonieren werde. — Nein, nein — ich spreche nicht mehr. Schluß!“

Rupert hängte die Hörmuschel wieder an.

„Wer hat telephonierte?“ fragte der Vater.

„Die Winzerische.“

„Was hat sie wollen?“

„Nichts. Bloß das Telephon benützen.“

Er setzte sich wieder an seinen Schreibtisch.

Habermann senior lächelte in sich hinein. Es erheiterte ihn schon, wenn er nur ihren Namen hörte. Das wäre eine Schwiegertochter! Statt dessen sollte es — —

Zum Glück war die Marie ebenso schüchtern wie der Rupert. Noch war nichts geschehen. Aber wie es verhindern, daß etwas geschah? Darüber zerbrach Vater Habermann sich vergebens den Kopf.

Er hatte ja nicht gehört, was Margot vorhin von dem notwendigen Bösewicht sagte, aber es ging ihm so allerlei im Sinne herum. Er war doch kein regierender Herr, daß er die Marie Hegersdorfer ertränken lassen könnte wie eine Agnes Bernauer. Er konnte sie höchstens entlassen. Aber wenn er das tat, brachte er nur den Stein ins Rollen, und er war klug genug, zu wissen, daß er dem Mädchen bloß unrecht zu tun brauchte, um seinem Sohne zu dem Entschluß zu verhelfen, der ihm bis jetzt noch gefehlt hatte. Nein, das mußte seiner angestellt werden.

* * *

Daß es bei ihm nicht auf der Eilpost gehe, der Vorwurf hatte Rupert getroffen. Er mußte sich endlich zu einem entscheidenden Schritt aufraffen. Immer hatte er gedacht, es sei schwerer, mit jungen Damen zu verkehren als mit einfachen Mädchen, und nun fand es sich, daß er sich leichter mit dem Pensionsfräulein unterhielt als mit Marie. Aber endlich einmal wollte er doch Gelegenheit zu einer Aussprache mit ihr suchen.

Noch ehe es Mittag läutete, nahm er seinen Hut und ging fort, dem Vater zurufend, er werde bald zurück sein.

Durch das Straßentor begab sich Rupert auf die Gasse hinaus und berechnete sich alles so gut, daß er dem Strom der Arbeiterschaft auswich und gerade die Seitengasse herabkam, als Marie aus dem rückwärtigen Tor des Fabrikhofes trat.

Sie grüßte ihn zuerst und wendete sich ihrem Weg zu, aber da Rupert in derselben Richtung schritt, machte es sich ganz natürlich, daß er neben ihr weiterging.

Zuerst sprachen sie von Netti Kratochwill, die von Habermann senior entlassen worden war. Auch hatte der Alte dem Arbeiter Morlan derart den Kopf gewaschen, daß dieser wieder zu seiner Frau zurückgekehrt war. Diese war auf freiem Fuß belassen worden und würde wohl mit einer milden Strafe davontkommen. Aber lange würde der Friede dieser Ehe sicher nicht dauern.

„Die Leut' verderben sich selber das Leben,“ sagte Marie. „Sonst ginge es ihnen doch ganz gut.“

Gut nannte sie das! Zu den Unzufriedenen des Arbeiterstandes gehörte sie sichtlich nicht, die Marie.

„Sind Sie denn zufrieden mit Ihrem Los, Marie?“ fragte Rupert.

„Aber gewiß! Wann ich an früher zurückdenk' — du lieber Gott!“

„Es ist Ihnen schlecht gegangen?“ fragte er.

„Na, und wie! Meine Eltern waren arm und krank obendrein. Alle meine Leut' sind an der Lungensucht g'storben, Herr — alle. Ich bin alleinig übrig 'blieben. Muß eh Gott danken für mein gesundes Beuschel.“

Rupert liebte den Dialekt, und in Wien sprachen Angehörige hoher Kreise oft auch nicht anders als dieses Kind des Volkes, allein in diesem Augenblick erregte es ihm doch keine ganz angenehme Empfindung, daß sie von ihrem „Beuschel“ sprach.

„Möchten Sie es nicht doch — noch besser haben?“ fragte er nach einigem Zaudern, denn da befand er sich ja auf kritischem Gebiet.

„Das möcht' ein jeder.“

„Eine noble Dame werden?“

„Ich?“ Marie Hegersdorfer lachte. Es war kein so temperamentvolles Lachen wie das Margot Winzers, aber es stand ihr doch gut. „Dazu tät' ich nicht passen,“ antwortete sie.

„Warum nicht?“

„Ich könnt' mir's nicht vorstellen. Hab' auch keine Sehnsucht danach, mich aufzuputzen und zu drahn. Nein, wirklich, ich wär' undankbar, wenn ich nicht zufrieden sein wollt'. Die Gesundheit und mein Auskommen — mehr wünsch' ich mir nicht.“

Was eigentlich hinter seiner Frage gesteckt hatte, ahnte sie nicht einmal. Er wollte sie ja auch nicht locken mit schönen Kleidern und Vergnügungen, sondern er wollte wissen, ob sie ihm gut sein könne. Sie aber verspürte nichts von dem, was von ihm zu ihr hinstrebte. Es war keine Verbindung vorhanden. Fremd und achtungsvoll schritt sie neben ihm her,

und als sich ihnen gegenüber die schmale Gasse öffnete, in die sie einbiegen mußte, machte sie Rupert wieder ihren höflichen Knicks und entfernte sich.

Rupert sah ihr verdrießlich nach.

Es war ihm schon wegen Margot Winzer unangenehm, daß er heute nicht einen entscheidenden Vorstoß gewagt hatte. Das naseweise Mädel würde sich gewiß bald wieder nach seinen Fortschritten erkundigen.

Darin täuschte er sich nicht. Margot rief ihn an einem der nächsten Tage abermals telephonisch an.

„Noch immer nichts? Herr Gott sind Sie langweilig! Der Rittmeister macht mir schon furchtbar den Hof. Wenn Sie so lange sackeln, verlob' ich mich noch früher als Sie. — Sagen Sie: Sie pflegen ja keine ritterlichen Künste, aber können Sie nicht wenigstens reiten, Knecht Ruprecht? Der Rittmeister will, ich soll mit ihm in den Prater reiten. Ich hab' nämlich in Lausanne reiten gelernt. Ich möcht' es auch furchtbar gern. Aber allein mit ihm — das geht doch nicht. Und die Luif' — der Frau Rieger ihr Firmling, wissen Sie — die sagt, sie traut sich nicht einmal auf ein hölzernes Pferd im Ringelspiel hinauf. — Wie sagen Sie? Sie haben einmal reiten können und sind aus der Übung gekommen? Schauen Sie halt, daß Sie wieder hineinkommen. Den Gefallen können Sie mir schon tun. Ich revanchier' mich dann, wenn es gilt, Ihrer Blonden die Wege zu ebnen. Wir haben doch einen Pakt geschlossen.“

Das Telephongespräch wurde unterbrochen, ohne daß er das verlangte Versprechen gegeben hätte. Er sollte mit ihr und dem frisch aufgegabelten Rittmeister ausreiten! Was das Mädchen für Ideen hatte!

Warum paßte der Winzer auch nicht besser auf? Er hatte sich gewiß über diesen Rittmeister nicht ge-

hörig erkundigt. Wer weiß, was das für ein Mensch war! Aber dem Winzer lag eben daran, die Margot aus dem Hause zu bekommen. Sie ging gar zu verächtlich mit der Stiefmutter um, und diese lag wahrscheinlich dem Mann mit Klagen in den Ohren.

Deshalb war ihm der Rittmeister gleich recht. Das war ein Vornehmer, wie er zu Margot paßte, und mit seinen finanziellen Verhältnissen stand es ganz gut. Einen Teil seines Vermögens hatte er zwar angebracht, aber er hatte doch noch keine Schulden, was bei einem Offizier ja schon ziemlich viel war.

Um wieder Frieden im Hause zu haben, würde der Winzer mehr als ein Auge zudrücken. Daß der Rittmeister sonst noch Eigenschaften haben könnte, die ihn vielleicht für ein junges Mädchen nicht als geeigneten Gatten erscheinen ließen, daran schien Margots Vater nicht zu denken. Und da sie selbst um jeden Preis aus dem Hause wollte und sich daher leicht entschließen würde, ja zu sagen, konnte sie sehr schlecht ankommen.

Er, Rupert, hatte zwar keinen Anlaß, sich um sie zu sorgen, aber immerhin konnte er ihr den Gefallen tun, mit auszureiten.

Auch wenn er sich von selber nicht dazu entschlossen hätte, Margots Wunsch zu willfahren, wäre er kaum losgekommen, denn sie verstand es, die Leute so lange zu quälen, bis sie ihr den Willen taten.

Sie klingelte ihn nochmals an und ließ nicht eher ab, als bis sie ihm die Zusage erpreßt hatte, am nächsten schönen Morgen hoch zu Roß in den Prater zu kommen, um ihren „Elefanten“ abzugeben, für den er gerade das richtige Maß habe.

Vorsichtigerweise machte Rupert vorher noch einen Proberitt in der Reitschule, und da er sah, daß er es noch nicht verlernt hatte, einen Gaul zu regieren,

bestellte er sich ein Pferd für den morgigen Tag, der schön zu werden versprach.

Zur bestimmten Zeit hielt ein schöner Brauner vor dem Tor. Die Welt steckte noch in Frühnebeln, als Rupert ausritt, aber man ahnte, daß die Sonne bald erscheinen werde.

Die weiten Alleen des Praters lagen kahl und durchsichtig da. Spaziergänger gab es nur wenige und Wagen kaum. Dagegen zeigten sich in der Reitallee Offiziere und Offiziersdiener mit den Pferden ihrer Herren, und auch Reiterinnen sah man in Begleitung ihrer Kavaliere.

Die Damen trugen fast durchweg weiße Woll- oder Schantungjacksen, was Rupert den Eindruck machte, als ritten sie in ihren Nachtjacksen spazieren. Und alle, die ihm begegneten, waren so reizlos, so aufdringlich häßlich, daß er sich die Frage vorlegte, ob denn immer nur die Häßlichsten diesen Sport pflegten oder ob vielleicht die Damen eben zu Pferde häßlich aussähen.

Aber wenn Margot Winzer wüßte, daß Reiten verhäßlich, dann ritte sie sicher nicht aus.

Eben gewahrte er an drei jungen Herren, die vor ihm ritten, solche Zeichen der Spannung, daß er sofort wußte: Jetzt kommt Margot!

Da sah er sie auch schon neben einem Husarenoffizier heranreiten. Auch sie trug eine weiße Wolljacke, aber bei ihr sah das gar nicht so aus wie bei den anderen. Vielleicht bewirkte dies der große Veilchenstrauß, den sie vorne an der Brust trug.

Rupert wandte seine Aufmerksamkeit sofort dem Rittmeister zu. Er war unstreitig eine glänzende Erscheinung. Die Figur äußerst fesch und flott. Sehr brünett, mit langem Schnurrbart und dunklen Augen. Offenbar Weltmann durch und durch. Vielleicht sah

er schon ein wenig verlobt aus, aber das machte ihn wahrscheinlich nur um so interessanter für die Frauen.

„Da ist er, mein Jugendfreund, von dem ich Ihnen gesprochen habe,“ sagte Margot bei Ruperts Anblick zum Rittmeister. Dann stellte sie ihn Herrn v. Andreanovitsch vor, nochmals das Wort Jugendfreund betonend.

„Beneidenswert!“ sagte Herr v. Andreanovitsch.

„Sie lehren doch mit uns um, Rupert?“ fragte Margot harmlos.

Wo sie das Komödienspielen nur her hatte? Als ob sie ihn nicht eigens bestellt hätte!

Rupertkehrte also um, und zu dreien ritten sie die Allee hinunter.

Herr v. Andreanovitsch war sehr liebenswürdig, das ließ sich nicht leugnen. Außerlich war gewiß nichts an ihm auszusetzen. Wer weiß, wo der seine schwachen Punkte hatte!

Warum er durchaus schwache Punkte bei ihm suchte, fragte sich Rupert nicht.

Der Rittmeister schien in dem so unvermutet auf der Bildfläche erscheinenden „Jugendfreund“ keinesfalls einen Rivalen zu erblicken, und Margot nahm auch gleich die erste Gelegenheit wahr, ihn als ungefährlich kenntlich zu machen. Als Andreanovitsch die herrliche Farbe ihres Haares rühmte und sich an Rupert um Bestätigung wandte, daß man so etwas nicht so bald wiederfinden könne, sagte Margot: „Ach, dem gefällt meine Haarfarbe nicht.“ Und geheimnisvoll flüsternd setzte sie hinzu: „Seine Angebetete ist nämlich blond.“

„Ach so!“ rief der Rittmeister lachend und blickte Rupert neugierig an.

Andreanovitsch hatte hier natürlich mehr Bekannte

als die beiden anderen. Eine sehr üppige Reiterin mit ihrem äußerst schwächtigen Gemahl begegnete ihnen und hielt den Rittmeister auf, der mit einer Entschuldigung zurückblieb.

„Gott, das arme Roß, das die tragen muß!“ spottete Margot. „Na, wie finden Sie den Rittmeister?“

„Sind Sie von daheim mit ihm weggeritten?“ antwortete Rupert mit einer Gegenfrage.

„So eine Idee! Ich bin heruntergefahren und erst hier unten beim Pferdestand aufgestiegen. Dort wird mich auch der Wagen erwarten. Der Vater ist außer sich darüber, was ich für eine teure Tochter bin, und die Stiefmama hat gesagt, ich könnte mit der Elektrischen fahren. Stellen Sie sich das vor: im Reitkleid auf der Elektrischen!“

„Warum nicht?“ fragte Rupert ungerührt. „Ich habe schon einmal eine Dame im Reitkleid auf einem Omnibus gesehen.“

„Sie sind ein Philister!“ schimpfte Margot. „Sagen Sie so was wenigstens nicht vor dem Rittmeister — bitte! Was sollte der von meinem Jugendfreund denken!“

„Warum haben Sie den denn so angeplauscht?“

„Gar nicht angeplauscht,“ verwahrte sich Margot. „Ich ernenne Sie einfach zu meinem Jugendfreund. Als solcher haben Sie die Verpflichtung, sich um mich zu kümmern. Merken Sie sich das!“

„Wenn man Verpflichtungen hat, sollte man auch Rechte haben,“ wandte Rupert ein. „Ich weiß aber, wenn ich Ihnen von irgend etwas abraten werde, tun Sie es doch.“

„Wovon wollen Sie mir abraten?“ fragte Margot schelmisch.

Allein der Rittmeister kam ihnen nun wieder nach, und so wurde das Gespräch abgebrochen.

Da es Margots erster Ausritt war, wurde er nicht zu weit ausgedehnt, und beide Herren begleiteten sie bis zum Anfang des Praters zurück, wo bei dem offenen Pferdestand schon der Reitknecht des Pferdehändlers und der Wagen sie erwarteten. Der Rittmeister sprang ab und half Margot vom Pferde und in den Wagen hinein, wofür er einen Teil der Weilchen erhielt, die sie vorgesteckt hatte.

Mit den Blumen im Knopfloch kehrte er zu Rupert zurück, und als er vernahm, daß dieser zurückreite, um über die Kaiser-Josephs-Brücke den dritten Bezirk zu gewinnen, begleitete er ihn bis zur Brücke.

Er benahm sich so entgegenkommend, daß es beinahe schien, als bewerbe er sich um das Wohlwollen des „Jugendfreundes“.

„Sie kennen Fräulein Winzer von ihrer Kindheit an?“ fragte er.

„Ja, ich habe sie als Kind gekannt,“ gab Rupert zu, was er immerhin sagen konnte, ohne die Wahrheit zu beugen. „Sie war dann lange im Ausland in Pension.“

„Ja, ja, ich weiß. Haben aber doch das Vorrecht einer alten Bekanntschaft.“

Näheres über Margot und Winzers bekam er aus Rupert nicht heraus, und er ließ auch bald von dem Gegenstand ab. Bei der Brücke verabschiedete er sich so freundlich von Rupert, daß es diesen hätte vorteilhaft beeinflussen müssen. Aber der kehrte doch mit keinem angenehmen Eindruck nach Hause zurück. Er nahm sich auch vor, nicht mehr mit diesen beiden auszureiten. Was hatte er da zu suchen? Margot würde doch den blendenden Offizier nicht ausschlagen, wenn er sich um sie bewarb, und es hatte ganz den Anschein, als ob Andreanovitch dies tatsächlich beabsichtige.

* * *

Die Veilchen hatte Margot natürlich vom Rittmeister gehabt. Warum war denn ihm so was noch nie eingefallen? Veilchen mußten gut zu Marias blondem Haar und blassem Teint stehen.

An einem der nächsten Tage versorgte er sich also mit einem Veilchensträußchen und ging wieder den Weg, wo er ihr, wenn sie mittags aus der Fabrik kam, begegnen konnte.

Ihr das Sträußchen anzubieten, kostete ihn eine große Überwindung. Er kam sich bei einer solchen Galanterie geradezu abgeschmackt vor. Aber nun hatte er sich's einmal vorgenommen und wollte es auch ausführen — ein Sträußchen, wie man es auf der Straße um vier bis fünf Heller kaufte.

Marie Hegersdorfer geriet sichtlich in Bestürzung, als er es ihr bot. Eine andere wäre vielleicht über einen Brillantschmuck nicht so überrascht gewesen. War es das, daß sie vielleicht in diesem Augenblick zum ersten Male eine Ahnung davon bekam, wie er es meinte? Und war es eine glückliche Bestürzung? Eine freudige Ahnung?

Er konnte darüber nicht zum Schluß kommen, und an der bekannten Ecke verließ ihn Marie, ohne daß ein aufklärendes Wort gefallen wäre.

Zimmerhin würde Marie von heute an nicht mehr so ahnungslos sein. Das war schon etwas.

Nach Tisch betrat Rupert einen der großen Arbeitsäle der Fabrik, worin die Maschinen eifrig ihre Riesenarme rührten und ein ewig summendes Geräusch herrschte. Hier befanden sich nur männliche Arbeitskräfte, darunter auch Sepp Faschan, der eben mit halbfertigen Einbanddecken beschäftigt war. Während er mit beiden Händen unter ihnen herumhantierte, hatte er ein Veilchen im Munde hängen wie eine Zigarette,

und das fiel Rupert auf. Wieso kam Faschan zu dem Weilchen? Jrgend jemand mochte es ihm wohl aus einem Sträußchen gegeben haben.

Unwillkürlich mußte Rupert an seine eigenen Weilchen denken.

Aber das war ja Unsinn.

* * *

Die letzten Tage waren regnerisch gewesen, und Margot war nicht wieder in den Prater geritten. Rupert wollte ja auch nicht mehr mit. Als Margot ihn aber am Samstag anklingelte und ihn ersuchte, sie am nächsten Morgen zu Pferde von ihrem Haus abzuholen, da sie von daheim abreiten wollte und dies unbegleitet nicht tun konnte, mußte er doch einwilligen.

Sonst forderte sie doch den Rittmeister dazu auf.

Das Wetter versprach schön zu werden, und daher ritt Rupert am Sonntagmorgen pünktlich zur bestimmten Zeit von daheim weg und der nicht sehr entfernt liegenden St. Marxerstraße zu, wo die Winzerische Wohnung lag.

Dort hielt auch schon der Reitknecht mit dem schönen Fuchs, der den Damensattel trug, und Rupert brauchte nicht lange zu warten, bis Margot in der Haustür erschien.

Der Rittmeister hätte sich natürlich vom Pferd geschwungen, um ihr auf das ihrige zu helfen. Rupert hingegen überließ dies dem Reitknecht, der dem jungen Mädchen noch einige Verhaltensmaßregeln für das Reiten durch die Straßen gab.

Aber es war ja noch früh am Morgen und der Verkehr, der hier in dieser Gegend zumeist aus Lastwagen bestand, heute am Sonntag gering.

Im Schritt ritten die beiden die Straße hinunter.

Der Himmel war auch heute von weichgrauen, duftigen Schleiern umwölkt, die auf einen schönen Tag deuteten. Ein angenehmer frischer Hauch wehte.

„Natürlich werden wir gleich dem Herrn Rittmeister begegnen, sowie wir in den Prater hinüberkommen,“ meinte Rupert.

„Heute nicht. Er hat einen Ausflug unternommen. Heute müssen Sie mit mir fürlieb nehmen.“

„Oder Sie mit mir,“ verbesserte er.

„Ich bin schon gefaßt darauf, Monologe halten zu müssen. Da hat der Rittmeister eine andere Suada.“

„Glaub' ich.“

„Mir scheint, er hat Ihnen nicht gefallen.“

„O doch — sehr! Aber etwas Zeit können Sie sich mit dem Verloben immerhin lassen. Sie kennen den Herrn ja noch gar nicht.“

„Wie soll ich ihn aber kennen lernen, wenn ich mich nicht mit ihm verlobe?“ fragte Margot. „Auf dem Gesellschaftsfuß kann man jahrelang mit einem Menschen verkehren und weiß doch nichts Rechtes von ihm. Ins Haus kommen darf er nicht viel, denn wenn er einmal der Stiefmama beim Essen zusieht, hat er genug. Der Vater möchte auch, daß die Geschichte bald zum Klappen kommt.“

„Nur hineinrennen ins Unglück!“ brummte Rupert, während sie über die Brücke hinüber in den Prater ritten.

„Also glauben Sie, daß ich ins Unglück renne?“ fragte Margot.

„Kann man nicht wissen.“

„Unten ist leicht,“ schalt Margot. „Der Vater hat sich ja in einem Auskunftsbureau erkundigt. Romisch, nicht wahr, daß es eigene Institute gibt, die den Leumund verteilen. Aber mir hat der Vater die Auskunft

nicht gezeigt, und mich geht es doch hauptsächlich an. Da möcht' ich also gerne — Den Gefallen könnten Sie mir schon tun. Erkundigen Sie sich über ihn und bringen Sie mir dann den Wisch, auf dem die Zukunft steht. Natürlich zahle ich die Gebühren.“

„Einfälle haben Sie!“ rief Rupert unbehaglich.

„Warum? Ich finde nichts dabei. Nicht wahr, Sie tun das für mich? Ein Jugendfreund darf einem schon eine solche Gefälligkeit erweisen.“

Über den Jugendfreund mußte Rupert lachen, und das gewünschte Versprechen zog sie dann auch aus ihm heraus.

Es würde ja auch zu seiner eigenen Beruhigung dienen, denn er kam sich seltsamerweise einigermaßen verantwortlich vor.

Im Prater war es heute sehr schön. Die laue, milde Luft tat wohl, und Margot versicherte, es sei doch sehr nett, so in die schöne Welt hineinzureiten.

Heute war es auch viel belebter. Man sah mehr Spaziergänger, mehr Wagen und besonders viel mehr Reiter. Alle hatten sehr schöne Pferde und schienen gut zu reiten. Margot vermißte die sogenannten Sonntagsreiter, die, wie sie sagte, nur in den Witzblättern vorhanden zu sein schienen.

Doch gerade gewahrte sie zwei Reiter, von denen einer sein Pferd nicht davon abhalten konnte, die Fahrbahn zu erklimmen, die es aus irgend einem nur ihm bekannten Grund vorzuziehen schien. Eben hatte der Reiter es mit Mühe und Not heruntergezwungen, als es schon wieder hinauffstrebte.

Margot verbiß sich das Lachen, als aber ein Mann, der mit seinen Kindern neben der Reitallee spazieren ging, dem Reiter nachblickend mit trockenem Humor sagte: „Haben Sie mich schon reiten gesehen? Reiten

sollten Sie mich sehen!“ da hielt sie sich nicht mehr, sondern brach in ihr klingendes Gelächter aus — zu Ruperts großer Verlegenheit, denn die ihnen entgegenkommenden Reiter, die Fußgänger und die Vorüberfahrenden — alles blickte erstaunt und belustigt drein, angesteckt von einer Heiterkeit, deren Grund sie nicht kannten.

Rupert schalt wegen des Aufsehens, das Margot machte, und sie schmollte.

„Natürlich, Sie können es nicht leiden, wenn man herzhaft lacht!“

Konnte er es nicht leiden, wenn sie lachte? Nein, das stimmte nicht. Dieser Frohmut war etwas Schönes. Er wünschte, daß er ihr erhalten bleiben möge. Dann durfte sie sich aber nicht etwa unglücklich verheiraten. Ja, es war in der Tat notwendig, dem Rittmeister etwas genauer nachzuforschen, als es Herr Winzer wohl getan hatte.

* * *

Wenige Tage darauf übergab er seinen Auftrag einem Bureau, von dem man ihm gesagt hatte, daß nicht die Handelswelt, sondern die „Gesellschaft“ sein eigentliches Bereich bilde.

Bevor er noch die gewünschte Auskunft erhalten hatte, traf er auf einem Abendspaziergang einen Bekannten, der ihn heute nicht mehr losließ und ihn von Lokal zu Lokal schleppte, zuletzt in ein modernes Kabarett.

Was hier dem Publikum geboten wurde, war wenig nach Ruperts Geschmack, und er wunderte sich nur, daß es gerade von den vornehmeren Ständen besucht zu werden schien.

Während er die Leute an den Tischen musterte,

erblickte er einen Herrn, der ihm bekannt vorkam, auf dessen Namen er sich jedoch nicht gleich besinnen konnte, bis ihm einfiel: das ist ja der Rittmeister Andreanowitsch, nur in Zivil.

Ein zweiter Herr im Frack, ein Offizier und zwei Damen ergänzten die Tafelrunde. Die letzteren waren sehr auffallend, wenn auch mit Geschmack angezogen und hatten in ihrem ganzen Wesen das gewisse Etwas, das Bühnendamen eigen ist, die mehr durch Toiletten als durch Talent zu glänzen haben.

Ruperts Freund war in Lebetreisen nicht unerfahren. Ungefragt gab er Auskunft, als er Ruperts Blick in jene Ecke gerichtet sah.

„Die Novelly von der Josephsstadt und die Villa vom Raimundtheater,“ erklärte er. „Die Novelly — die mit dem rotgefärbten Haar — ist sozusagen verheiratet mit dem schlanken Brünnetten. Wie du merken wirst, ein Offizier in Zivil. Langjähriges Verhältnis. Heiraten kann er sie ja nicht, solange er noch des Kaisers Rock trägt. Aber er kommt ihr nicht mehr aus. Man sagt, er wird demnächst in Pension gehen.“

Also so stand es? Wozu bedurfte er da noch der Dienste des Auskunfts-bureaus? Und wenn dessen Auskunft so lautete, wie er es jetzt erwarten mußte, was würde er Margot sagen?

* * *

Es klopfte. Habermann senior, der gerade allein war, war ein wenig erstaunt, als er in dem Eintretenden den Sepp Faschan erkannte, den Wertmeister.

Der junge Mensch war etwas blaß und erregt, was dem Blick des Fabrikanten nicht entging.

„Na, Faschan, was gibt's denn?“ rief er ihm entgegen. „Ist drüben was passiert?“

„Nichts, gar nichts,“ beruhigte ihn der andere rasch. „Aber wenn ich mit dem Herrn ein paar Worte unter vier Augen reden dürft' —“

„Sie sehen ja, ich bin allein,“ sagte der alte Herr. „Also schießen S' nur los, Faschan.“

Der junge Mensch drehte seinen Hut zwischen den Händen. „Die Sach' ist die: heiraten möcht' ich, Herr.“

Habermann schnitt ein Gesicht. „Es geht Ihnen wohl zu gut — was? Da müssen Sie sich ein Kreuz zulegen. Wer ist's denn? Eine aus der Fabrik?“

„Ja.“

Habermann zog den Mund in die Länge, als ob er pfeifen wollte. „Kind Gottes, was fällt denn Ihnen ein? Ein Fabrikmädel! Die können doch nix wie ihr bißel Handlangerei. Keine Hausarbeit, keine Handarbeit — nichts.“

„Es gibt Ausnahmen,“ wandte Faschan bescheiden ein.

„Sehr wenige. Daß Sie grad' an eine solche kommen sollten, ist höchst unwahrscheinlich.“

„Gegen die, die ich mein', werden der Herr nichts haben,“ erklärte Sepp Faschan mit ruhiger Bestimmtheit.

Habermann blickte den jungen Werkführer auffordernd an.

„Es ist die Marie Hegersdorfer,“ sagte Faschan.

Habermann blieb einen Augenblick stumm. „Will denn die Marie?“ fragte er dann gespannt.

„Sonst wär' ich doch nicht da,“ wandte Sepp ruhig ein. „Wir sind schon lang' einig, und ich wollt' auch schon nach Neujahr heiraten, nachdem ich Werkführer geworden war, aber damals wollt' die Marie noch nicht. Denn wenn wir heiraten, will sie nicht in der

Fabrik bleiben, sondern was anderes anfangen. Jetzt aber —“

„Vermutlich hat er gemerkt, daß der Rupert ein Aug' auf die Marie geworfen hat, und tummelt sich, sie sich zu sichern,“ sagte sich Habermann. Diesem jungen Paar mußte man die Wege ebnen.

„Was ist jetzt?“

„Es wär' eine gute Gelegenheit da. Die Marie kann ein Maschinenstrickgeschäft übernehmen. Von einer Frau, die zu ihrer Tochter aufs Land ziehen will. Die Wohnung, die Maschinen, die Arbeit, alles können wir billig haben. Die Frau lernt die Marie an und führt sie in das Geschäft ein. Die Marie hätt' auch eine Freud' dazu. Es möcht' schon gehen, da wär' mir gar nicht bang. Nur —“

„Braucht ihr Geld?“ ermutigte Habermann den Zaudernden.

„Ja, das ist's, Geld brauchen wir. Wir müssen doch die Ablösung zahlen, Maschinen und Möbel übernehmen, und den Zins im Mai. So etwa achthundert bis tausend Kronen täten wir halt brauchen, und da möcht' ich halt recht schön bitten, ob der Herr nicht die große Güte hätte, uns was vorzustrecken. Ich werd' schon pünktlich abzahlen.“

„Sie zu verheiraten ist besser, als sie zu vergiften,“ spaßte Habermann. „Die tausend Kronen sollen Sie haben, Faschan,“ sagte er dann, seine Hand fest auf den Tisch legend. „Und vom Abzahlen soll erst dann die Rede sein, bis es euch ganz leicht fällt.“

„Vergelt's Gott tausendmal, Herr!“ Faschan streckte die Hand aus und drückte die des Fabrikherrn mannhaft.

„Daß Sie mir die Marie aber gut behandeln, Faschan!“ warnte der.

„Da ist keine Sorg,“ beruhigte ihn der junge Mann.

„Ich hab' sie ja so arg gern. Und sie mich auch. Ihr ist's lieber, meine Frau werden, als das größte Glück.“

Habermann begriff sehr wohl, was der junge Werkführer damit sagen wollte. Fein genug verstand er sich auszudrücken, der Faschan. Und in der That würde die Marie mit ihm glücklicher sein als in fremden, neuen Verhältnissen, denen sie doch nicht gewachsen wäre.

Rupert mußte das auch einsehen. Wenn sie doch einmal den Faschan wollte!

Er war ja kein weichmütiger Mann, aber es war ihm doch nicht angenehm, seinem Sohn diese Neuigkeit mitzuteilen. Deshalb begab er sich in die Wohnung hinüber und ging die Riegerova an. Sie sollte es tun.

Auch Frau Rieger bezeigte wenig Neigung dazu, aber sie mußte sich dennoch zu dem Versprechen bequemen, mit Rupert davon zu sprechen.

Bei sich hoffte sie, er würde es schon vorher in der Fabrik erfahren.

Drüben wußten sie natürlich schon alles, aber vor Rupert erwähnte niemand etwas. Er mußte mit eigenen Augen sehen.

Als er am nächsten Tage gerade um die Mittagstunde in den Hof trat, bemerkte er vor sich Marie Hegersdorfer. Aber heute war sie nicht allein. Der Sepp Faschan ging mit ihr. Er hatte seinen Arm unter den des jungen Mädchens geschoben, ganz wie die feinen Herren auf der Promenade, und die spröde Marie ließ es ruhig geschehen. Eifrig sprechend gingen sie dahin wie ein glückliches Paar.

Wenn die Marie einem Manne gestattete, sie unterzufassen, so konnte das nur eine Bedeutung haben.

Nur eine einzige!

Also das war die Lösung des Rätsels! Er kam zu spät bei ihr! Vor einer verschlossenen Thür hatte er

gestanden, die sich nicht mehr auf tun konnte, weil die Herzenskammer besetzt war!

Er wußte selber nicht recht, was er dabei fühlte. Jedenfalls war er von Groll gegen den Glücklicheren frei.

* * *

An diesem Tag kam Rupert zu spät zu Tisch. Habermann senior hatte schon abgegessen und war wieder in die Fabrik hinübergewandert. Während das Stubenmädchen die Speisen für Rupert auftrug, leistete Frau Rieger ihm Gesellschaft, aber vorsichtigerweise erfüllte sie ihr gegebenes Versprechen erst, als er mit dem Essen fertig war und sich eine Zigarette anzündete.

„Wissen's der Herr Rupert schon?“ fragte sie. „In der Fabrik gibt's ein interessantes Brautpaar. Der Sepp Faschan ist der Bräutigam. Der hat sich die Schönste ausgesucht, die zu haben war — die blonde Marie. Ein so passendes Paar sieht man selten. Sie macht ihr Glück.“

Machte sie ihr Glück? Für eine Fabrikarbeiterin war allerdings auch Sepp Faschan schon eine gute Partie, und da sie ihn liebte, würde sie ja wohl in einer kleinen Wohnung mit ihm glücklicher sein als mit ihm selbst in einem ganzen Stodwerk.

Frau Rieger konnte aus Ruperts Benehmen nicht entnehmen, ob er erstaunt, enttäuscht oder erzürnt war.

„Das wäre auch noch schöner, wenn er sich die Geschichte zu Herzen nehmen wollte. Es wäre doch im Leben nichts für ihn gewesen,“ dachte sie.

Gerade in dem Augenblick kam ein Diener von drüben und meldete, der alte Herr lasse dem jungen Herrn sagen, er möge hinüberkommen, es verlange ihn jemand am Telephon.

„Die Fräul'n Margot natürlich,“ vermutete Frau Rieger, als Rupert gegangen war. „Wer hat denn sonst noch die Telephonierwut?“

„Rupert der Grimmige?“ fragte die wohlbekannt helle Stimme. „Wie geht es Euer Ungnaden? Gut zu ruhen geruht? Schon meinen Auftrag erfüllt? Noch keine Antwort? Na, ich kann's erwarten. Aber Sie dürfen sie mir in keinem Fall vorenthalten, selbst wenn was drin steht, was nicht grad' für mich paßt.“

„Würde Ihnen das sehr leid tun?“ fragte Rupert stöckend.

„Hoffentlich pflegt er keine silbernen Löffel zu stehlen,“ sagte Margot. „Um aber gar nichts auf dem Gewissen zu haben, dazu sieht er doch zu interessant aus.“

„Aber wenn es doch etwas wäre, was ihn — unmöglich machen würde?“

„Das wär' eine schöne Geschichte!“ klagte Margot. „Dann sitz' ich wiederum da — mit die Kenntnisse. Ich weiß nicht, was ich dann mach'. Soll ich mich etwa im Dorotheum versteigern lassen? Mir wird's immer unleidlicher.“

„Haben Sie wieder ein Scharmükel mit der Stiefmama gehabt?“ fragte Rupert.

„Natürlich! Na — und wie geht's denn Ihnen? Was machen Sie denn für ein Gesicht? Was ist Ihnen über Ihre werthe Leber gekrochen?“

„Wie wollen Sie wissen, was ich für ein Gesicht mache?“ fragte Rupert wider Willen lachend. „So weit ist man doch noch nicht mit dem Fernsehser!“

„Ich weiß es doch,“ antwortete Margot bestimmt. „Sobald Sie die Auskunft haben, bringen Sie sie mir persönlich — verstanden? Sie sind ja noch gar nicht bei uns gewesen.“

Er mußte es ihr versprechen.

Aber als er das Blatt dann in Händen hielt, schien es ihm unmöglich, es ihr zu zeigen.

„Angefragter soll zwar sein väterliches Erbe zum größeren Teile bereits verbraucht haben, befindet sich aber in ziemlich geordneten Verhältnissen. Er gilt als schneidiger Offizier, dem man eine gute Laufbahn vorher sagt. Über sein Privatleben wird nichts Ungünstiges berichtet. Nur unterhält er langjährige Beziehungen zu einer Vorstadttheaterdame, von der man weiß, daß sie nicht willens ist, von ihm abzulassen. Bereits mehrere Versuche des Angefragten, sich zu verheiraten, schlugen fehl, weil die betreffenden Familien die Unterhandlungen wieder abbrechen, aus Furcht, der Offizier werde auch nach seiner Verheiratung nicht imstande sein, sich gänzlich von der Schauspielerin zu lösen.“

Lange starrte Rupert auf den in Maschinenschrift auf dünnes Papier geschriebenen Zettel herab. Er konnte Andreanowitsch bedauern, aber sicher war, daß er Margot Winzer nicht bekommen durfte.

Zeigen wollte er ihr den Zettel natürlich nicht, und was er ihr sagen wollte, wußte er auch noch nicht.

Aber das würde sich schon finden.

Heimlich ertappte er sich dabei, daß das Knistern deszettels in seiner Brusttasche seine Laune hob. Was war das? Schadenfreude? Margot würde doch sehr enttäuscht sein. Sie hatte sich wohl schon als richtige „Frau von“ gesehen.

Von freien Stücken hätte er sich nicht gemeldet, aber als Margot ihn einige Tage später wieder anrief und fragte, ob er die Auskunft denn noch immer nicht habe, konnte er nicht mehr leugnen.

Also solle er kommen und sie ihr bringen, wenn er ihr nicht durchs Telephon sagen wolle, was darin stünde.

Telephonisch wäre es vielleicht am leichtesten gegangen, aber er wollte es sich nicht so bequem machen, denn er mußte doch auch sehen, was sie für ein Gesicht dazu machte, wenn sie einsah, es sei nichts.

Wenn sie ihn nur nicht nach der Marie fragte! Er hatte sich bereits in das Unabänderliche gefügt. Sogar gratuliert hatte er ihr und Faschan, und hoffentlich hatte ihm dabei niemand seine enttäuschte Miene angesehen.

* * *

Margot bewohnte im elterlichen Hause zwei Zimmer, in die man durch einen eigenen Eingang gelangte.

Die Jose öffnete ihm und führte ihn in Margots Wohnzimmer, wo sie am Piano saß, das sie etwas heftig bearbeitete. Es stand mitten im Zimmer, und auch die übrigen Möbel waren etwas willkürlich angeordnet, so daß Rupert sich den Anschein gab, zu glauben, sie stünden noch so, wie die Möbelträger sie beim Einziehen hingestellt hatten.

Margot stand auf, um Rupert entgegenzugehen, und er bemerkte, daß sie sehr forschend zu ihm aufblickte. Gesah dies, weil sie erspähen wollte, was er ihr in ihren eigenen Angelegenheiten brachte, oder hatte sie schon von seinem Mißerfolg bei Marie vernommen? Unmöglich war das nicht.

„Also was ist mit dem Rittmeister?“ fragte Margot etwas herausfordernd.

„Nichts ist's mit ihm.“

„Was heißt das?“

„Er ist kein Mann für Sie.“

„Gründe? Was hat der hundertäugige Argus zu berichten? Heraus mit dem Geheimnis aus dem Brusttaschenarchiv!“

„Bedaure! Schwarz auf weiß kann ich es Ihnen nicht geben, aber Sie dürfen mir glauben: der Rittmeister ist kein Mann für Sie.“

„Ist es etwas — mit der Schauspielerin?“ fragte Margot ganz harmlos.

„Wie? Sie wissen?“

„Die Luif' hat gehört, wie der Vater mit der Stiefmama davon gesprochen hat. Er spricht ja immer so laut, daß man gar nicht zu horchen braucht. — Na, das ist aber eine schöne Geschichte! Ich glaube, ich werde eine Annonce in die Zeitung geben lassen: Junges Mädchen von reizendem Exterieur und noch reizenderem Interieur —“

„Also Sie geben den Rittmeister auf?“ fragte Rupert erleichtert.

„Ja, ich reiß' mich nicht um ihn. Alleinherrscherin will man doch sein. Jetzt stehen wir also beide wieder da als gänzlich entlaubte Stämme. Sie ebenfalls — nicht wahr?“

„Das wissen Sie auch schon?“

„Die ungedruckten Nachrichten verbreiten sich am schnellsten. Es ist also wahr, die blonde Marie nimmt sich einen anderen? Gewiß den hübschen Schwarzen mit dem Schnurrbartl, den ich einmal mit ihr gesehen hab'?“

„Was? Ihnen gefällt er auch?“

„Warum nicht? Er sieht recht schneidig aus. — Na, wie steht es mit Ihrem Herzen, Rupert? Ist es in ganz kleine Stücke gebrochen?“

Rupert schüttelte den Kopf. „Es sind mir in der letzten Zeit große Bedenken aufgestiegen, ob es denn gehen würde mit uns beiden, mit der Marie und mir,“ sagte er, ohne Margot anzublicken.

„Hassen Sie ihn jetzt nicht grimmig, den Glücklichen?“

Er verneinte lächelnd. „Sonst könnte ich ihn doch nicht den ganzen Tag vor Augen haben, ohne mich zu ärgern!“

Er wunderte sich heimlich selber darüber, wie ruhig er es aufgenommen hatte. Wenn der Rittmeister Margot Winzer bekäme, das wäre ganz etwas anderes, so viel fühlte er jetzt.

Der Rittmeister war nun freilich glücklich unschädlich gemacht, aber ein anderer konnte jeden Augenblick an seine Stelle treten, und dann fing die Geschichte von vorne an.

Nein — er hatte genug gezaubert!

Mit entschlossener Miene wandte er sich an das junge Mädchen, das ihn neugierig und forschend anblickte.

„Wenn Sie denn durchaus aus dem Hause fort wollen,“ begann er zögernd, „so —“

„Na?“

„Lieber als den ersten besten nehmen Sie dann — mich, Margot!“

„Sie?“

„Als Notnagel bin ich wohl grad' so gut wie ein anderer.“

„Sehr hoch schätzen Sie sich nicht ein.“ Sie lachte etwas nervös. „Das hätten Sie ja schon früher haben können. Aber solange' die Marie noch in Frage kam —“

Der Vorwurf ärgerte ihn. „Wenn Sie nicht wollen,“ sagte er abbrechend, „dann —“

„Hab' ich denn schon nein gesagt? Mir scheint, Sie wünschen sich einen Korb. Aber justament, weil Sie das nur gesagt haben in der Hoffnung, daß ich Sie nicht beim Wort nehme —“

„Deshalb hätte ich's gesagt?“

„Weshalb sonst? Aber ich enttäusche Sie und —“

„Sie wollen also?“

„Eigentlich sollt' ich nicht. Aber weil ich doch nicht daheim bleiben will, und um die edle Stiefmama zu ärgern, die sich schon riesig gestreut hat, daß ich Sie nicht kriegen soll, weil Sie viel zu gut seien für mich, und um Sie über den Verlust der Marie zu trösten, und —“

„Und, Margot?“

„Und weil ich Sie doch gleich so gut leiden konnte —“

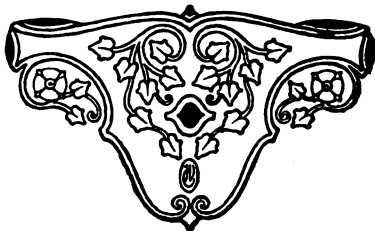
„Ist das wahr?“

„Gegen Menschen, die man nicht mag, pflegt man sich nicht so zu benehmen wie ich gegen Sie.“

Rupert wußte nicht, wie es gekommen war, aber plötzlich hielt er Margot im Arm, und sie hing halb lachend, halb weinend an seinem Hals.

„Also von heute an gilt es? Lebenslänglicher Vertrag zwischen Rupert dem Grimmigen und Margot Plaudertasch?“

„Nein, ich muß umgetauft werden. Rupert der Grimmige will ich nicht mehr heißen, denn wie könnte das jetzt noch passen, nachdem ich dich gewonnen hab'?“ fragte Rupert mit glücklichem Lachen.





Etwas von den Rachelöfen.

Von P. Richter.

Mit 8 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Wer immer sich mit dem mittelalterlichen Kunstgewerbe beschäftigt, wird auch der Keramik eine ganz besondere Würdigung nicht versagen können. Finden wir doch wohl kaum ein Museum, das nicht über eine Anzahl Altertümer dieses Zweiges — seien es nun Töpfe, Krüge, Fußbodenplatten oder Ofentacheln — verfügt.

Jedenfalls aber verdienen von allen erhaltenen und auf uns gekommenen Resten deutscher mittelalterlicher Keramik die sorgfältig verzierten und glasierten Ofentacheln weitaus das größte sachliche Interesse.

Die ältesten uns überlieferten Ofentacheln, die sich heute in den Sammlungen von Karlsruhe, Nürnberg und Stuttgart befinden, lassen auf das elfte Jahrhundert, auf die romanische Zeit, schließen. Während vollständig erhaltene Öfen aus dieser Periode nicht mehr bestehen, ja selbst deren Überbleibsel sehr selten sind, liegen aus der Gotik reichere Reste vor.

Meist waren die Stücke jener Zeit, soweit sie uns heute noch bekannt sind, auf Bestellungen von hochstehenden Geistlichen entstanden, die ja fast ausschließlich die Förderer der mittelalterlichen Kunst und des Kunstgewerbes waren.

Von den gotischen Meisterwerken dürfte wohl der ein für den Fürstbischhof von Würzburg, Lorenz v. Bibra,

um 1500 hergestellte, sorgfältig gearbeitete Rachelöfen (Fig. 1) der bedeutendste sein. Dieser aus Ochsenfurt stammende Ofen befindet sich heute im Germanischen Museum in Nürnberg und besteht aus achtzig buntglasierten Racheln mit Aposteln und vielen Wappen fränkischer Geschlechter. Aus den in den Sammlungen zu Bern und Zürich und in einer Privatsammlung zu Frankfurt a. M. vorhandenen runden Öfen mit vieredigen Sockeln ist zu schließen, daß diese Form, die bis heute noch rege Anwendung findet, aus jener Zeit stammt.

Der Rachelöfen der Renaissance, dessen Fabrikation vorwiegend in Süddeutschland, ganz besonders aber in der Schweiz betrieben wurde, war stets architektonisch behandelt, da er in Art und Farbe ganz den betreffenden Räumen und Zimmern angepaßt wurde. Er weist kräftige Simse und Profile auf. Der reichgegliederte und mit Ornamenten, Füllungen, Figuren aller Art und oft mit Krönungen geschmückte Oberbau ruht auf wuchtigem, breitem Sockel, der auf teils modellierten Füßen steht und um den oft eine Bank läuft.

Häufig hatten die Öfen dieser Stilart in der Ecke, zwischen Aufbau und Wand, einen bequemen Sitzplatz mit Arm- und Rücklehnen. Der plastische, mitunter übermäßige Schmuck besteht vorzugsweise aus Karyatiden, Hermen und Pilastern und wird durch Füllungen mit Relieffen, sowie Figuren in Nischen und Medaillons vervollständigt.

Wie hoch man in jenen Zeiten den Rachelöfen einschätzte, ist treffend aus dem Ausspruch des Elsässer Humoristen Johannes Pauli (1519), den er in seinem Schwankbuche „Schimpf und Ernst“ kundgibt, zu erkennen: „Als ein lustig Ding ist zu sehen eine hübsche Frau und ein hübscher Ofen in einer Stuben.“ Es

geht daraus hervor, wie nahe dieser wärmependende
Gefelle dem Menschen stand. Sah er in ihm doch einen

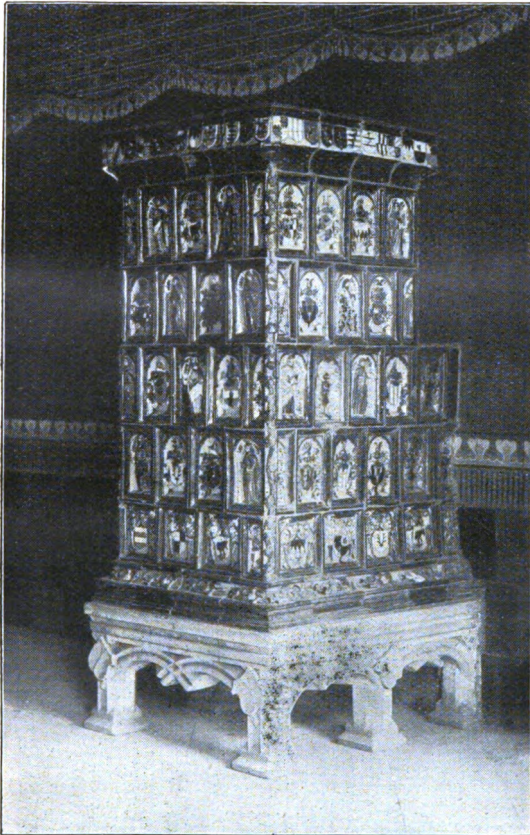


Fig. 1. Gotischer Ofen aus Ochsenfurt.
(Germanisches Museum, Nürnberg.)

Freund, den er in einem Atemzug mit der Hausfrau
nannte.

Die bekanntesten Öfen aus dem Germanischen Museum in Nürnberg sind meist aus Racheln mit per-

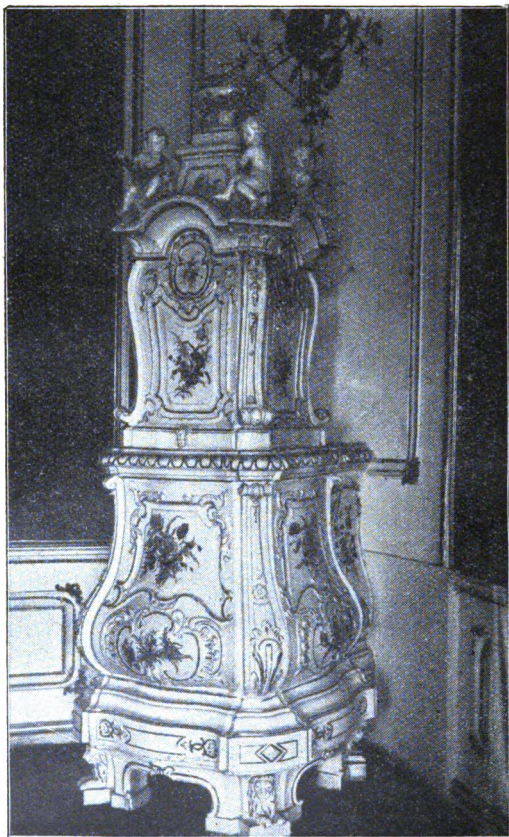


Fig. 2. Kokokoofen aus dem Königlichen Schloß
in Würzburg.

spektivischen Ansichten von Hallen und Zimmern mit achteckigem Oberbau ausgeführt. Weitere Öfen, wahre

Kunstwerke, die durch reichen figürlichen und ornamentalen Schmuck das Großartigste sind, was die Töpfer-

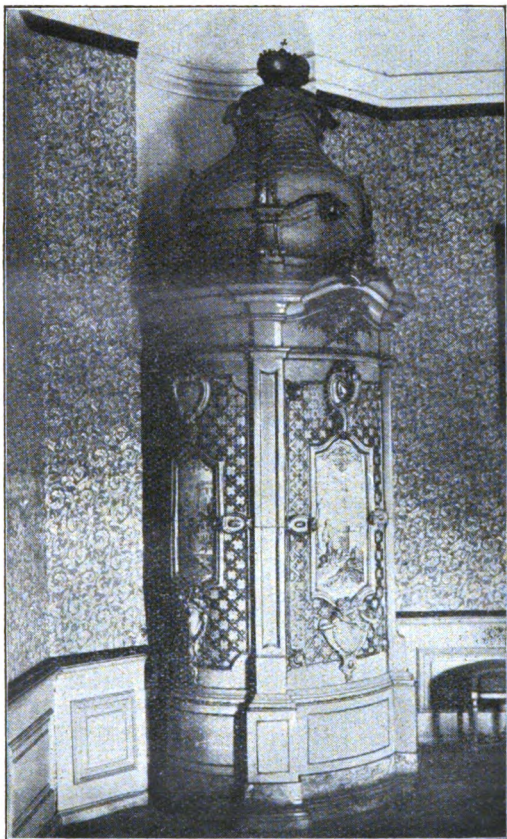


Fig. 3. Kokokoofen aus dem königlichen Schloß
in Weitzhöchheim.

kunst der Spätrenaissance geschaffen hat, befinden sich in der Burg von Nürnberg und im Rathaus zu Augsburg.

In der Zeit nach dem unglückseligen Dreißigjährigen Kriege scheint man die Freude an Farben vollständig verloren zu haben, und so finden wir denn die meisten Stücke jener Zeit, unter ihnen auch die Augsburger Öfen, unglasiert und nur mit Graphit angestrichen. Auch die Reste des in den Trümmern vom Otto-Heinrichs-Bau des Heidelberger Schlosses aufgefundenen herrlichen Raminoberbaues sind unglasiert.

Die Schweizer Produzenten dieser Zeit legen entgegen ihren deutschen Kollegen mehr Wert auf malerische Behandlung als auf plastische Dekorationen. Es sind viele Exemplare dieser Art erhalten, die fast alle eine üppige Farbenpracht aufweisen.

Im siebzehnten Jahrhundert tritt eine Änderung im Ofenstile ein; allmählich hört die Ornamentierung der Rachel ganz auf, und der glatte weiße Tonofen mit gestrichenen Simsteilen, wie er heute noch in Norddeutschland, allerdings mehr und mehr abnehmend, fabriziert und gebraucht wird, kam in Mode, der zuweilen nach dem Vorbilde der holländischen Fayencemalerei meist in Blau dekoriert wurde.

Erst die Herrschaft des Rokoko stellt wieder an das technische Können der Töpfer ganz besonders hohe Ansprüche, da die einzelnen Racheln eine recht beträchtliche Größe hatten und das Zusammenpassen ihrer geschweiften Linien eine viel schwierigere war als das der rechteckigen geraden Racheln.

Mit welchem großem Verständnis die Töpfer jener Zeit ihre Aufgaben lösten, geht aus den prächtigen, sich in den Schlössern zu Regensburg, Weitschöckheim und Würzburg befindenden Öfen hervor (Fig. 2 und 3).

In der Rokokozeit war die weiße Glasur vorherrschend, und auch der Ofen des Empire behielt diese

vorwiegend bei. Man schien damals überzeugt zu sein, daß die antike Welt nur am Weiß des Marmors, dem



Fig. 4. Biedermeierofen in einem Privathause
zu München.

Selb des Erzes und des Goldes, nicht aber auch an
anderen Farben Freude gehabt hatte, und bevorzugte

daher nur diese Farben; so sind denn auch die runden Öfen vielfach in gelber Glasur ausgeführt.

Da sich die Ofenfabrikation zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts sehr in absteigender Richtung bewegte, ist es erklärlich, daß uns die Biedermeierzeit nur vereinzelte Vorbilder geben kann. Ein selten schönes Beispiel bürgerlicher Kunst ist der sich in einem Privathause zu München (Fig. 4) befindliche Ofen, der uns ein charakteristisches Muster aus der Biedermeierzeit bietet.

Erst Mitte des vergangenen Jahrhunderts mit dem Aufleben der Architektur ist die Rachelofenindustrie wieder in Aufschwung gekommen, und es werden heutzutage wieder die schönsten Kunstwerke in Öfen geschaffen.

Wir geben in den nachfolgenden Abbildungen (Fig. 5—8) einige Entwürfe von Öfen und Raminen von Professor Hausstein, Architekt Mühlbach usw. wieder, wie diese in der Heidelberger Ofenfabrik Jean Heinstein hergestellt wurden, und es sei hier gestattet, eine kleine Bemerkung über die Heizung von Kaminen älterer Öfen anzufügen.

Vor allem muß der selbst in manchen Fachkreisen aufgestellten Behauptung entgegengetreten werden, daß derartige Prachtstücke eben „Zieröfen“ seien, an die hinsichtlich der Heizkraft keine Ansprüche gestellt werden dürften.

Diese Auffassung ist grundfalsch und geradezu unlogisch; ein Ofen, der nicht oder nicht genügend heizt, ist eben kein Ofen. Diese Stücke können vielmehr mit jeder beliebigen Heizung, deren Wahl man je nach Art der zu beheizenden Räume und nach dem zur Verfügung stehenden Brennmaterial trifft, versehen werden.

Meist wird es sich empfehlen, die Heizung von

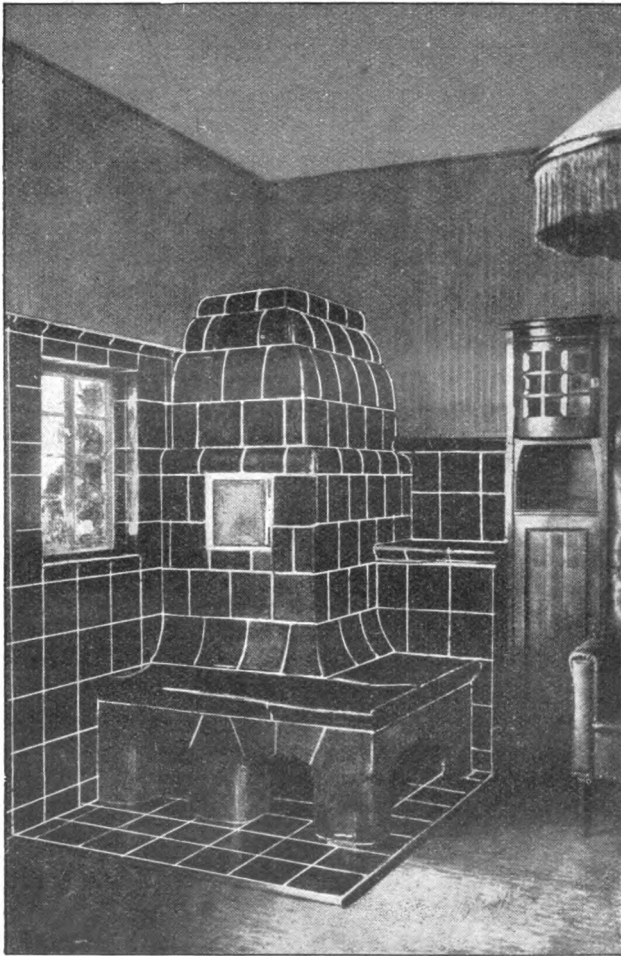


Fig. 5.

außen, also von der Diele anzubringen, da dies der Art der alten Vorbilder am meisten entspricht und die

nicht zu unterschätzenden Vorteile hat, daß in den Raum selbst keine Kohle, keine Asche und kein Staub kommen kann, und daß auch gleichzeitig die Diele dadurch erwärmt oder doch angewärmt wird. Wie aus den in den Sammlungen zu Nürnberg und Stuttgart vorhandenen Racheln hervorgeht, ist die älteste Art derselben eine wirkliche Rachel, also eine auf der Scheibe gedrehte Schüssel gewesen, deren Rand durch Umbiegen von vier Abschnitten in eine viereckige Form gebracht wurde, damit sie sich zum Aufbauen des Ofens besser eignete.

Diese Urform (Schüsseltachel) ist insofern von großer Bedeutung, weil sie sich bis heute erhalten hat.

Die Rachel anderer Öfen erklärt ihren Ursprung allerdings anders. Sie wird wohl von dem krugförmig gedrehten Hohlzylinder ausgegangen sein, der, solange der Ton noch feucht war, der Länge nach halbiert wurde, so daß zwei Halbzylinder entstanden, die mit Rahmen und unten mit Abschluß versehen wurden, wodurch die Rachel eine Nische bildete. Diese Urform wird daher auch Zylindertachel genannt. Die uns aus dem Mittelalter überlieferten Reste derartiger Schüssel- und Zylindertacheln sind fast ausschließlich grün glasiert, und man bedient sich daher auch heute noch mit Vorliebe der grünen Kupferglasur, um den Öfen ihren altertümlichen Charakter zu wahren.

Die Heidelberger Ofenfabrik Jean Heinstein, welche die verschiedenen Wandlungen des Rachelofens hat mitmachen müssen, wozu neuerdings die Umänderung der äußeren Form hinzutritt, stellt ihre Stubenöfen und Racheln aus einem feuerfesten Ton her und versieht dieselben mit haarrißfreien Glasuren. Die Glasuren weisen dabei sehr zarte Grundtöne und selbst bei den Lüsterglasuren schöne, reine Farben auf, unter denen

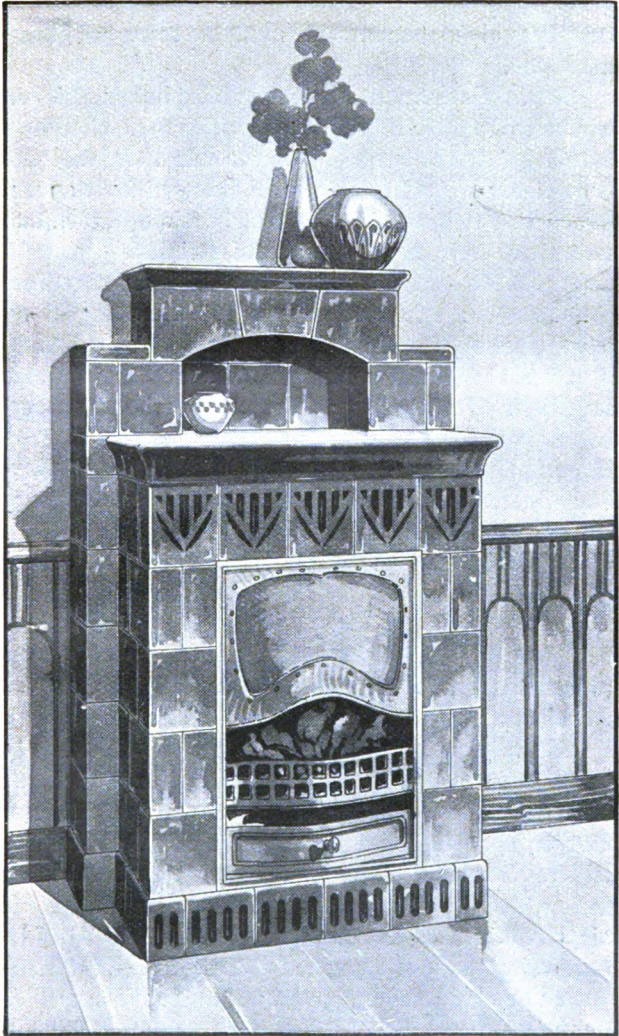


Fig. 6.

besonders die modernen hellen und die roten beachtenswert sind.

Neben Entwürfen der besten Architekten, die an Einfachheit und künstlerischer Treffsicherheit allerdings das Bedeutendste darstellen, finden wir auch solche aus dem eigenen Atelier, die einem strengen Urteil wohl standhalten können. Eine ungemein reiche Farbenskala und die verschiedensten Glasurarten: einfarbig, gemalt, geflammt, matte und blanke Lüster, Mattglasuren, Glasurmalereien usw. bieten ausreichend Mittel und Wege, jeden Entwurf zu seiner höchsten Wirkung auszuführen.

Auch die Formwandlungen, die der Ofen in Folge technischer Veränderungen der Heizvorrichtungen erfahren hat, also in Raminen mancher Art und in Heizkörperumkleidungen, finden wir dort. Die Musterbücher veranschaulichen eine ganz außerordentlich große Anzahl von Öfen und Raminen jeder Art und jeden Verwendungszweckes. Alle Stilarten und alle Geschmacksrichtungen sind dabei vertreten; wir finden sowohl die einfachen glatten Öfen, wie solche in altdeutscher Art und in reichen Renaissance- wie Empiremustern, und Ramine, die das Entzücken aller Hausfrauen erregen.

Wenn sich früher der Ramin vorwiegend nur in den Ländern mit milden Klimaten großer Beliebtheit erfreute und in Deutschland nur vereinzelt in Schlössern, Burgen oder auch einmal im Hause eines reichen Patriziers Verwendung fand, so ist der Grund darin zu suchen, daß der Ramin an wirklich kalten Tagen für die Erwärmung des Zimmers, die fast ausschließlich durch Strahlung erfolgte, welche letztere aber bei Holzfeuer nur eine sehr geringe ist, bei uns nicht ausreichte und nur ein geringer Teil der vom Brennmaterial entwickelten Wärme verwertet wurde.

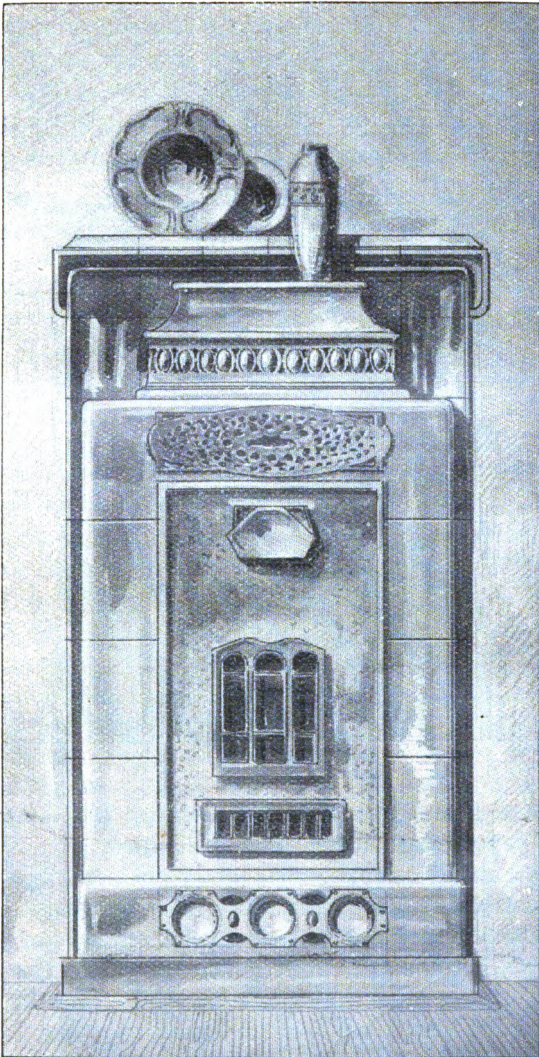


Fig. 7.

Seit aber die ursprüngliche Form vervollkommenet wurde, seit man den Feuerherd aus der Wand hervorgerückt hat, um die strahlende Wärme besser auszunützen, seitdem der Kamin mit Feuerungen für jedes Brennmaterial ausgerüstet werden kann, hat er auch

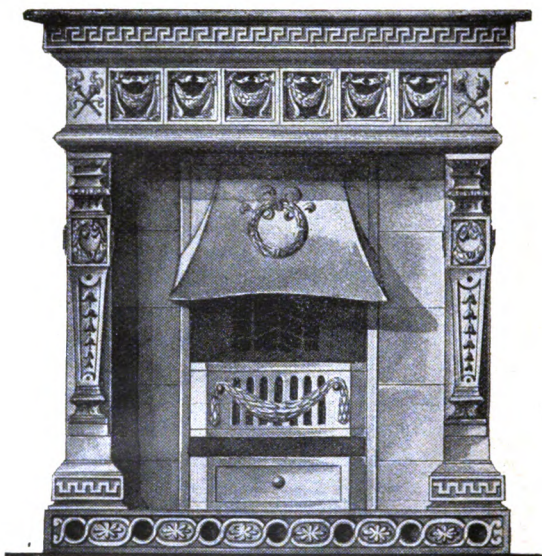


Fig. 8.

in Deutschland in etwas veränderter, den Verhältnissen angepaßter Form seinen Einzug gehalten.

Die meisten Kamine können auch als Verkleidungen zu bestehenden Heizkörpern verwendet werden.

Die Rippenkörper zu ummanteln, ist nicht nur aus Schönheitsrücksichten, sondern auch zur Verhinderung der Ablagerung und Verbrennung von Staub in gewissen Grenzen zu empfehlen, auch wird bei höherer Temperatur die unangenehme strahlende Wärme gebrochen.

Über die sanitäre Bedeutung des Rachelofens macht ein namhafter Arzt folgende Angaben: Betrachtet man die Wünsche der mietslustigen Parteien, so stößt man auf die Tatsache, daß keine bessere Familie ohne Warmwasserheizung auszukommen glaubt und die neue Wohnung nur nach deren Vorhandensein schätzt. Diese Sucht nach Komfort birgt aber in den meisten Fällen Gefahren für den Bewohner der Wohnung. Es ist Tatsache, daß sich die Inhaber von Wohnungen mit Warmwasserheizung nur zu rasch an die Temperatur gewöhnen, in kurzer Zeit von 15 auf 18 und sogar 20 Grad steigen, weil sie sonst zu frieren glauben. Hierzu kommt dann, daß durch die Gewöhnung an hohe Temperatur im erwärmten Schlafzimmer geschlafen wird, denn — die Heizung ist ja vorhanden.

Da diese Personen demnach durchschnittlich in hohen Temperaturen zu leben gewohnt sind, werden sie auf der Straße für Unbilden der Witterung hochempfindlich sein und sich leicht erkälten. Das Ideal ist daher immer noch der Rachelofen, ein Ofen, der alle neuzeitlichen Anforderungen befriedigt und den hinsichtlich der Gesundheit, Billigkeit, Reinlichkeit sowie Schönheit andere Heizvorrichtungen nicht verdrängen können; er erzeugt durch seine strahlende Wärme eine in allen Raumteilen des Zimmers gleichmäßige, nicht steigerungsfähige Temperatur, die Körperwärme bleibt auf normaler Höhe, und was die Hauptsache ist: der Rachelofen kühlt ab und läßt uns eine Temperatur von 13 bis 14 Grad angenehm sein, wodurch die beiden Grundbedingungen des körperlichen Wohlbefindens erfüllt sind.





Lieder zur Laute.

Ein Lebensbild von Harry Nitsch.

(Nachdruck verboten.)

Als Gräfin Hella Renate v. Fichtenkron noch Helene Müller hieß, trug sie keine seidenen Kleider, Spizendessous und Lackschuhe. Sie hatte damals aber auch noch keine Schulden. Ihre Sehnsucht ging über den Wunsch, sich in Sahnenbaisers einmal ordentlich satt essen zu können, nicht hinaus. Ihre Eltern waren beide tot, und sie dankte es der Gunst einer reichen Base, daß sie ihre sympathische, aber kleine Stimme am Dresdener Konservatorium ausbilden lassen konnte.

Als Lene das Reisezeugnis des Konservatoriums erhielt, trat zugleich ein Ereignis ein, das des Mädchens bisher ganz beschauliches Leben vollständig aus dem Geleise warf. Ihre Base war an einen vielfachen Millionär verheiratet, lebte in Paris und war doch nicht glücklich. Asta Lassens brennende Sehnsucht nach einem Kinde war in achtjähriger Ehe unerfüllt geblieben. Ganz plötzlich trat da das gar nicht mehr Erwartete ein: Asta durfte auf ein Kind hoffen.

In der Seligkeit ihres jungen, stolzen Glückes beschloß Asta, ein gutes Werk zu tun. Sie sandte der armen Base ihre ganze Ausstattung, die sie ja nun doch bald nicht mehr würde tragen können.

Als Lene sich um Anstellung an irgend einer Provinzbühne bewarb, wurden ihr drei mächtige, elegante Koffer in ihr kleines Zimmer gebracht. Aus ihnen quollen dem staunenden Mädchel seidene Kleider, Mäntel,

Pelzwerk, seidene Jupons, seidene Leibwäsche, Pariser Hüte und Stiefelchen entgegen, wie sie das arme Ding überhaupt noch nicht gesehen hatte.

Und das sollte alles ihr gehören, das alles durfte sie tragen! Sie war wie benommen von den Herrlichkeiten.

Endlich löste sich der Bann, und in Lene erwachte das junge, nach dem Leben und nach Schönheit verlangende Weib. Bitternd vor Aufregung warf sie ihr bescheidenes Kleidchen, ihr Unterzeug und die Wäsche ab.

Sinnend betrachtete sich das Mädchen im Spiegel. Sie war schön, das kam ihr jetzt voll zum Bewußtsein angesichts der köstlichen Dinge, die die natürliche Schönheit der Frau erst ins rechte Licht stellen. Ihr feines, etwas blaßes Gesichtchen mit den wie Herzkiroschen leuchtenden Lippen würde jeden Maler entzückt haben.

Hastig hüllte sich Lene in die Pariser Schätze. Die Kleider paßten wie für sie selbst angefertigt.

Erst als Lene in Bewunderung ihrer eigenen Person, die ihr so fremd und verändert erschien, vor dem Spiegel zu tanzen begann, entdeckte sie auf dem Boden des größten Koffers ein goldenes, mit Brillanten besetztes Geldtäschchen, wie sie gerade in Mode gekommen waren.

Fast furchtsam griff Lene danach und öffnete schüchtern die Mechanik. Gleißendes, rotes französisches Gold leuchtete dem Mädchel entgegen. Asta hatte ihrer Güte die Krone aufgesetzt und der Base auch eine Summe baren Geldes mitgesandt.

Jubelnd schüttete Lene ihren Goldschatz aufs Bett und begann zu zählen: Eintausend, zweitausend, und immer weiter quoll der unverfiegliche Goldstrom. Es waren fünftausend Franken!

Der Besitz so vielen Geldes, solcher Garderobenschätze machte das bescheidene Mädchel fast toll. Es ver-

lor den Blick für die Wirklichkeit und hielt sich für eine Märchenprinzessin. Verstohlen lugte Lene nach der Tür, ob nicht der Märchenprinz auch schon bereit stünde.

Doch es war nur Frau Lämmermann, Lenes Wirtin, die, ohne anzuklopfen, hereingekommen war. Frau Lämmermann hatte keine ganz saubere Vergangenheit, und ihr Temperament brach zuweilen wieder durch.

„Nee, heern Se, Freilein Helenchen,“ rief sie in ihrem singenden sächsischen Dialekt, „Sie sähn aus wie 'ne Prinzessin. Ei du liebes Goddchen, so was Scheenes gibb's ja gar nich.“

„Bin ich wirklich schön, Frau Lämmermann?“ fragte Lene glücklich und geschmeichelt.

„Scheene, bloß scheene? Sie sein wunner-, wunner-scheene, liebes Freilein. Es is bloß schade, daß Sie mid so was an ä kleenes Provinzdheader woll'n. Wo sich de Barone un de Grafen nur so um Ihnen reißen würden.“

„Glauben Sie, Frau Lämmermann? Oder schmeicheln Sie mir nur?“

„Ach liewer gar, wo werde ich denn! Mir is es ernst. Es is schade um Ihnen, Freilein Helenchen. Das dürfen Sie mir glooben.“

Lene wollte der Frau ja nur zu gern glauben, denn ihre Reichtümer hatten sie ganz verwandelt. Sie schrieb dem Agenten, der ihr bereits ein Engagement nach Sondershausen angeboten hatte, daß sie an eine solche kleine Bühne nicht gehen werde. Darauf ließ der Mann überhaupt nichts mehr von sich hören.

Lene siedelte zunächst in eine vornehme Pension über. Dann promenierte sie fleißig in der Prager Straße und besuchte häufig das Opernhaus, um sich bewundern zu lassen.

Und der erwartete Prinz kam wirklich. Es war

allerdings nur ein Graf, und er hieß Egon v. Fichtenkron. Er sah auch nicht ganz so aus, wie Lene sich ihre Märchenprinzen vorgestellt hatte — prangend in jugendlicher Schöne — aber er war immerhin noch ganz repräsentabel. Daß er um zehn Jahre älter ausah, als Egon in Wirklichkeit war, hielt das Mädchen für einen echt gräflichen Vorzug. Wenigstens redete Lene sich das ein. Geld mußte Graf Fichtenkron furchtbar viel haben, denn er gab es mit einer Gleichgültigkeit und Nichtachtung aus, die Lene mehr als alles andere imponierte.

Nach acht Tagen warb Graf Fichtenkron in aller Form um Lene, erhielt das Jawort, und zwei Monate später wurden sie schon getraut. In aller Stille, denn so wollte es der Graf, obgleich es Lene nicht ganz recht war. Sie hätte lieber eine große Hochzeit gehabt mit zwei Vorreitern und zahlreichen fürstlichen und gräflichen Gästen.

Doch Lene widersprach dem Wunsch des Grafen nicht, weil es für sie mit der Hochzeit höchste Zeit war. Denn ihre fünftausend Franken hatten es dem Schnee draußen in der Natur gleichgetan: sie waren zusammengeschmolzen. Die letzten tausend Franken hatte Lene auf ein Hochzeitsgeschenk für den Gatten verwendet. Sie durfte sich doch an ihrem Ehrentage nicht schmutzig zeigen.

Als die Flitterwochen beginnen sollten, brach das Glück der armen kleinen Gräfin schon zusammen. Die jungen Eheleute hatten sich beide verrechnet. Graf Fichtenkron hielt seine Frau auf Grund ihrer fürstlichen Toiletten und ihres splendiden Auftretens für ebenso reich, wie sie den Grafen gehalten hatte.

Als Lene dem Gatten auf der Hochzeitsreise schüchtern das Geständnis machte, daß er ein armes, aber

braves und unbescholtenes Mädchen geheiratet habe, brach bei dem Grafen ein Tobsuchtsanfall aus. Lene mußte aus dem Hotelzimmer flüchten, denn Egon wütete wie besessen und schlug die Möbel in Stücke. Es gelang auch dem Hotelpersonal nicht, den Grafen zu bändigen. Er mußte in eine Anstalt überführt werden.

Nun erfuhr die arme Gräfin endlich die volle entsetzliche Wahrheit: Graf Egon war schon dreimal wegen Säuerwahnsinns interniert gewesen. Als Lene ihn kennen lernte, hatte man ihn kurz vorher erst wieder freigelassen. Die auch nicht mit Glücksgütern gesegneten Verwandten waren noch einmal für den Unverbesslichen eingetreten, statteten ihn standesgemäß aus und rieten ihm ernstlich, sich zu ändern und eine reiche Frau zu suchen.

Die Empörung der Verwandten über Lene, die den Grafen durch ihr prunkvolles Auftreten in ihr Garn gelockt hatte, war groß, und sie blieben den Tränen der jungen Frau gegenüber unerbittlich. Als Lene am Schluß des Familientages schluchzend rief: „Aber was soll ich denn beginnen, von was soll ich als Gräfin leben? Sie können mich doch nicht auf die Straße werfen?“ sah sie der alte Graf Lothar, ein Zyniker und Frauenverächter, prüfend an.

„Auf die Straße nicht, meine Liebe,“ sagte er dann. „Aber Sie haben doch was gelernt! Können Sie nicht singen? Nun wohl! Sie sehen nach was aus, und es wird Ihnen, der nunmehrigen Frau Gräfin, an Engagements nicht fehlen. Wir können Ihnen den Titel ja nicht nehmen, und zum Abkaufen fehlt uns das Geld. Ist mir übrigens auch egal, ob Sie als Gräfin Fichtenkron, geborene Müller auftreten. Wir Fichtenkrons bleiben deshalb doch, wer wir sind. Ich will Ihnen was sagen: Kaufen Sie sich so 'n Dings, 'ne Laute,

und singen Sie mit Ihrer weichen Stimme und der schmiegsamen Figur kleine pikante Chansons. Ich garantiere für den Erfolg. Die Laute will ich Ihnen schenken und auch ein paar Stunden bezahlen. So was lernt sich doch schnell.“

Helene nannte sich nun Hella Renate Gräfin v. Fichtenkron und reiste mit ihrer Laute von Stadt zu Stadt. Schon nach einem Jahr wurde sie Witwe, und die gräfliche Familie bekümmerte sich nun gar nicht mehr um sie. Und die reiche Base in Paris war engherzig und geizig geworden, seitdem sie ein Kind hatte.

So mußte Hella Renate allein für sich sorgen, und das war schwer. Sie hatte an eleganten Kleidern, seidenen Jupons und all dem kostbaren Drum und Dran der mondainen Dame Gefallen gefunden und konnte es nicht mehr entbehren. Anständig wollte sie bleiben und blieb es auch, trotz aller Verlockungen. So blieb der armen Hella nichts anderes übrig, als Schulden zu machen.

Nach vier Jahren, als Hella Renate erst dreiundzwanzig Jahre alt war und in der vollen Blüte ihrer pikanten Schönheit stand, wurde sie durch die Gerichtsvollzieher von einer Stadt zur anderen verfolgt. Doch Hella Renate war schon abgestumpft dagegen. Wer öfter mit diesen Leuten in Berührung kommt, verträgt sich schließlich auch mit ihnen.

Seit kurzem war das aber anders geworden. August Schulze, ein besonders verbissener Gläubiger, der in einer großen süddeutschen Stadt ein elegantes Modemagazin besaß und dem Hella Renate einige tausend Mark schuldete — ihr gräflicher Name und elegantes Auftreten verschafften Hella Renate immer wieder Kredit — hezte Deutschlands gerissensten und rück-

sichtslofesten Gerichtsvollzieher hinter ihr her. Anton Sperr wußte sie immer wieder zu finden. Bisher war er allerdings stets zu spät gekommen. Die gewandte Gräfin ließ sich ihre Gage immer im voraus zahlen und wußte sie so geschickt zu deponieren, daß Sperr das Geld niemals finden konnte. Die Kleider wollte er nicht pfänden, weil sie in der Versteigerung doch nichts bringen würden, und die Schmucksachen waren nicht mehr echt.

Endlich erwischte Sperr die Gräfin in Baden-Baden doch. Ihr wurde vom Direktor gerade ein größeres Honorar für ein längeres Gastspiel, es waren mehrere tausend Mark, auf den Tisch gezahlt, als Sperr eintrat und kalt lächelnd die Hand über das Geld breitete. Es war gepfändet.

Hella Renate erschrak sehr. Sie befand sich in wirklicher Geldnot und konnte die Summe nicht entbehren. Sie legte sich aufs Bitten, versprach monatliche Ratenzahlungen und verschwendete ihr bezauberndstes Lächeln, um das mancher Lebemann Tausende gegeben haben würde, an den Mann des Gesetzes. Doch vergebens. An dieser eisengepanzerten Brust prallte alles ab. Nun brach Hella Renate in Tränen aus, in wirkliche, echte, keine Theatertränen. Das Herz war ihr schwer, und ihre Nerven hatten unter dem steten Umherziehen, den vielerlei Aufregungen sehr gelitten. Sie sehnte sich nach einem stillen, friedlichen Hafen.

Plötzlich kam ihr ein Einfall, der für ihr ferneres Leben entscheidend werden sollte. „Sie bestehen also auf der Pfändung des Geldes?“ fragte sie Herrn Sperr.

„Selbstverständlich!“ erwiderte dieser und lächelte höhnisch.

„Gut! Dann zerreiße ich meinen Kontrakt und

werde überhaupt nicht auftreten," erklärte Hella Renate energisch. Sie nahm ihren neben dem Gelde liegenden Vertrag und warf ihn Herrn Sperr zerfetzt vor die Füße. „Das Geld gehört nun wieder dem Herrn Direktor. Wollen Sie sich an fremdem Gelde vergreifen?“

„Aber der Vertrag muß doch erfüllt werden!“ sagte Sperr unruhig.

„Nein! Er muß nicht! Denn er war von mir noch nicht unterschrieben.“

Herr Sperr mußte sich geschlagen bekennen, geschlagen von der kleinen, anmutig lächelnden Gräfin. Wütend lief er hinaus und schlug die Türe unhöflich laut hinter sich zu.

Als August Schulze, ein eleganter Junggeselle Anfang der Dreißiger, von der Niederlage seines Vertrauensmannes erfuhr, bekam er zunächst einen Wutanfall. Dann entlockte ihm diese Schlagfertigkeit Bewunderung. „Doch ein famoseres Weib!“ sagte er. „Ich möchte diese lautenspielende Gräfin wohl einmal sehen.“

August Schulze war ein Mann schneller Entschlüsse. Schon am nächsten Tage fuhr er nach Baden-Baden, wo Hella Renate leise weinend gerade mit Einpacken beschäftigt war, und ließ sich bei ihr melden.

Die arme kleine Gräfin bekam einen Todeschreck. Nun verfolgte sie ihr Quälgeist gar selbst!

Der sonst so gewandte August Schulze war aber noch befangener als Hella Renate. Er stotterte: „Ich wollte mich wegen der Ungezogenheit Sperrs persönlich entschuldigen. Die Sache ist mir furchtbar peinlich.“

Schulze wurde nämlich von der graziösen Schönheit Hella Renates, auf deren Gesicht immer noch ein liebreizender Zug kindlicher Unberührtheit lag, sofort

in Fesseln geschlagen. Zugleich erwachte in ihm der kluge, immer berechnende Geschäftsmann.

Sein Geld war wohl für immer verloren. Wäre es nun nicht das beste, die entzückende Frau selbst zu pfänden? Auf Lebenszeit! Wenn diese elegante, graziose Erscheinung seine neuesten Pariser Hüte und Roben tragen würde, so wäre das für den Modedafar August Schulze eine Bombenreklame.

Auch Hella Renate war von dem gefürchteten Gläubiger angenehm enttäuscht. Sie schämte sich ehrlich vor ihm. Und schüchtern wie in den sorglosen Tagen ihrer Dresdener Mädchenzeit sagte sie: „Seien Sie mir nicht böse, Herr Schulze. Ich werde nun doch singen, und Sie sollen das ganze Geld haben. Ich kann ja mein goldenes Geldtäschchen verkaufen, das ich von einer Pariser Verwandten habe, und der Erlös wird mich einige Zeit über Wasser halten.“

August Schulze bat sich Bedenkzeit aus. Nur aus dem Grunde, weil er so gerührt war, daß er kaum reden konnte.

Am nächsten Tage kam Herr Schulze wieder und bat Hella Renate um ihre Hand.

In der Zwischenzeit hatte er dreihundert Mark für Telegramme ausgegeben, um sich über der Gräfin Vorleben zu erkundigen. Die Auskünfte fielen zu seiner vollsten Zufriedenheit aus.

Hella Renate zögerte ein wenig. Sie hatte sich schon einmal schnell verlobt und verheiratet und sehr trübe Erfahrungen dabei gemacht. Doch als sie dem Bewerber näher in die Augen blickte, sagte sie beruhigt ja.

So wurde aus der Gräfin Hella Renate v. Fichtenkron, geborene Müller wieder eine bürgerliche Frau Helene Schulze.





Die erste Industriestadt Chinas.

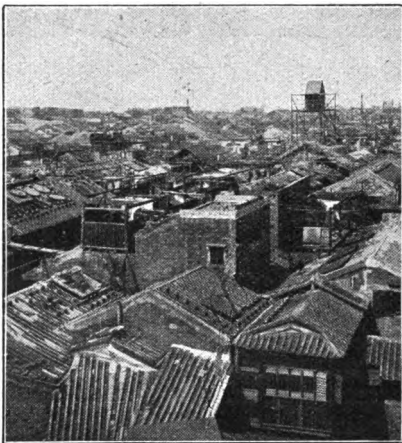
Bilder aus Kanton. Von E. E. Weber.

Mit 12 Bildern.

(Nachdruck verboten.)

Die erste Industriestadt Chinas kann mit vollem Recht die Hauptstadt der südlichsten Küstenprovinz Kanton oder, wie die einheimische Bezeichnung lautet, Kwang-tschou-fu genannt werden. Die Industrie Kantons ist sehr mannigfach. Sie erstreckt sich auf die Seidenweberei und Seidenstickerei, Borten- und Schnurenfabrikation, Färberei und Appretur, Lackwaren- und Papierfabrikation, Holz- und Elfenbeinschnitzerei, Möbelschreinerei, Glasbläserei und Steinschleiferei. Außer dem Arbeiterheer in der Stadt selbst beschäftigen sich noch zahlreiche Dörfer in der Umgebung mit der Herstellung von Seidenstoffen, Metallwaren und Porzellangeschirr. Alle diese Industriezweige sind von dem europäischen Einfluß fast unberührt geblieben, so daß ihre Erzeugnisse ganz überwiegend den rein chinesischen Zuschnitt aufweisen.

Kanton, das gegen 800,000 Bewohner zählt, liegt am linken Ufer des Perl- oder Kantonflusses, der durch die Bocca-Tigris genannte Ausbuchtung in die Kantonstraße mündet, die einen Ausläufer des Südchinesischen Meeres darstellt. Da Schiffe von mehr als 3,5 Meter Tiefgang nicht bis nach Kanton hinaufkommen können, so ist als seine Hafenstadt das 50 Kilometer weiter unterhalb gelegene Whampoa aufgeblüht, in dem sich auch der Sitz des Zollamtes, der Marineakademie und



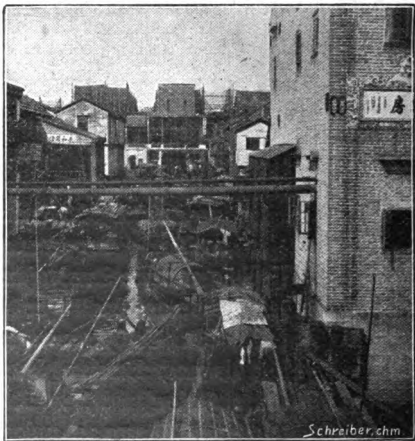
Blick auf das Straßengewirr Kantons.

des Torpedodepartements, sowie die großen staatlichen Docks befinden.

Kanton wird von einer 10 Kilometer langen und 12 Meter hohen Mauer umgeben und zerfällt in die dem Fluß zugekehrte Neustadt und die durch Mauer und Gra-

ben von ihr getrennte, fünf Sechstel der Gesamtfläche einnehmende Satarenstadt, von der aber der nördliche Teil zumeist Ackerland ist.

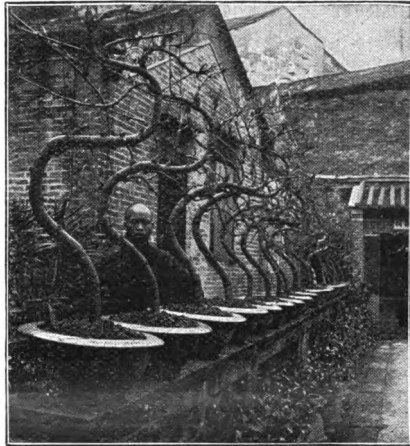
Die eigentliche Geschäftsgegend ist die Neustadt. Zahllose enge Gäßchen mit einstöckigen, in der Regel gemauerten Häusern drängen sich hier zusammen. Der Platzmangel hat die Bevöl-



Eine Kanalstraße.

ferung gezwungen, in dem Gewirr von flachen Kanälen, die das Ufergelände durchkreuzen, Pfahlbauten zu errichten und fast bis in die Mitte des Stromes hinein verankerte Bootshäuser hinauszuschieben.

In der Wasserstadt, wie man diesen Teil Kantons nennt, wohnen die Schiffer, die Industriearbeiter und die Kleingewerbetreibenden.



Hausgarten.



Vor der englischen Brücke.

Besonders aber sind hier die Handwäschereien vertreten. Je vier bis acht Männer arbeiten in ihnen bis in die Nacht hinein. Zuerst werden die Wäschestücke in kaltes Wasser gelegt, dann ausgerungen, mit Seifenlösung bestrichen, zusam-

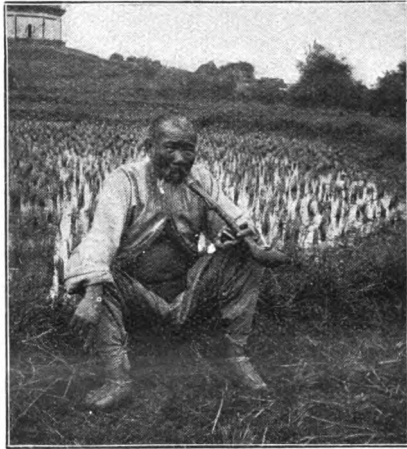
mengerollt, jetzt auf eine Steinplatte gelegt und darauf mit starken Holzschlegeln geschlagen. Dieses Schlagen der Wäsche verursacht einen durchdringenden Lärm. Ist die Wäsche ordentlich durchgearbeitet, so wird sie hoch emporgeschwungen und an der Kante der Steinplatte ausgeschlagen. Nun wandert sie in die Kochbottiche, die auf kesselartigen eisernen Schalen stehen. Die Schalen sind in der Erde eingemauert und werden mit Holzkohle geheizt. Ein Kochbottich faßt über 300 Liter Wasser und nimmt gegen hundert Wäschestücke auf. Nach dreistündigem Kochen wird die Wäsche herausgeholt, zunächst in warmem, danach in kaltem Wasser gespült, geblaut und getrocknet. Für jedes Wäschestück, mag es nun ein Bettlaken, Hemd oder Taschentuch sein, erhält die Wäscherei nach unserem Gelde fünf Pfennig.

Die Bewohnerschaft der Wasserstadt, die etwa 80,000 Bootshäuser zählt, wird auf 100,000 Köpfe geschätzt.

Ein Gang durch die Straßen Kantons, und zwar der Altstadt, wo sich der Palast des Generalgouverneurs, die Residenz des Tatarengenerals, das Kung-fu-tse-kollegium, die Prüfungshalle, der kaiserliche Tempel, die Fünfstöckpagode, 120 andere Tempel und mehrere buddhistische Klöster befinden, offenbart das regste geschäftliche Treiben. Überall sind Schilder, Inschriften, Anschläge und Bekanntmachungen an den Häusern sichtbar. Gasthäuser und Teebuden wechseln mit Läden aller Art ab. Da in Kanton die Provinzialprüfungen abgehalten werden, die zu dem Eintritt in den Zivildienst berechtigen, so besteht eine Straße aus lauter Bücherläden. Die Häuser der Mittelklasse haben nach der Straße zu eine hohe Mauer mit einer Tür und dahinter einen kleinen unbedeckten Hof mit einem Brunnen,

ein paar blühenden Sträuchern oder auch einem Rebenspalier. Vom Hof aus führen Türen in die zu beiden Seiten liegenden Stuben. Den Abschluß des Hofes nach hinten bildet die Familienstube.

Auch die Häuser der Reichen sind zumeist nur einstöckig. Dagegen sind sie geräumiger und schließen mehrere Höfe und Gärten ein, in denen in Kübeln



Bauer aus der Tatarenstadt.



Chinesischer Student.

Zwergbäume gezogen werden, und die oftmals künstliche Grotten und kleine Teiche mit Fischen verschönen. Die gegipften Wände dieser Häuser sind ziemlich hoch und mit Vögeln, Blumen oder Szenen aus Sage und Geschichte bemalt. Die Dachbalken sind ge-

schneid, die Fußböden mit bunten Fliesen belegt. Die Zimmer sind mit geschmackvollen Bildhauerarbeiten und Ebenholzschnitzereien und mit Gefäßen aus Porzellan, Bronze und Silber ausgestattet.

Von Kulis gezogene Rikschaharren durchlaufen ununterbrochen die Straßen, zahlreiche Händler machen durch Ausrufen oder das Klingeln mit einer helltönenden Schelle auf ihre Waren aufmerksam, Schuster, die Leder, Nadeln, Zwirn und Wachs in einem Kasten bei sich tragen, beginnen auf offener Straße ihre Flickarbeit, und die Gartüchelhändler, deren Speisen einen scharfen Ölgeruch verbreiten, werden von ganzen Haufen Appetitverspürender umstanden, die sich für wenige Käsch einen Lederbissen kaufen.

Am meisten drängt sich der Verkehr auf den verhältnismäßig schmalen Brücken zusammen, von denen einige während der Nacht durch ein Gitter abgeschlossen und erst am Morgen geöffnet werden.

An der nördlichen Grenze der Tatarenstadt herrscht die ländliche Bevölkerung vor. Die Häuser dieser Kleinbauern und Farmer, die Reis und Gemüse anbauen, haben nur einen einzigen Wohnraum. Die Wände bestehen aus rohem Mauerwerk, darüber steigt das Ziegeldach auf, das auf tannenen Sparren ruht. Fenster gibt es in diesen Häusern nicht, dafür sind in das Dach ein paar Glascheiben oder durchsichtige Muscheln eingefügt, die ein schwaches Licht durchlassen. In der Stube befinden sich Bettstellen und Pritschen, ein Holztisch, irdene Töpfe, eiserne Kessel und gewöhnlich auch die Hühner und Schweine.

Zur Zeit der Prüfungen wimmelt Kanton von Studenten, denn der Weg zu Amt und Würden führt auch hier durch den Examenaal. Akademische Grade sind so begehrt, daß viele, denen es anfangs nicht

gelingt, einen solchen zu erreichen, sich Jahrzehnte hindurch immer wieder darum bemühen. Nicht die Reichen, sondern die Gelehrten genießen das höchste Ansehen. Wenn man auch heute daran geht, das Unterrichtswesen umzugestalten, so bewegen sich die höheren Prüfungen doch noch immer in den hergebrachten Bahnen.

Der Urquell alles Wissens sind die Klassiker. Bei den



Priester beim Einsammeln von Gaben.

Auffäßen, die die Prüfungskommission zur Bearbeitung aufgibt, kommt es nicht darauf an, selbständiges Denken zu beweisen, die Hauptsache ist vielmehr, möglichst viele Stellen aus den Werken der Klassiker in die Bearbeitung hineinzuverflechten und



Chinesische Amme.



Kleine Mädchen auf einem Schulspaziergang.

dadurch die Belesenheit darzutun. Die Vorbereitung ist daher auch im wesentlichen Gedächtnisübung. Auch gibt es keine verschiedenartige Bildung. Daselbe Examen befähigt zum richterlichen, ärztlichen und militärischen Beruf.

Die vier Grade, die erteilt werden, sind folgende:

1. Syntsch, oder aufblühendes Talent, weil dieser Grad künftige Erfolge verheißt;
2. Kutsch, der beförderte Mann;
3. Tsintse, vorgerückter Doktor
- und 4. Hanlin.

Wer diesen Grad erlangt, wird als Mitglied der kaiserlichen Akademie eingeschrieben und erhält ein Gehalt.



Wie erwähnt, besitzt Ranton

Junge Schönheit aus den höheren Ständen.

außer einer großen Anzahl von Pagoden mehrere buddhistische Klöster. Die meisten der Klosterbrüder werden schon als Kinder von ihren Eltern zum Klosterleben bestimmt oder sie werden vom Kloster gekauft, um die entstehenden Lücken auszufüllen. Priester, die



Reiche Dame, von einer Sklavin getragen.

in solchen Anstalten erzogen worden sind, können in allen Klöstern das Gastrecht fordern, wenn sie ein von dem Abt ihres

Heimatklosters unterzeichnetes Zeugnis vorweisen. Zur Bestreitung des Lebensunterhaltes unternehmen die Mönche und Priester von Zeit zu Zeit Streifzüge in die Stadt, um fromme Gaben einzusammeln. Einer von ihnen schlägt bei jedem



Eine chinesische Christin.

Schritt auf das Gong, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, während die anderen die Geschenke an Reis, Öl und kleiner Münze in Empfang nehmen, die ihnen von freigebigen Händen gespendet werden.

Wie überall in China, so spielt sich auch in Kanton das Frauenleben in erster Linie in der Häuslichkeit ab. Mädchen werden bei der Geburt mit sehr mißgünstigen Augen betrachtet, da das ganze Sehnen eines chinesischen Familienvaters auf männliche Nachkommen gerichtet ist. In ärmeren Familien zieht man kaum jemals mehr als zwei Mädchen auf. Die überschüssigen liefert man entweder an die Findelhäuser ab oder man verkauft sie an Familien mit Knaben als deren zukünftige Ehegattinnen. Im übrigen aber sind die Chinesinnen auch zu ihren Mädchen liebevolle Mütter. Drollig erscheint es uns, daß die Kinder schon vom ersten Jahr an wie Erwachsene gekleidet werden.

Sind die Mädchen herangewachsen, so lernen sie Kochen, Waschen, Spinnen und Nähen. Außerdem müssen sie frühzeitig alle die Verbeugungen und Begrüßungen üben, die für ein weibliches Wesen unerlässlich sind. Sie werden nur in Gewänder von solcher Farbe gekleidet, denen man eine gute Vorbedeutung zuschreibt, wie Gelb, Rot und Grün. Die geistige Ausbildung der Mädchen wird nur wenig gepflegt, und die große Mehrzahl besucht nie eine Schule. Auch die Töchter der höheren Stände, die sich vielfach durch die Feinheit der Gesichtszüge auszeichnen, erhalten nur einen geringen Privatunterricht, der sich auf Lesen, Malen und Sticken erstreckt. Gleichwohl sind die Jugendjahre für das chinesische Weib die glücklichsten. Es bricht zwar unter den Schwestern einer Familie hin und wieder ein kleiner Streit aus, weil die ältere vielleicht eine goldene Spange im Haar trägt, während sich die jüngere mit

Bambuschnuck begnügen muß, aber die Einigkeit ist bald wiederhergestellt, und in der nächsten Viertelstunde schlect man gemeinsam von der beliebten Birnenmarmelade.

Die Verlobung und Verheiratung erfolgt durch Verabredung der Eltern. Trotzdem fehlt es nicht an Liebeleien, und so kommt es vor, daß sich ein Student in seine schöne Nachbarin verliebt und auf sie die Verse dichtet:

An dem Fluß am Tor
Wohnt die holde Maid,
Trägt den Ring im kleinen Ohr,
Trippelt fein im Kleid.
Weiß und rot glänzt das Gesicht,
Schwarzes Haar das Haupt umflieht.
Wenn doch in dem Mädchenflor
Dich als Braut man mir ertor!

Das Verkrüppeln der Füße beschränkt sich zumeist auf die Mädchen der reichen Familien. Diese kleinfüßigen Frauen stützen sich beim Gehen auf einen Stock oder ein Kind oder sie halten sich, wenn es die Mittel ihres Ehemannes erlauben, eine großfüßige Sklavin, von der sie sich auf dem Rücken tragen lassen.

Gebildeter als der Durchschnitt sind die christlich erzogenen Frauen. Auch läßt man ihnen größere persönliche Freiheiten. Jedoch ist ihre Zahl verhältnismäßig nur gering, wenn auch für die Zukunft weitere Fortschritte zu erwarten sind.

Die Fremdenniederlassung befindet sich auf der Insel Schamien. Ursprünglich war sie eine bloße Schlammbank, doch wurde sie von der chinesischen Regierung mit erheblichen Kosten verfestigt. Von dem Gelände erhielten die Engländer vier, die Franzosen ein Fünftel. Unter den Engländern haben sich auch Deutsche, Holländer und Amerikaner niedergelassen.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Originale unter den nordamerikanischen Präsidenten. —

Zu diesen gehört in erster Linie der siebente Präsident, Andrew Jackson. Er stammte aus den einfachsten Verhältnissen und blieb bis an sein Lebensende ein richtiges „Raubbein“. Volkstümlich wurde er im Jahre 1813, als er einen Einfall der Creekindianer zurückschlug, wobei er sich selbst am Nahkampfe beteiligte und die Rothäute mit einer großen Streitart scharenweise vor sich her trieb. Ebenso zeichnete er sich im Kampfe gegen die Seminolen in Florida aus. Hier erwarb er sich den Beinamen „Old Hickory“, mit dem er sich auch später als Präsident am liebsten anreden ließ. Von guten Umgangsformen hatte Jackson keine Ahnung. Am liebsten aß er mit seinem Taschenmesser. Suppen tunkte er mit Hilfe von Brobstücken aus. Am Tage seiner Amtseinführung als Präsident, 6. September 1828, bewirtete er im Weißen Hause jeden, der genug Ellbogenkraft besaß, um sich in die Festfale einzudrängen. So wurde aus dem feierlichen Bankett bald ein wüstes Trintgelage, dem die kostbarsten Teppiche und Möbel zum Opfer fielen. An diesem Tage wurden aus dem Weißen Hause nicht weniger als fünfzehn wertvolle Gemälde gestohlen.

Die fremden Diplomaten pflegte er mit der Pfeife im Munde in der Küche zu empfangen, wo er sich am Feuer Kartoffeln briet. Natürlich hatte ihn die gute Gesellschaft der Bundeshauptstadt Washington wegen seiner offenbaren Mißachtung aller Regeln des guten Tons sehr bald in die Acht erklärt. Damen besuchten seine Bälle nie. Nur vor der Gattin des französischen Gesandten d'Artoille empfand er Respekt. Diese hatte ihn nämlich einmal, als er ihren Salon mit schmutzigen Stiefeln und in einer zerrissenen Reithose betrat, durch ihre Diener einfach hinauswerfen lassen.

Kurz vor seinem Rücktritt gab dieses Original noch eine Gesellschaft, zu der jeder Geladene sein eigenes Messer mitbringen mußte, um sich selbst ein Stück von dem auf der Tafel aufgestellten Riesenkäse abschneiden zu können. Bei diesem „Käsefest“ wurden nur noch dicke Brotschnitten und — Schnaps in Flaschen gereicht!

Eine ähnliche Figur war Andrew Johnson, der siebente Präsident. Er war zuerst Schneidergeselle und erhielt von seiner Frau Unterricht im Lesen und Schreiben. Doch bald nahm er lebhaften Anteil an der Politik, und Glück und diplomatisches Geschick brachten ihn schnell vorwärts. Als Präsident war er bestechlich, liebte zweifelhafte Gesellschaft und ebenso sehr den Trunk. Bei seinen Agitationsreden passierte es ihm des öfteren, daß er umfiel und fortgeschafft werden mußte. Bezeichnend für seine Unsauberkeit ist es, daß nach seiner Amtszeit das Weiße Haus erst von Ungeziefer gereinigt werden mußte.

Der damalige englische Gesandte in Washington, Lord Walsley, stand sich mit Johnson so schlecht und hatte so häufig ernste Konflikte persönlicher Natur mit ihm, daß er schon mehrmals bei seiner Regierung seine Abberufung beantragt hatte, jedoch stets vergebens. Da schickte er eines Tages einen neuen Abberufungsantrag nach London, und in einem besonderen Umschlag fügte er ein Papptäfelchen bei, auf dem drei nicht näher zu bezeichnende Tierchen in breitgedrücktem Zustande aufgeklebt waren. Darunter standen die Worte: „Dieses Ungeziefer ist einem englischen Lord bei seinem letzten Besuche beim Präsidenten Johnson auf den Rock gekrochen.“ Die Königin Viktoria von England soll diesen augenscheinlichen Beweis von der Berechtigung des Antrages ihres Gesandten herzlich belacht haben. Lord Walsley wurde darauf in der Tat abgelöst.

Am 5. März 1877 wurde General Burchard Hayes Präsident, ein Mann, der sich nur von einer einzigen Person beeinflussen ließ — von seiner Frau. Hayes war tatsächlich der vollkommenste Pantoffelheld. Noch als Bräutigam hatte er einen guten Tropfen sehr geliebt, aber als Ehemann trank

er nur noch Wasser. Während seiner Amtszeit soll es im Weißen Hause nur zu den großen Festlichkeiten Wein gegeben haben. In Washington scherzte man damals: „Bei Hayes fließt das Wasser wie Champagner.“ Auf seinen dienstlichen Reisen begleitete ihn seine Gattin stets, und zu dem Gouverneur von Ohio soll er einst bei einem Besuche gesagt haben: „Heute komme ich Gott sei Dank ausnahmsweise allein.“ Dabei war er persönlich sehr tapfer und kaltblütig. W. R.

Zweikämpfe zwischen Mann und Weib. — Zu den zahlreichen eigenartigen Rechtsmitteln des Mittelalters gehörte bekanntlich auch der gerichtliche Zweikampf zwischen Mann und Weib, bei dem es sich fast stets um ein durch Zeugenaussagen nicht festzustellendes schweres Vergehen des Mannes gegen die Person seiner Gegnerin handelte. Wenn die Frau den Reinigungseid des Angeklagten bestritt, dann mußte es zum Kampfe kommen, und zwar durfte die Klägerin in diesem Falle nicht von dem sonst dem zarten Geschlecht eingeräumten Vorrecht, sich durch einen waffenerprobten Mann vertreten zu lassen, Gebrauch machen, sondern sie mußte ihre Sache selbst ausfechten. Jedoch wurden ihr als dem schwächeren Teile für den Kampf bedeutende Vorteile eingeräumt. Ihr Gegner mußte bis zur Mitte des Leibes in eine Grube treten und erhielt als Waffe nur einen kurzen eichenen Knüttel. Die Frau dagegen durfte vollständig frei um diese Grube kreisen und ihren Feind mit einer Art Totschläger, einem in ein Tuch eingebundenen Steine, zu verwunden oder zu betäuben suchen.

Meist wurde bei diesen Zweikämpfen der eine Teil nur kampfunfähig gemacht, ohne daß gerade schwerere Verletzungen vorkamen. Doch trat dann das mittelalterliche, so überaus grausame Strafrecht gegen den unterliegenden Teil mit aller Strenge in Kraft. Nach dem Augsburger Stadtrecht wurde der oder die Besiegte zum Beispiel in derselben Grube, um die der Kampf stattgefunden hatte, lebendig begraben. Besonders günstig für die Sache der Frauen war das Stadtrecht von Freising, in dem es hieß: „Siegt der Mann, so soll man der Frau die Hand abschlagen. Siegt aber die Frau, so fällt

des Mannes Kopf. Und dieses deshalb, weil der Frau ungeschütztes Recht hier offenbar vom stärkeren Manne zu bösem Willen verlehrt ist.“

Daß dieser Zweitkampf, der sich, wie alte Chroniken berichten, oft stundenlang hinzog, etwas Unheimliches an sich hatte, wird jeder verstehen, wenn er sich die einzelnen Abschnitte dieses Ringens nur einigermaßen vergegenwärtigt. Oft soll es dem Manne in der Grube gelungen sein, das ihn umkreisende Weib zu packen und zu sich hineinzuziehen. Dann war das Schicksal der Frau besiegelt, da nichts ihrem Gegner verbot, sie mit den Händen zu erwürgen. Aber die Augsburger Stadtchronik weiß auch von mehreren Fällen zu berichten, in denen das siegreiche Weib dem bewußtlosen Manne mit den Stiefeln das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerstampfte. Der letzte dieser furchtbaren Zweitämpfe hat nachweislich im Jahre 1511 in Brüssel stattgefunden. Er endete mit dem Siege des Mannes, und der Frau wurde als dem unterliegenden Teile nach geltendem Recht die linke Hand abgeschlagen.

Die neuere Zeit hat mit derartigen sonderbaren „Beweismitteln“ natürlich vollständig aufgeräumt. Trotzdem aber geschieht es auch heute noch, daß Mann und Weib sich nach vorher vereinbarten Bedingungen mit der Waffe in der Hand gegenübertreten, ganz abgesehen von jenen zahlreichen Quellen, die besonders in Frankreich zur Zeit der großen Revolution, als die modernen Anschauungen von der politischen Gleichberechtigung der Frau aufkamen, an der Tagesordnung waren.

Viel besprochen wurde im Jahre 1899 in Verona der Zweitkampf der verwitweten Gräfin Marzinelli mit dem amerikanischen Obersten Walker. Dieser hatte über die Gräfin, die er vergeblich mit Heiratsanträgen verfolgte, die schlimmsten Gerüchte verbreitet, und dies in einer so raffinierten Weise, daß der Schein gegen die Dame sprach und die vornehme Welt sich völlig von ihr lossagte.

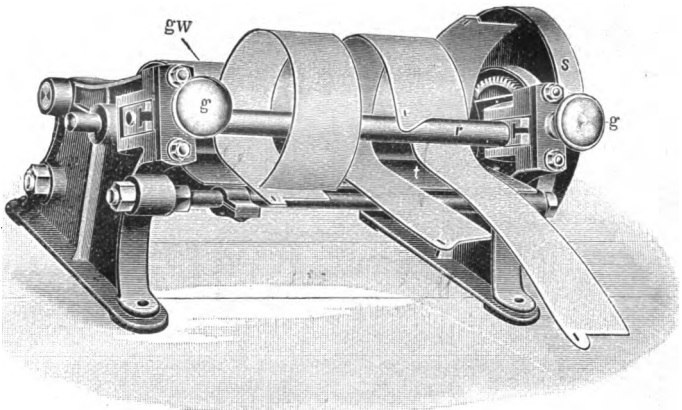
Als der Verleumder eines Tages in einem Café saß, überfiel ihn die Gräfin mit einer Reitpeitsche und schlug ihm mehrmals über das Gesicht. Nach tagelangen Verhandlungen, die der Rechtsbeistand der Gräfin führte, wurden die Bedingungen

für ein Pistolenduell festgesetzt. Hierzu konnte der Amerikaner nur durch die Drohung des Anwalts gezwungen werden, daß die Weigerung des Obersten in allen italienischen Zeitungen als offenbare Feigheit gebrandmarkt werden würde. Der Ausgang dieses Duells war wirklich ein Gottesurteil. Nach viermaligem Kugelwechsel erhielt Walker eine Kugel durch die Brust, und jetzt endlich gestand er, alle jene Verleumdungen gegen die Gräfin böswillig erfunden zu haben.

Mit bedeutend mehr Schwierigkeiten war ein Zweikampf verknüpft, dessen Vorspiel im Sommer 1909 an Bord eines deutschen Dampfers auf der Reise nach San Francisco stattfand. Auf dem Dampfer befanden sich unter den Passagieren auch eine sehr erzentrische ältere Engländerin und ein reicher Irländer. Diese beiden gerieten eines Abends im Salon in einen so heftigen Wortwechsel, daß der Irländer zur Empörung aller Anwesenden der Dame ins Gesicht schlug, wobei sein fanatischer Engländerhaß sich noch in ein paar Worten Luft machte, die mindestens ebenso beleidigend wie die Ohrfeige waren. Die waffengeübte Dame verlangte auf der Stelle Genugtuung. Man wollte die Sache auch sofort ausfechten, aber der Kapitän widersprach. An Bord seines Schiffes dürfe er keine derartigen Ungefehllichkeiten dulden. Am nächsten Tage begegnete der Dampfer einem amerikanischen Viehtransportschiff. Und auf dem Deck dieses alten, übelduftenden Amerikaners fand dann das Duell statt. Es verlief unter den Augen der Besatzungen und Passagiere beider Schiffe trotz dreimaligem Kugelwechsel unblutig, worauf der Irländer um Entschuldigung bat und die Gegner sich ausöhnten. Das beste Geschäft bei diesem Zweikampf machte der Kapitän des Viehdampfers. Denn er hatte sich für die Benützung seines Fahrzeugs als Kampfplatz von den Parteien volle fünfhundert Dollar bezahlen lassen. W. R.

Neue Erfindungen: I. R r a g e n- u n d M a n s c h e t t e n- r u n d e m a s c h i n e. — Unsere Herrenwelt verlangt eine tadellose Wäsche, namentlich Kragen und Manschetten müssen schneeweiß und im stärksten Hochglanze leuchten. Mit dem Bügeleisen ist es der geschicktesten Hausfrau, der geübtesten

Plätterin nicht möglich, eine derartige tabellose Wäsche herzustellen, und vergeblich bemühen sich unsere Frauen, schneeweiße Kragen mit Hochglanz zu erzeugen, die noch dazu vollständig rund gebügelt sein sollen. Wir verraten der Hausfrau, daß eine derartig hochpolierte, vollständig runde Kragen- und Manschettenwäsche nur mit Hilfe von Spezialmaschinen zu erzielen ist, wie diese von der Firma Gebr. Poensgen in Düsseldorf-Rath in den Handel gebracht werden.



Kragen- und Manschettenrundemaschine.

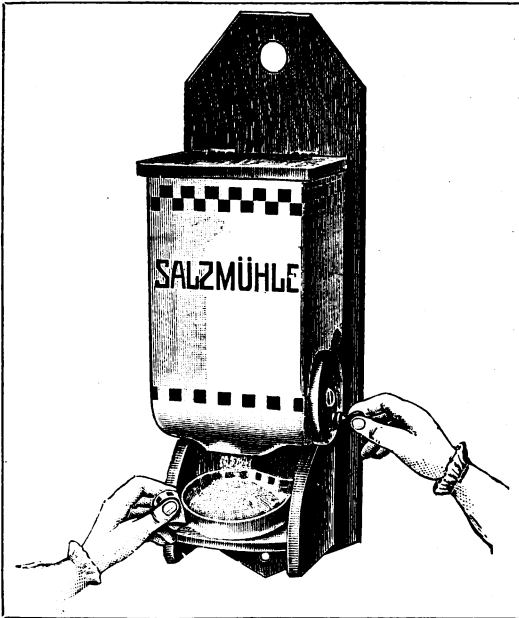
Unsere Abbildung zeigt eine Kragen- und Manschettenrundemaschine, die so leistungsfähig ist, daß eine einzige Maschine für eine große Wäscherei vollkommen genügt. Sie besitzt eine Rundewalze nebst Stellschrauben, mit denen die Handhabung äußerst einfach und leicht zu erlernen ist.

Das Aussehen der damit bearbeiteten Wäsche ist tabellos und kann niemals mit einem Bügeleisen erreicht werden, da die notwendige, ganz gleichmäßige Behandlung nur mit dieser Maschine möglich ist.

II. Neue Salz m ü h l e. — Unter den hauswirtschaftlichen Artikeln hat jüngst eine praktische Neuheit berechtigtes Aufsehen erregt, ein neuer Salzbehälter für die Küche, der

in seinem unteren Teile eine Walze aus Hartholz besitzt, die durch einen außerhalb befindlichen Griff derartig gedreht werden kann, daß das im Behälter befindliche Salz durch einen Schütz in fein zerteiltem Zustande heraustritt.

Vom hygienischen Standpunkte ist diese Einrichtung sehr



Neue Salzmühle.

empfehlenswert, da das Salz niemals mit unsauberen Fingern in Berührung kommen kann, wie dies bei den bisherigen Salzbehältern wohl sehr leicht der Fall war. Praktisch und brauchbar ist die Vorrichtung ohne Zweifel, denn in den Salzgefäßen ballt sich das feuchte Salz zusammen, erhärtet zu kleineren oder größeren Klumpen und Stücken und muß beim Gebrauch mühsam, meist höchst unhygienisch, mit der Hand zerdrückt werden, während die Hartholzwalze diese Prozedur

automatisch vollzieht, das Salz fein zerreibt und der Hausfrau sauber und appetitlich auf einem kleinen Unterfaß überreicht. Die Salzmühle ist ein Fabrikat der Wächterbacher Steingutfabrik in Schlierbach und wird in blau Delft, blau Raro, Creme mit Gold usw. gefertigt.

Ein begehrenswerter Blumenstrauß. — Eine bekannte französische Schauspielerin hatte in Genf mehrere Gastrollen gegeben, bevor sie ein dauerndes Engagement in Paris antrat. Sie hatte mit ihren Liebhaberinnenrollen sehr gefallen, und so war es nicht gerade auffallend, daß während ihres letzten Auftretens in Genf ein elegant gekleideter Herr von verbindlichen Manieren sich bei ihr Einlaß verschaffte, um ihr persönlich für die genussreichen Stunden zu danken, die sie ihm bereitet habe. Dabei erbat er sich die Erlaubnis, sie am anderen Morgen persönlich vor der Abfahrt auf dem Bahnhofe noch einmal begrüßen zu dürfen.

Er erschien auch richtig auf dem Bahnsteige mit seinem Diener, der ein ungeheures Bukett trug, so groß wie ein Wagenrad, aber aus schlichten Gartenblumen, wie man sie in Privatgärten selbst zieht, kunstlos zusammengesügt. Der neue Bewunderer der jungen Schauspielerin teilte ihr mit, er habe in Paris einen Bruder wohnen, mit dem ihn zärtliche Liebe verbinde. Dem habe er ihre bevorstehende Ankunft telegraphiert, und sein Bruder werde sie gleich beim Eintreffen auf der Stätte ihrer neuen Wirksamkeit begrüßen. Er sei ein einflußreicher Bürger der Seinestadt, der sowohl zur Presse wie zu den Theaterdirektoren und zu den Behörden wertvolle Beziehungen habe und ihr vielleicht nützen könne.

„Übrigens,“ fügte er hinzu, „wird schon der bloße Anblick dieses Blumenstraußes ihn für Sie einnehmen. Er wird nämlich in diesen Blumen dieselben erkennen, die wir schon zur Zeit unserer glücklichen Kindheit im hiesigen Garten unseres Elternhauses gepflegt haben.“

Die Künstlerin nahm den Riesenstrauß dankbar in Empfang, stieg in ihren Zug und fuhr davon.

In Paris erwartete sie wirklich auf dem Bahnhofe ein Herr, der, sobald er ihr Bukett erblickte, auf sie lossteuerte.

Er stellte sich ihr vor und geleitete sie nach dem Ausgang des Bahnhofes, wo eine hochfeine Kutsche ihrer harrte. Der Herr führte sich so leicht und angenehm bei ihr ein, daß sie bald wie alte Bekannte miteinander verkehrten, wobei immer der Genfer Bruder das verbindende Element zwischen ihnen bildete. Der Pariser sprach mit warmer Liebe von ihm und erklärte mit einem gerührten Blick auf das unförmige Butett, schon dies Erinnerungszeichen an sein heißgeliebtes Elternhaus in ihrer Hand genüge, sie ihm wert zu machen wie eine Schwester.

Immer wieder nahm der neue Freund Bezug auf das Butett aus seinem elterlichen Garten, bis endlich die junge Dame es ihm zum Geschenk machte. Da geriet er vor Rührung außer sich und nahm die Gabe fast weinend in Empfang. Vor der Tür des Hotels verabschiedete er sich von ihr und fuhr mit seinem Blumenwagenrade davon.

Wenn die junge Dame aber geglaubt hatte, auf diesen warmen Empfang werde nun ein ebenso freundschaftlicher weiterer Verkehr folgen, so hatte sie sich darin gründlich getäuscht, denn der neue Verehrer ließ sich nicht wieder bei ihr blicken. Wohl aber erfuhr sie längere Zeit nachher den wahren Grund, der ihm den „Strauß aus seinem elterlichen Garten“ so begehrenswert machte. Er war nur das Werkzeug gewesen, um für fünfzigtausend Franken feinste Genfer Uhrfedern zollfrei in Frankreich einzuschmuggeln. C. D.

Etwas vom Radium. — Wer hätte noch nicht von dem neuentdeckten Wunderelement, dem Radium, gehört, dem teuersten chemischen Produkt, das wir besitzen? Die Gelehrtenwelt beschäftigt sich unausgesetzt mit der Erforschung des Radiums bezüglich seiner Nutzenwendung, und eine ganze Welt von Wundern tut sich vor uns auf, je mehr wir uns mit ihm beschäftigen. Schon seine Gewinnung als Urstoff an sich ist eine wunderbare. Die Erzeugung des Radiums aus der häufig vorkommenden Pechblende ist eine so schwierige, daß jede Unze gewonnenen Radiums ein Vermögen darstellt. Eine Unze Radium (30 Gramm) hat den Wert von zehn Millionen Mark.

In London hat sich nun kürzlich eine Anzahl hervorragender

Forscher vereinigt, um eine Radiumfabrik zu gründen. Sie wollen hiervon so viel erzeugen, daß sie Radium verkaufen können. Mehr als fünf bis zehn Gramm oder höchstens eine Drittelunze glaubt man innerhalb eines Jahres nicht herstellen zu können. Das Radium soll dabei auch noch aus der Kohle der Kotosnuß gewonnen werden.

Doktor Shober in Philadelphia hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Kotosnußkohle die Eigenschaften des Radiums aufzuweisen hat. Ist es auf diese Weise ebenfalls möglich, Radium zu gewinnen, dann dürfte es im Preise erheblich billiger werden, freilich immer noch teuer genug bleiben für gewöhnliche Sterbliche.

Ein anderer amerikanischer Gelehrter, Doktor Stillman Baileys in Chicago, soll auch eine Substanz entdeckt haben, die Radium enthält, aber siebzigmal billiger ist als das eigentliche Radium.

Seradezu Wunderkuren sollen mit Anwendung des Radiums auszuführen sein. Es soll Magentrebs heilen, überhaupt alle krebsartigen Haut- und Geschwürkrankheiten, sogar ein blindgeborenes Kind soll in St. Petersburg durch Anwendung von Radium sehend geworden sein. Auch bei Lungenleiden hat man Heilerfolge überraschendster Art verzeichnet. Ja, es soll sogar möglich sein, durch Radium das Leben zu verlängern, den Altersverfall hinauszuschieben, mithin also den Menschen zu verjüngen. Radium würde also, wäre diese Behauptung richtig, das Allheilmittel sein, die Wundersubstanz, die der gesamten Menschheit Segen in Hülle und Fülle bringen würde. Nur schade, daß das Mittel so teuer ist!

Selbst wenn sich diese kühnen Hoffnungen nicht erfüllen sollten, wird die ständige Herstellung von Radium der Wissenschaft Material zu neuen Forschungen geben, die uns weitere Wunderdinge erleben lassen werden. A. M.

Zeitungschnurren. — Wohl selten verbirgt ein Beruf unter seiner nüchtern realen Oberfläche so viel der Romantik und des Interessanten wie das abwechslungsreiche Dasein eines Zeitungsredakteurs. Vorbei ist die gute alte Zeit, da es genügte, im Existenzkampf des sogenannten bürgerlichen

Berufs gründlich gestrandet zu sein, um dann zwischen den Allerweltsmetiers eines Journalisten oder Versicherungsagenten sich zu entscheiden. Viel, erstaunlich viel an Wissen und Takt, an Erfahrung und vor allem Begabung wird heute von den Männern der Tagesfeder verlangt, und schier allzu groß ist die Verantwortung, die auf den oft schwer bepackten Schultern dieser literarischen Volksbildner und politischen Erzieher der Nation ruht.

Dafür ist ihr Beruf immer interessant und lehrreich ohnegleichen. Und da der „liebe Leser“ gewissermaßen der kritischste Kunde des Erzeugnisses unserer gesamten Lebenstätigkeit ist, so will ich ihm heute aus der Herenküche dieses viel beneideten und noch mehr geschmähten Berufes einiges vorsehen, damit er in Zukunft nachsichtiger gestimmt ist gegen unsere Fehler und menschlichen Schwächen, von denen natürlich auch der Redakteur nicht frei sein kann, schon weil es der liebe „Druckfehlerteufel“ durchaus so haben will.

In einer Residenzstadt findet alljährlich eine große Geflügel-ausstellung statt, welche regelmäßig von dem landwirtschafts-freundlichen Monarchen selbst feierlichst eröffnet wird. Ich höre noch den armen Kollegen, der diese Revue über das wahr-hafte und einzig nahrhafte Federvieh kritisch zu beleuchten hatte, schimpfen von wegen der Lösung des ihm auferlegten Hühnermysteriums. Aber pflichtgetreu vollendete er seinen Festbericht, um dann am nächsten Morgen nach den Begrüßungs-worten des Ausstellungspräsidenten, der da sagte, dieses Feld der Landwirtschaft müsse noch gehörig begackert werden, als wider Willen wirkungsvollsten Schlußsatz, vor Schreck erbebend, zu lesen: „Seiner Majestät der König wohnte auch in diesem Jahre mit seinem gesamten Hofstaate und umgeben von allen seinen Ministern und der hohen Generalität dem **eierlichen** Akte bei. . . .“

Aber nicht immer ist das Treiben des „Teufels im Sek-lasten“, wie er in Berichtigungen so gern genannt wird, derart harmlos und ungefährlich.

Es war in einer stolzen Kaiserstadt. Der jugendliche Mon-arch bestieg in lodrender Sturmeszeit den altehrwürdigen

Kaiserthron. Dieses historische Ereignis mußte natürlich auch von dem offiziellen Amtsblatte der Monarchie gebührend gewürdigt werden, und dessen mit dem Hofrathstitel geschmückter Chefredakteur schwang sich höchst eigenhändig in einem dithyrambischen Leitartikel zur pflichtgemäßen Verherrlichung der Größe des jugendlichen Herrschers auf. Und er begann seine ehrfurchttriefende Begrüßungsrede mit dem sicherlich wirkungsvollen und politisch einwandfreien Satze: „Europa zählt einen Monarchen mehr.“ Wer beschreibt aber das Entsetzen dieses Federgewaltigen, da er am nächsten Morgen des welt-historischen Tages der kaiserlichen Thronbesteigung an der Spitze seines Blattes dicht unter dem Zeitungskopf mit dem Reichsadler aus eigener Feder die unseligen Worte fand: „Europa **zählt** einen Monarchen mehr. . .“

Man hört stets nur vom sprühenden Geiße des Schriftstellers, und doch steht ihm der Redakteur an Schärfe der Dialektik und verschwenderischer Füll: attischen Salzes oft in nichts nach. Sein Wig duldet nicht langes Überlegen, die Schlagfertigkeit ist ihm schon durch die Kürze der verfügbaren Zeit zur zweiten Natur geworden.

In der Redaktion, der ich meine journalistische Schulung danke, waren viele später berühmt gewordene Schriftsteller als Redakteure und Tageschriftsteller tätig. Unser Redaktionsoriginal war der vielgeliebte und mehr noch gefürchtete „schöne Max“, der freilich diesen Beinamen nur seiner geradezu verwirrenden Häßlichkeit verdankte. Er war stocktaub und entbehrte seit Jahrzehnten des angenehmen und nützlichen Schmuttes der Haare und Zähne. Da brachte ein boshafter Kollege über ihn das niedliche Bonmot in Umlauf, Max habe den Allmächtigen flehentlich um Haare und Zähne gebeten, doch der liebe Gott habe ihm — kein Gehör geschenkt.

Max war ein Lebemann vom reinsten Wasser und verstand mit Grazie riesig viel Geld auszugeben, namentlich geborgtes. Er richtete sich schließlich einen kleinen Großbetrieb zum Zwecke der systematischen Verschickung von Anleihegesuchen ein, wobei ihm das Adreßbuch die trefflichsten Dienste leistete. Als bei zunehmendem Alter sein Redakteurbetuf immer mehr

durch dieses mühelos einnehmende Wesen ersetzt wurde, hing ihm ein mißgünstiger Kollege, der sich seinen Lebenserwerb viel schwerer erringen mußte, den klassischen Beinamen „Nehmo Pompilius“ an. Max machte dieser treffenden Verzerrung des geschichtlichen Königsnamens Numa Pompilius alle Ehre. Als seine Situation ganz unhaltbar geworden war, sandte man ihn zur Erholung von den dräuenden Manichäern als Korrespondenten nach Paris. Aber er trieb es in dem vergnügungsreichen Seinebabel womöglich noch toller und telegraphierte schließlich eines Tages an den Verleger des Blattes, man möge ihm sofort dreitausend Franken Vorschuß zur Begleichung einer Ehrenschuld senden, sonst müßte er rettungslos Selbstmord begehen. Der Verleger, der den Kunden genau kannte, depeßierte kaltblütig zurück: „Todesart Ihnen überlassen. Werden für standesgemäßes Begräbnis sorgen.“ Darauf lief umgehend die folgende Drahtantwort unseres braven Max ein: „Für Nachricht bestens dankend, entschied mich soeben für Altersschwäche. . . .“

Und nun ein Hiftörchen vom leidigen M i ß v e r s t ä n d n i s, jenem unvermeidlichen Fallstrick einer jeden, nicht gerade durch Hererei gefeierten Redaktion. Das beklagenswerte Opfer der folgenden fatalen Verwechslung aber war ich selbst, und zwar schon in den ersten Tagen meines journalistischen Werdegangs. Ich war damals als grüner Neuling der Redaktion so erfüllt von dem alleinseligmachenden Glauben an die hehre Mission meines erwählten Berufes, daß ich durch den tragikomischen Ernst, mit dem ich jedes geringfügige Lokalereignis, vom gestürzten Droschkengaul bis zum geringfügigsten Raminbrand, das mir zur literarischen Gestaltung übertragen ward, behandelte, oft die Heiterkeit meiner älteren Berufskollegen erregte. Als nun gar ein unvorsichtiger Hund in einem tiefen Graben, in den er übermütig sprang, von den nachgebenden Schuttmassen verschüttet wurde und die Redaktion zur genauen Registrierung der eingeleiteten Rettungsaktion mich an Ort und Stelle entsandte, glaubte ich viel eher die Blicke Europas auf mich gerichtet zu sehen, als wenn mich in späteren Jahren die höchsten Potentaten zum Interview empfangen. Und

alle fünfzehn Minuten berichtete ich am Telephon mit der Würde eines Kuriers des Zaren der aufhorchenden Redaktion über das Resultat meiner schwierigen Aufgabe. Wohl zehnmal des Tages wurde ich bei ähnlichen Anlässen ausgesperrt, um nur erst einmal das Aufhorchen gewissenhaft zu lernen. Am Ende der ersten Woche dieser im wahrsten Sinne des Wortes journalistischen Laufbahn überreichte ich dem Verlagsleiter stolz wie ein spanischer Grande meine erste Spesenrechnung, die ganze acht Kronen fünfundsiebzig Heller betrug. Der Raffengewaltige lächelte überlegen, ihm waren schon einige Anekdoten von meinem jugendlichen journalistischen Übereifer zu Ohren gekommen. Er überflog mit wichtiger Miene die mehr als gewissenhafte Aufstellung meiner zahllosen Trambahnfahrten und der bei Recherchen den auskunftbesessenen Portiers verabfolgten kleinen Trinkgelder und meinte dann: „Wegen eines verschütteten Hundes im Graben; dreimal hin und her gefahren?“ wobei er mich kopfschüttelnd fragte, ob dies nicht etwas unbequem gewesen sei. Übrigens könne er meine Spesennota, so leid ihm dies auch tue, nicht ohne weiteres anerkennen. Namentlich die Ausgaben für die merkwürdigen Fahrten wegen des verschütteten Hundes im Graben könne er unmöglich auf eigene Faust verantworten. Aber er wolle sich dem Schiedspruch des Doktors Steinbach unterwerfen, dem ich die Spesennota mit den nötigen Erklärungen persönlich unterbreiten möge. Fände der sie in der vorliegenden Fassung berechtigt, so wolle er sie anstandslos honorieren.

Der arglistige Spatzvogel verbiß gewaltsam das Lachen, indem er sich wohl ausmalte, mit welchem maßlosem Erstaunen der Vorsitzende des Pensionsfonds der Journalistenvereinigung, Doktor Steinbach, ob des ihm zugemuteten Schiedsrichters mich und meine lustige Apothekerrechnung aufnehmen würde.

Aber ich war zu Höherem geboren. Aus der Provinz stammend, seit einer Woche Journalist in der Metropole, hatte ich nie im Leben von einem Redakteur Doktor Steinbach gehört, der den Pensionsfonds der Konkordia verwaltete, wohl aber war mir aus der Zeitungslektüre seit Jahren der häufig genannte

Name des — Senatspräsidenten am Obersten Gerichtshof, Doktor Steinbach, geläufig. Ich zweifelte keine Sekunde daran, daß von dessen schiedsgerichtlichem Urteil die Anerkennung meiner ersten Spesennota von acht Kronen fünfundsechzig Heller endgültig abhing. Und ich machte mich sofort nach dem nahen Justizpalast auf den Weg.

Der höchste Richter des Reiches hielt eben, angetan mit seinem hermelinverbrämten Talar, eine Senatsitzung ab, als ich ihm durch einen der Gerichtsdiener meine Visitenkarte als Mitarbeiter des * * * Blattes mitten in die feierliche Verhandlung dieser höchsten Instanz mit meiner Spesennota überreichen ließ. Man muß die Liebenswürdigkeit gerade der höchsten Behörden und Würdenträger gegenüber der Presse kennen, um zu begreifen, daß Erzellenz Doktor Steinbach mich sofort nach beendigter Sitzung in seinem Arbeitszimmer noch in der pompösen Amtsstracht leutfelig empfing. Meine Spesennota hatte ihm schon während der Gerichtsverhandlung, wie ich im Zuschauerraum deutlich bemerken konnte, einiges Kopfzerbrechen verursacht. Und nun trug ich ihm mit einer schönen Empfehlung von unserem Verlagsleiter meinen verzwickten Fall zur Entscheidung vor und forderte energisch die Anerkennung meiner Barauslagen von acht Kronen fünfundsechzig Heller.

Der Präsident hörte mich ruhig bis zum Ende an und überflog noch einmal mit der ernstesten Richtermiene meine Spesenrechnung. Je stürmischer ich aber in ihn drang, mir doch durch seinen vom Verlage angerufenen Schiedsrichterpruch zu meinem gefährdeten Rechte zu verhelfen, desto ängstlicher wurde der würdige alte Herr, und wiederholt sah er sich mit besorgter Miene um, ob nicht ein Diener in erreichbarer Nähe stand. Schließlich aber sagte er, um sich vor mir zu retten, mit beruhigendem Wohlwollen: „Gehen Sie unbesorgt nach Hause, ich werde Ihre Angelegenheit wärmstens befürworten!“ Und er atmete sichtlich erleichtert auf, als ich nach einer dankbaren Verbeugung die Türklinte im Fortgehen hinter mir niederdrückte.

Am nächsten Tage erkundigte sich — die Polizei beim

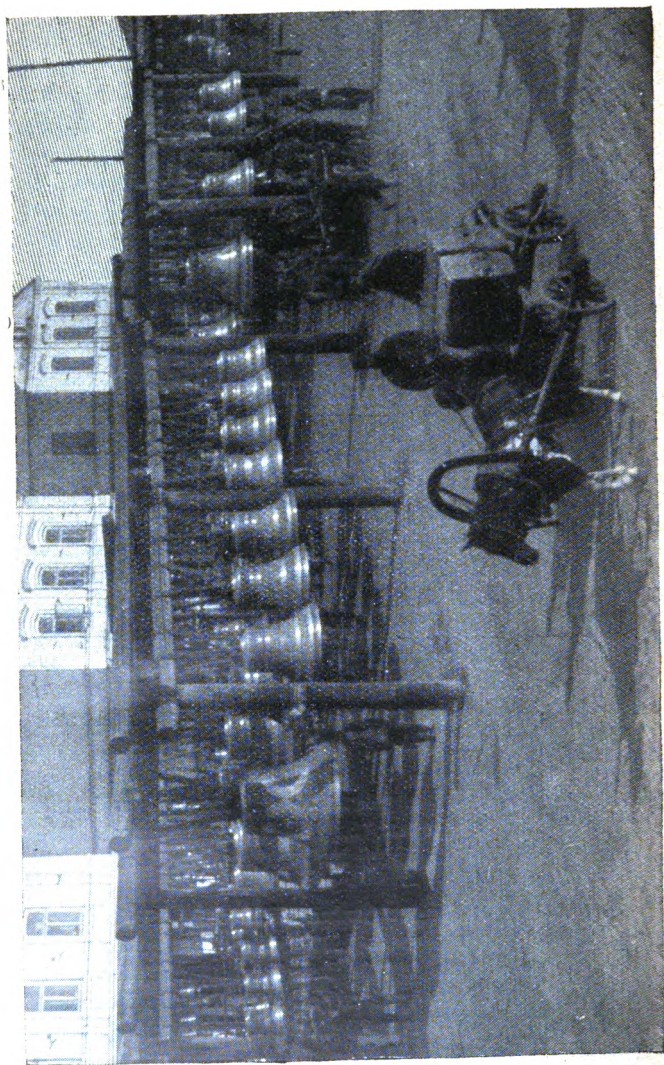
Verlagsleiter nach einem jungen Journalisten, der von Seiner Exzellenz Doktor Steinbach, dem Senatspräsidenten am Obersten Gerichtshof, durchaus die Anerkennung seiner Spesennota von acht Kronen fünfundsiechzig Heller hatte erlangen wollen.

Ludwig Binder.

Der große Glodenmarkt in Nischnij Nowgorod. — Nischnij Nowgorod, zu deutsch Nieder-Neustadt, die Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements, ist einer der Hauptpunkte des Warenaustausches zwischen Europa und Asien. Die Stadt, die am Zusammenfluß der Oka und Wolga liegt, verdankt ihre Bedeutung als Handelsmetropole in erster Linie den Wasserverbindungen durch die Wolga und ihre Nebenflüsse, sowie durch das sich daran anschließende Kanalsystem. Infolgedessen können die Waren einerseits bis zum Baltischen Meer, andererseits bis zum Schwarzen und Raspischen Meer verfrachtet werden. Von Wichtigkeit ist ferner die rege Hausindustrie der näheren und weiteren Umgebung.

Nischnij Nowgorod zerfällt in drei Teile, in die Oberstadt, die sich auf dem hohen rechten Ufer der Wolga amphitheatralisch aufbaut, in die Unterstadt, die sich am Flußufer hinzieht, und in die Vorstadt Runawino, die zwischen dem linken Oka- und dem rechten Wolgaufer liegt und mit der Unterstadt durch eine Pontonbrücke verbunden ist. Auf dieser durch die beiden Flüsse gebildeten Landzunge findet die berühmte Messe statt. Sie besteht seit dem Jahre 1817, hatte aber ihre Vorgängerin in der Messe von Matarjew, die Iwan der Grausame im Jahre 1550 einrichtete, um den Handel von der Messe der tatarischen Stadt Arsk abzulenken. Nach dem großen Brande Matarjews wurde sie nach Nischnij Nowgorod verlegt. Abgehalten wird sie alljährlich in der Zeit vom 15. Juli bis 10. September.

Zur Unterbringung der Handelsartikel dienen 250 Ambaren oder Warenlager und gegen 6500 Buden. Während Nischnij Nowgorod sonst rund 90,000 Einwohner zählt, schwillt seine Bevölkerung in der Messezeit auf etwa 200,000 Köpfe an. Gehandelt werden Pelze und Häute, die Sibirien und Zentralasien liefern, Tee und Metalle aus dem Ural. In Rauch-



Keystone View Co.

Der große Glockenmarkt in Nishnij Nowgorod.

waren und Fellen beläuft sich der Umsatz auf mehr als 50 Millionen Mark. Zum Export nach Asien werden vornehmlich baumwollene und wollene Manufakturwaren auf den Markt gebracht. Der Wert der ersteren beträgt durchschnittlich 200 Millionen Mark, der der letzteren 60 Millionen Mark. Dazu kommen dann die Erzeugnisse der benachbarten Haus- und Großindustrie. Im Gouvernement Nischnij Nowgorod sind über 60,000 Einwohner mit der Herstellung von Holzarbeiten, von eisenbeschlagenen Risten bis zum Schiffbau, beschäftigt. Der Kreis Semenow liefert namentlich Holzlöffel, der Kreis Balachna besonders Spindeln. Mehr als 70,000 Einwohner arbeiten als Schlosser und Schmiede, indem sie Schlösser, Messer und Scheren herstellen. Die Großindustrie betreibt hauptsächlich den Maschinenbau.

Ein besonderer Zweig von ihr ist die Glockengießerei. Auch diese Glocken werden auf der Messe in Nischnij Nowgorod zum Verkauf gebracht. Dieser große Glockenmarkt gewährt einen höchst wunderbaren Anblick. Mehrere hundert Glocken im Gewicht von wenigen Pfund bis zu zwanzig und mehr Zentner sind an Gerüsten aufgehängt. Sie wandern zum Teil in den fernen asiatischen Osten in die buddhistischen Klöster, und der Umsatz in ihnen beläuft sich auf 40 Millionen Mark. Th. S.

Napoleon und die Studenten. — Kaiser Napoleon III. unterdrückte nicht nur Theaterstücke, die ihm mißfielen, sondern er suchte auch andererseits gewisse Stücke auf die Bretter zu bringen, gleichviel ob sie bei dem Publikum Beifall fanden oder nicht. Ein Dramatiker, Lemercier mit Namen, erfreute sich seiner ganz besonderen Gunst, und als dessen „Christoph Kolumbus“, ein erbärmliches Machwerk, im Odéon aufgeführt wurde, erklärte Napoleon dieses Stück, obgleich er es noch gar nicht gesehen hatte, für ein Meisterwerk. Das kritische Studentenpublikum des Quartier Latin wagte jedoch anderer Meinung zu sein als sein kaiserlicher Herr, worauf dieser sehr ungehalten wurde.

Drei Abende hatten die Studenten vom dritten Akte an die Handlung mit Zischen, Scharr.n und lauten Protestrufen begleitet, als der Kaiser ankünden ließ, daß er selber der vierten

Wiederholung des Stückes bewohnen würde, um, wie er sich ausdrückte, doch einmal zu sehen, wer der Herr sei.

An dem betreffenden Abend war das Haus gedrängt voll. Die ersten beiden Akte verliefen wie gewöhnlich. Als sich der Vorhang zu Beginn der dritten Aktes, der so viel Opposition hervorrief, hob, rührte sich nichts im Hause, und kein Laut war zu vernehmen. Der Kaiser, der hiervon einigermaßen überrascht war, ließ seine Blicke durch den Saal schweifen, und ein merkwürdiges Schauspiel bot sich seinen Augen.

Das gesamte Publikum, vom hohen Olymp bis herunter zum Parkett, hatte weißleinene Schlafmützen aufgesetzt; die Köpfe sanken immer tiefer, als lägen ihre Besitzer in tiefstem Schlafe.

Der Wirkung dieses Scherzes konnte auch Napoleon nicht widerstehen, und er brach in ein lautes Gelächter aus. Eine fünfte Aufführung aber erlebte das Stück nicht mehr. J. C.

Alter Schwalbenaberglaube. — Das Verschwinden der Schwalben im Herbst hat in früheren Zeiten die Phantasie des Volkes lebhaft beschäftigt, und wunderliche Ansichten sind dabei entstanden. In Frankreich erklärte man noch vor hundertfünfzig Jahren das räthelhafte Verschwinden der Schwalben mit einer Auswanderung derselben nach dem Monde. Man glaubte, daß die Schwalben die kalten Wintermonate über die Gastlichkeit des Mondes in Anspruch nähmen, um dann mit den ersten Lenzestagen wieder zur Erde und zu den Menschen zurückzukehren.

In seiner „Reise in Lappland“ erklärt Regnard, daß die Schwalben den Winter tief unter der Eisedecke der Flüsse im Wasser verbrächten. „Das merkwürdigste ist,“ schreibt er, „daß die Lappländer oft ganze Reihen von Schwalben bringen, die völlig erstarrt mit ihren kleinen Krallen sich an Holzstücken anklammern. Sie sind wie tot und zeigen, wenn man sie aus dem Wasser zieht, keine Spur von Leben; aber sobald man sie dem Feuer nähert und die Wärme auf sie eindringt, erwachen sie allmählich, schütteln die Flügel und beginnen zu fliegen, als ob es Sommer wäre.“ Regnard selbst hat das freilich nicht gesehen, aber man hat es ihm erzählt.

Diese wunderliche Anschauung war früher weit verbreitet; auch Johnson — aus seinem 1768 erschienenen Lebenslauf geht es hervor — war fest davon überzeugt, daß die Schwalben sich im Herbst ins Wasser versenken, um in der Tiefe der Fluten ihren Winterschlaf zu halten. „Sie vereinigen sich fliegend zu einem großen Kreise, der sich immer dichter zusammendrängt und sich plötzlich ins Wasser stürzt, wo die Schwalben im Flußbette schlafen gehen.“ Noch zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte diese Anschauung ihre Gläubigen.

Heute freilich weiß jeder, daß die Schwalben im Herbst nach dem Süden ziehen. Doch kann man öfters beobachten, daß einzelne Schwalben sich verspäten, zurückbleiben und dann gegen den Winter einen verzweifelten Kampf führen. Noch im November hat man Schwalben gesehen, die ihr Nest nicht verlassen hatten, ja bisweilen bis in den Dezember hinein; man sah, wie die kleinen Tiere matter und matter wurden, vermutlich durch den Mangel an Nahrung, und schließlich eingingen. Im Departement Oise hat Raspail einen Fall beobachtet, wo eine verspätete Schwalbe in einem Stalle eines Gutes zurückblieb und hier bis zum April überwinterte. Im Stall fand sie durch Spinnen und Insekten zweifellos ausreichende Nahrung, an schönen Tagen flog sie auch aus; immer aber kehrte sie bald zu ihrem Neste zurück. Die Stallmägde waren auf den anmutigen Wintergast sehr stolz, und niemals wurde abends der Stall geschlossen, ehe man sich überzeugt hatte, daß die kleine Schwalbe in ihrem Neste war. C. L.

Aus der Pariser Conciergerie. — Die düsteren Räume dieses Gefängnisses dienten bekanntlich dazu, die Opfer der großen französischen Revolution vor ihrem letzten Gange zum Blutgerüst aufzunehmen.

Auf einer kleinen Wendeltreppe gelangt man zu einem großen Vestibül, hinter dem sich ein dunkler und feuchter Gang, die sogenannte Rue de Paris oder die „Hölle“ erstreckt. Hier liegen die Zellen, die während der Schreckensherrschaft ständig mit den unglücklichen Opfern angefüllt waren. Die Zellen sind kleine dunkle Räume, wo die Gefangenen wie Schafe in einem Stall zusammengesperrt waren. Die in den Archiven auf-

bewahrten Papiere erzählen mit größter Gemütsruhe die verschiedenartigsten erschütternden Geschichten von den Leiden, die die Gefangenen hier ausstanden. In der ersten Zelle waren 26 Männer untergebracht, denen als Nachtlager sechs Strohsäcke zur Verfügung standen. In der zweiten Zelle saßen sogar 75 Gefangene mit im ganzen zehn Pritschen, und in einem dritten Raume waren 38 todkranke Personen eingesperrt, zu deren Verfügung nur neun kümmerliche Lagerstätten standen.

Die in der Conciergerie eingesperrten Frauen waren ebenso schlecht daran wie die Männer. So sei zum Beispiel erwähnt, daß eine der Zellen 45 Frauen beherbergte, denen für die Nacht nur neunzehn Strohsäcke als Lager dienten.

Neben den vielen schrecklichen Bildern, die die Zeit und Verhältnisse schufen, läßt sich aber doch manches über die Eitelkeit, die Koketterie und die Gefallsucht erzählen, die sich innerhalb der Gefängnismauern entwickelte. Am Ende der „Hölle“ liegt der kleine Hof, in dem die weiblichen Gefangenen sich von Zeit zu Zeit bewegen durften. Hier spielten sich sehr oft die wunderbarsten Szenen ab. Selbst im Gefängnis unterließ die Göttin der Mode es nicht, ihr Zepter zu führen. Morgens erschienen die vornehmen weiblichen Gefangenen zum Spaziergang mit elegant aufgeflecktem Haar und im allerneuesten Promenadenkleide, und abends bewegte man sich in großer Toilette. Hinter dem eisernen Gitter knisterten die seidenen Kleider, und überall sah man die schönsten und kostbarsten Blumen.

In der ersten Etage nach dem Hofplatz liegen die Zellen, die die aus jenen Tagen bekanntesten mutigen und unglücklichen Frauen beherbergten. Hier erwartete Charlotte Corday den Tod, und hier saßen Josephine Beauharnais, die spätere Kaiserin, und Madame Recamier und sehnten sich nach der Freiheit. Hier sah auch Madame Dubarry der entsetzlichen Stunde entgegen, wo sich ihr einst mit kostbaren Diamanten geschmückter Hals unter das kalte, nackte Messer der Guillotine legen mußte.

Durch eine kleine niedrige Tür gelangt man in die Zelle der Königin Marie Antoinette, einen schmalen, düsteren Raum, in den kaum ein Sonnenstrahl dringt. Hier befindet sich ein

alter Plüschlehnstuhl, in dem die unglückliche Königin den größten Theil ihrer letzten Tage verbrachte. Dort erblickt man auch ein altes Kreuzifix, dessen Elfenbein im Laufe der Jahre ganz gelb geworden ist. Es wird erzählt, daß dieses Kreuzifix durch das eiserne Gitter hineingeschmuggelt worden sei, und daß in seinem Innern ein wohl ausgearbeiteter Fluchtplan gesteckt habe.

Neben dieser Zelle liegt das Zimmer, in dem Robespierre seine Hinrichtung erwartete. B. M.

Handarbeit und Kopfarbeit. — Eine auffallende Erscheinung, die aber in allen Ländern durch die Erfahrung bestätigt wird, ist die, daß Handarbeiter, überhaupt mechanische Arbeiter, ganz beträchtlich früher alt und arbeitsunfähig werden als Leute, die hauptsächlich mit dem Kopfe und dem Intellekt arbeiten. Wie oft finden wir einen Fabrikarbeiter, einen Handwerker, einen Landarbeiter mit fünfzig Jahren ausgedient, wie schwer ist es für einen mechanischen Arbeiter fast jeder Branche, im Alter von mehr als fünfzig Jahren noch Stellung und Arbeit zu finden, während dagegen der Kaufmann oder Fabrikbesitzer, der Arzt, der Richter, Rechtsanwalt oder Professor, der Geistliche, der Lehrer, der Schriftsteller oder Künstler in diesem Alter erst auf der Höhe ihres Schaffens und Wirkens stehen und mit sechzig Jahren oft erst den Gipfel des schönsten Erfolges erklimmen.

Das ist ein großes Glück, wenn man anderseits in Erwägung zieht, wieviel länger die Ausbildung für einen der intellektuellen Berufe dauert, wieviel später ein solcher zu Stellung und auskömmlichem Unterhalte führt als ein sogenannter praktischer Beruf. Ein Arbeiter, der mit der Faust, dem Hammer, der Maurerkelle, der Maschine schafft, gelangt gut und gern zehn Jahre früher zu einer Brotstelle als der Kopfarbeiter. Dagegen aber altert die Hand, sein eigentliches Arbeitswerkzeug, weit früher als der übrige Körper. Schon mit dem vierzigsten Lebensjahre vermindert sich ihre Leistungsfähigkeit.

Ein englischer Knopffabrikant hat diese Tatsache nachgewiesen an der Hand der Lohntabellen, die er im Laufe vieler Jahre aufgestellt hat. Danach stehen die Leute auf der Höhe

ihrer Leistungsfähigkeit zwischen dem dreiunddreißigsten und vierzigsten Jahre. Sie stellen während dieser sieben Jahre an jedem Tage im Durchschnitt sechstausendzweihundert Knöpfe her. Von da ab sinkt das Ergebnis merkbar. Schon die fünf- undvierzigjährigen Arbeiter kommen selten höher als auf dreitausendfünfhundert Knöpfe täglich. Ein fünfundsechzigjähriger Mann kann, selbst wenn er von gesunder, rüstiger Konstitution ist, kaum noch mehr als zweitausendfünfhundert Knöpfe an einem Tage liefern. Naturgemäß vermindern sich auch ebenso die Lohnsätze von wöchentlich fünfundvierzig Schilling auf achtundzwanzig und schließlich auf zwanzig — lediglich deshalb, weil die Hand ihre Geschicklichkeit und Behendigkeit mehr und mehr einbüßt.

Demgegenüber entwickelt sich das Gehirn langsamer, um danach desto länger vorzuhalten. Wenn man sorgfältige Beobachtungen und Vergleiche anstellt über die Altersstufen, in denen unsere Dichter, Denker und Gelehrten ihre reifsten und besten Werke hervorgebracht haben, so kommt man zu dem Ergebnis, daß das menschliche Gehirn seine volle Entfaltung erst mit dem fünf- undvierzigsten bis fünfzigsten Jahre erreicht. Dabei ist der Kopfarbeiter, falls er sich sonst einer gesunden Leibesbeschaffenheit erfreut, mit dem sechzigsten Jahre noch lange nicht an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt. Wir haben eine stattliche Reihe von Männern der Kunst und Wissenschaft, des diplomatischen oder politischen Lebens und ähnlicher geistiger Berufe gehabt, die mit siebzig Jahren noch keine Spur von geistigem Verfall zeigten, und bei denen kein Mensch daran gedacht hätte, sie bereits als abgetan zu betrachten. Und wir brauchen nur unter unseren berühmten Zeitgenossen Umschau zu halten, um diese selbe Beobachtung durch Hunderte von Beispielen bestätigt zu finden: der Kopfarbeiter betritt die aufsteigende Bahn erst eigentlich, wenn der Handarbeiter bereits langsam vom Schauplatz abtritt. C. D.

Ein Orchester, das etwas aushält. — Von dem etwas derben Charakter des Komponisten Franz Lachner erzählt man sich eine Reihe köstlicher Anekdoten. Lachner war als Generalmusikdirektor der Münchener Hofoper eine stadtbekannte Per-

fönlichkeit und ein echter Bayer. Gemütlich, humorvoll, aber, wenn ärgerlich, von einer Verbheit, die kaum ihresgleichen fand.

Bekanntlich ist Lachner auch ein hervorragender Opernkomponist gewesen, er konnte sich aber mit der neu aufkommenden Musik Richard Wagners nicht befreunden. Als ihn einer seiner Bekannten einmal hierüber fragte: „Meister, sind Sie auch Wagnerianer?“ sagte Lachner nur ganz trocken: „I bin selber aner!“

Hans v. Bülow war Lachners Nachfolger in München. Als Bülow das erste Mal eines der großen Sinfoniekonzerte dirigierte, wobei ihm reiche Ehren zuteil wurden, ging er nach Schluß des Konzerts auch auf den anwesenden Franz Lachner zu und sagte zu ihm: „Nun, Herr Generalmusikdirektor, was sagen Sie zu dieser prächtig gelungenen Konzertaufführung?“

Ärgerlich entgegnete ihm Lachner: „Freilich, das Orchester kann schon was aushalt'n. Wann i mi dreißig Jahr lang mit dem herumgeplagt hab', damit's was Ordentlichs zustand' bringt, da wär's eh schon traurig, wann's gleich beim ersten Mal, wo Sie dirigier'n, schon verdorb'n sein sollt'!“ A. M.

Die größte Antilope. — Die Elenantilope oder die Kanna, wie sie die Raffern nennen, ist die größte und massigste Vertreterin des vielgestaltigen Antilopengeschlechts. Sie erreicht eine Länge von fast 4 Meter und am Widerrist eine Höhe von etwa 2 Meter. Ältere Böcke wiegen bis 1000 Kilogramm. Die Färbung der Elenantilope, die in der südlichen Hälfte Afrikas heimisch ist, ändert sich nach dem Alter. In der Hauptsache ist die Färbung hellbraun. Die Rückenstreifen sind braunrot. Gewöhnlich bilden die Tiere Trupps von sechs bis acht Stück, die von einem Bod geführt werden. Zuweilen rotten sie sich aber auch zu großen Herden zusammen. Sie ähneln dann in ihrem Treiben außerordentlich Rinderherden. Einige der Tiere gehen grasend langsam auf und nieder, andere sonnen sich, und wieder andere liegen wiederkäugend im Schatten der Mimosen. In der Regel trolten die Elenantilopen gemächlich dahin. Werden sie aber verfolgt, so verfallen sie in einen raschen Trab oder sogar saufenden Galopp, bei dem die dicken Leiber auf den dünnen Beinen förmlich zu fliegen scheinen.



Phot. N. R. Graham

Eine erlegte Elefantilope.

Die Böde sind sehr streitbar und fügen sich häufig in den gegenseitigen Kämpfen mit den spitzen Hörnern tiefe Wunden zu. Wegen der Schnelligkeit, die die Eleantilopen entwickeln können, jagt man sie nur zu Pferde. Aber auch ein tüchtiger Renner muß sich anstrengen, um seinen Reiter in Schußweite zu bringen. Th. S.

Ein freiwillig Gefangener. — Auf einer kleinen einsamen Insel im Ägäischen Meer, nicht viel größer, als daß man eben ein Haus darauf aufzuführen konnte, das gleichzeitig als Festung und Gefängnis dient, wohnt der unglücklichste Mann dieser Welt. Sein Name ist Sotiropoulos, Griechenlands Scharfrichter. Er weiß, daß es Hunderte von Menschen gibt, die ihm nach dem Leben trachten, und daß er außerhalb seiner Klippenfestung verloren sein würde.

Diese Tatsache hängt mit dem mehrere Tausende von Jahren alten Glauben zusammen, wonach die Seele eines Ermordeten mit Schmach im Jenseits belastet ist, wenn sie nicht von der Seele des Mörders begleitet wird, die in diesem Falle der Seele seines Opfers untertan ist. Deshalb ist die Blutrache für die Hinterbliebenen eine religiöse Pflicht, und wird sie versäumt, so setzen sich die Betreffenden den fürchterlichsten Strafen im Jenseits aus. Will ein Mann, daß seine Aider gedeihen, seine Arbeit Lohn bringt, seine Söhne stark werden, so darf er den Mord an einem Blutsverwandten nicht ungefühnt lassen.

Hierbei gibt es keinen Unterschied zwischen Mord und dem Vollzug einer gesetzlich zuerkannten Todesstrafe, deshalb haben die Angehörigen eines Hingerichteten die Pflicht, den Scharfrichter wie jeden anderen Mörder zu verfolgen. Das weiß Sotiropoulos, er weiß, daß sein Leben jeden Augenblick auf dem Spiele steht, und daß die Blutsverwandten jedes einzelnen der vielen von ihm Hingerichteten alles aufbieten werden, um gerade ihren Angehörigen zu rächen, damit dessen Seele Ruhe findet und sein Stamm gedeiht.

Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß sich in Griechenland kein freier Mann zu diesem Beruf meldet, und daß die Behörden sehr zufrieden sind, wenn einer der zum Tode Verurteilten dies traurige Amt dem Geköpftwerden vorzieht.

Sämtliche Todesstrafen werden in der Festung Palamidi bei Nauplia vollzogen, und in der Bucht von Nauplia liegt auch die Inselfestung des Scharfrichters, wo er, von einem Militärkommando bewacht, sein trauriges Dasein führt. Jedemal, wenn er sein Felsenest verläßt, um in der Festung von Palamidi seine Pflicht zu erfüllen, wagt er das Leben, obgleich der Zeitpunkt der Hinrichtungen streng geheimgehalten und der Scharfrichter nur zur Nachtzeit und unter starker militärischer Bewachung über die Bucht gebracht wird. Schon häufiger hat man in der Bucht von Nauplia die Leichen von Männern gefunden, die es versucht hatten, bei solchen Gelegenheiten den Scharfrichter zu töten, hierbei aber ertranken oder erschossen wurden.

B. M.

Das „Troghaus“. — Vielleicht das kleinste Wohnhaus der Welt war das sogenannte „Troghaus“ in New York an der Ecke der Lexington Avenue und der Zweiundachtzigsten Straße. Der Streifen Landes, auf dem dies Haus errichtet war, weist nur eine Breite von zwei Meter auf. Eigentümerin war die Gattin eines merkwürdigen Sonderlings, des vielfachen Millionärs Joseph Richardson. Als der Straßentempel dort gebaut werden sollte, bot der Besitzer des Nebengrundstücks dem reichen Manne für den Zipfel Land die immerhin stattliche Summe von viertausend Mark. Richardson aber war ein unerfättlicher Geizhals und verlangte zwanzigtausend Mark. Als ihm das abgeschlagen wurde, setzte er sich's in den Kopf, den Leuten zu zeigen, daß sein Grundstück nicht so wertlos sei, wie ihm entgegengehalten worden war, sondern daß sich darauf sogar ein Haus errichten lasse, in dem er selber wohnen könne.

Das Haus wurde zum Gaudium der Leute, die es „Troghaus“ nannten, tatsächlich gebaut, und um zu beweisen, wie reichlich ihm der Grund und Boden dazu bemessen sei, verwendete der Sonderling nicht einmal die ganzen zwei Meter, sondern ließ noch eine Lücke zwischen seinem und dem Nebenhause leer. Das größte Zimmer dieses Zwerggebäudes war anderthalb Meter breit und drei Meter lang. Hier lebte der glückliche Besitzer bis zu seinem Tode. Ein schmales Sofa diente ihm als Schlafstätte und schließlich als Krankenlager

und Sterbebett. Sein Geiz war dermaßen groß, daß er mit eigenen Händen Holz, Kohlen und Wasser herbeitrug und es fertig brachte, bei den New Yorker Preisen für Lebensmittel doch jährlich nicht mehr als zweitausend Mark zu verbrauchen, während sein Vermögen über hundert Millionen Mark betrug!

E. D.

Vielweiberei in Deutschland. — Wohl nur wenigen dürfte es bekannt sein, daß es auch einmal bei uns in Deutschland ein Gesetz gegeben hat, das die Vielweiberei gestattete. Kurz nach dem Westfälischen Frieden, als das Land durch den Krieg stark entvölkert war, wurde auf dem Fränkischen Kreistag in Nürnberg am 14. Dezember 1650 ein Beschluß gefaßt, der wörtlich lautete: „Es soll hinfüro jeder Mannsperson zwey Weyber zu heyratten erlaubt seyn. Dabey doch alle und Jede Mannsperson ernstlich erinnert, auch auf den Ranzeln öffters ermanth werden sollen, sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebührender Vorsorg bestleißt, damit Er als ein Ehrlicher Mann, der zwey Weyber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig verforge, sondern auch unter Ihnen allen Unwillen verhütte!“

Wie lange dieser Beschluß gesetzliche Kraft hatte, ist leider nicht zu ermitteln. Er scheint schon bald wieder aufgehoben worden zu sein.

W. G. Sch.

Der Trompeter der Hummeln. — Es ist erwiesen, daß jede Tierart unter sich die Fähigkeit eines gewissen Sprach- oder Mitteilungsvermögens besitzt. Sicherlich dürfte es aber wenigen bekannt sein, daß jedes Hummelneß einen Trompeter hat, der das Morgensignal zum Aufstehen gibt. Dieses Weden erfolgt jeden Morgen zur bestimmten Zeit, zwischen drei bis vier Uhr in der Frühe, und ist von verschiedenen Seiten beobachtet worden. Professor Hoffer in Graz gibt hierüber eine anschauliche Schilderung. Er beobachtete im Juli, früh gegen halb vier Uhr, wie ein Hummelweibchen aus dem Neste kletterte, sich bis auf dessen höchste Spitze begab, sich niedersezte, den Kopf nach unten richtete und mit den Flügeln heftig zu schlagen begann. Bei diesen Bewegungen ließ die Hummel einen scharfen, trompetenartigen Ton aus ihren Luftlöchern hören,

der wie ein Weckruf auf die im Nest befindlichen Hummeln wirkte, die ihre Köpfe zum Nest herausstreckten. Dieses trompetenartige Rufen wiederholte sich mehrere Male bis gegen vier Uhr morgens.

U. M.

Diebesverstecke. — Wenn ein Detektiv in irgend einer Wohnung eine Haussuchung vornimmt, so geht er selbstverständlich gründlich und systematisch zu Werke und benützt so viel als möglich alle Erfahrungen, die von ihm oder anderen in solchen Fällen gemacht worden sind. Die meisten Diebesverstecke sind nämlich für den Eingeweihten verhältnismäßig leicht aufzufinden, weil in der Regel immer wieder dieselben benützt werden.

Falschmünzer zum Beispiel haben eine ausgesprochene Vorliebe für Hohlräume unterhalb der Fliesen neben Kochherden oder im Innern der Schornsteine, jedenfalls weil ihre Hauptarbeit auf und bei der Feuerstätte sich abspielt und sie hier am schnellsten ihre Werkzeuge sowohl wie die hergestellten Münzen aus dem Wege räumen können. Einbrecher dagegen bevorzugen den Raum unter den Dielen zur Unterbringung ihres Raubes, soweit er sich verstecken läßt, obgleich sie wissen könnten, daß man bei jeder Haussuchung in erster Linie auf die Spuren gewaltsam aufgehobener und neuerdings wieder eingefügter Dielen achtet.

Außerdem sind die häufigst vorkommenden Verstecke, die stets zuerst untersucht werden: Blumentöpfe, die Höhlungen von metallenen Lampenfüßen, die Zwischenräume zwischen Bildern und ihren Rückbkleidungen, Gipsfiguren, hohle Metallstangen zum Aufhängen von Gardinen und Vorhängen und scheinbar austrangierte leere Bierkrüge oder Glasflaschen, letztere namentlich, wenn sie von grünem oder braunem Glase sind. In einer solchen, die noch einen Rest sauer gewordenen Bieres enthielt, entdeckte ein gewiegter Detektiv dreiundvierzig lose Diamanten, die aus gestohlenen Schmucksachen herausgenommen waren.

Daß Diebe sich nicht allzu häufig besonders konstruierte Verstecke einrichten, hängt schon damit zusammen, daß sie aus naheliegenden Gründen sehr oft die Wohnung zu wechseln

pflegen. So umgeben sie sich denn fast ausschließlich mit ganz unauffälligen Haushaltungsgegenständen, wie jeder sie braucht, und vertrauen ihnen auch die Diebesbeute an in der Hoffnung, daß ein etwaiger Rechercheur sie als ganz harmlos übersehen wird. Durch Erfahrung gewizigt, durchsucht man jetzt aber gerade die Dinge zuerst, die so umherstehen oder -liegen, als hätten die Bewohner sie keiner Beachtung für wert gehalten, wie zum Beispiel scheinbar nachlässig unters Bett geschleuberte alte Hauschuhe, die man schon oft genug mit Juwelen und Banknoten ausgestopft vorfand, ein unscheinbares Uhrgehäuse, einen gänzlich unverdächtigen Globus, der doch in seinem hohlen Innern ein Vermögen an Geldscheinen oder Edelgestein beherbergen kann, Rückenkissen, Musikinstrumente, Polsterfußkissen — vor allem aber Kinderwagen jeglichen Systems, die in erster Linie dazu dienen, das Erträgnis irgend einer Räuberei von einem Orte nach dem anderen zu schaffen, ohne daß es Verdacht erregt.

Wiewohl aber Kriminalbeamte immer und immer wieder bei Hausfuchungen das gestohlene Gut an den nämlichen altvertrauten Stellen finden, sind sie doch stets auf dem Lugaus, nach unvorhergesehenen Überraschungen. Einer von ihnen zum Beispiel, der einen verdächtigen Wandschrank untersuchen wollte, mußte, um an ihn heran zu können, einen ausgestopften Hund wegnehmen, der im Glaskasten auf einem Tischchen gerade vor dem Schranke stand. Es fiel ihm auf, daß der so sorgsam konservierte alte Hausfreund sich unverhältnismäßig schwer erwies, und er besah ihn sich etwas näher. Dabei fiel ihm sogleich weiter auf, daß der Glaserlitt, mit dem das Glasgehäuse zusammengeklebt war, an einer Schmalwand noch nicht erhärtet war. Als das Glas entfernt worden war, wurde der Hund genau untersucht. Er war von einer langhaarigen Art und sah ganz und gar nicht aus, als habe er sich zu einem Diebesversted hergegeben. Trotzdem verbarg er unter seinem Pelze ein Türchen, das fürs Auge kaum aufzufinden war, das aber ausgereicht hatte, in das hohle Innere des Tieres Gesckmeide aller Art einzuführen, so daß es geradezu ein Vermögen enthielt.

Auf ähnliche Weise fand ein anderer Detektiv auf einem auffallend hoch angebrachten Küchenbrett ein aus Korlen zusammengesetztes Modell zu einer Kirche. Es erregte seine Neugier, und er betrachtete es sich näher. Es erwies sich als ein Schlupfloch für die gesamten Diebeswerkzeuge des verdächtigen Mannes.

Außerst erfinderisch zeigen sich Frauen darin, für das von ihren Männern heimgebrachte Diebesgut die unauffindbarsten Verstecke zu ersinnen. So hatte sich ein Beamter viele Stunden vergeblich bemüht, den Ertrag eines großen Juwelendiebstahls bei dem mutmaßlichen Hauptschuldigen ans Licht zu befördern. Er mußte seine Arbeit als resultatlos aufgeben und wollte sich nur noch die Hände waschen, ehe er fortging. Da kam es ihm vor, als glitzere etwas Goldenes in der Seife, die er auf dem Waschtische vorfand. Er schabte daran umher, und siehe da — eingebettet in die Seife fanden sich zwanzig goldene Ringe! Der Rest wurde wohlverwahrt in dem übrigen Seifenvorrat entdeckt. Die Hausfrau war es gewesen, die diese unvergleichliche Seife erdacht und eigenhändig geformt hatte.

Eine andere hatte den ganzen Raub ihres Gatten, der bei einem Uhrmacher erbeutet worden war, in einen mächtigen Kochtopf geschüttet und diesen auf die Kochmaschine gesetzt. Als nun die Kriminalbeamten kamen, auf deren Erscheinen sie gefaßt sein mußte, da ließ sie sie zwar, wie es nicht anders ging, ein, sagte ihnen aber, sie möchten nur allein ihres Amtes walten, sie habe in der Küche notwendig zu tun. Und als einer der Herren einen forschenden Blick in die Küche warf, sah er die Frau neben dem Herd stehen und emsig Mohrrüben schaben, in Stückchen zerteilen und in einen umfangreichen Kochtopf werfen. Nachdem die Männer das ganze Haus um und um getehrt hatten, ohne das mindeste Belastende zu finden, kamen sie ratlos auf den Korridor zurück, wo sie durch die offene Türe in die Küche schauen konnten und die Frau noch immer neben dem Herd stehen sahen, wo sie nunmehr Kartoffeln schälte, jede einzelne gleich wusch und gleichfalls in den Topf warf.

„Für wie viele Leute kocht denn die Frau, daß sie einen so

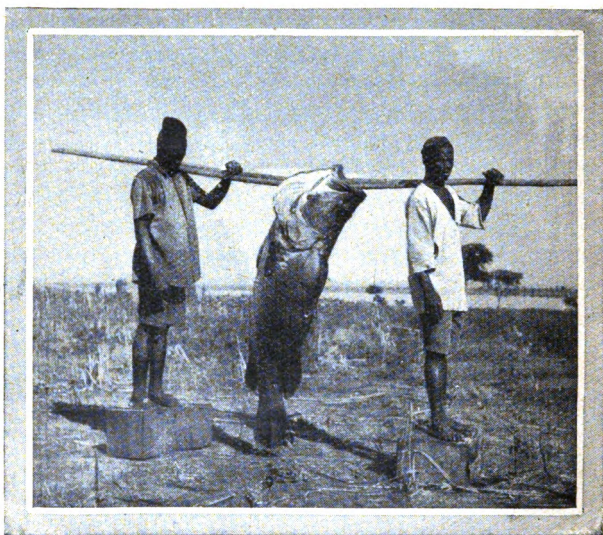
großen Topf braucht?“ überlegte der eine der Beamten. Ohne langes Zögern ging er hinein und sah sich den Inhalt des Topfes an. Er war bis fast an den Rand mit Gemüse gefüllt. Der acht-same Mann aber untersuchte das Gemüse genauer, und da fand er die Uhren und wußte nun, weswegen die Frau sich von ihrem Kochtopf nicht hatte trennen können.

Ähnlich verfuhr eine dritte Frau. Sie rührte einen Brot-teig an und verbarg in ihm ein ledernes, wohleingewickeltes Taschenbuch mit Banknoten im Werte von dreihundertdreißig-tausend Mark, die ihr Mann erbeutet hatte. Als die Detektive bei dem als Spezialisten bekannten Manne Nachforschungen anstellten, fanden sie nichts im ganzen Hause, was ihn hätte überführen können. Die Backmulde voll Teig, der zum Auf-gehen neben das Herdfeuer gestellt worden war, erregte schließ-lich das Interesse der gewiegten Leute. Einer versuchte, den Teig mit einem Messer zu durchschneiden. Als er dabei auf ein Hindernis stieß, spürte er ihm eifrig nach, und das führte zur Entdeckung der Beute. C. D.

Die vertriebenen Spiritisten. — Im Jahre 1890 suchten die Spiritisten sich auch in einer Stadt des westlichen Nord-amerika eine Anzahl von Anhängern zu werben, indem mehrere talentvolle Medien in öffentlichen und Privatziirkeln höchst ver-blüffende Kunststücke — angeblich mit Hilfe der Geisterwelt — ausführten. Doch diesen Feldzug wußte ein Arzt, ein sehr energischer Gegner der Spiritisten, schnell zu beenden. Eines Tages erschien in sämtlichen Zeitungen ein Inserat, in dem der Arzt anzeigte, daß er in Gegenwart eines Notars auf der Unionbank eine Tausenddollarnote mit der Bestimmung nieder-gelegt habe, die Note solle dem Medium ausgehändigt werden, das imstande sei, die Nummer des Scheines anzugeben. Alles wartete nun mit größter Spannung auf den Erfolg dieser Stichprobe. Von allen Seiten wurden die Spiritisten auf-gefordert, nunmehr ihre Verbindung mit übernatürlichen Kräften endgültig nachzuweisen. Doch Tag auf Tag verging, ohne daß sich jemand bei der Unionbank meldete, um die Banknote für sich zu beanspruchen. Die Zeitungen brachten spöttische Artikel, und schon nach einer Woche zeigte sich das

Resultat der Maßregel: die Spiritisten verschwanden — aber ohne die Tausenddollarnote mitzunehmen. W. R.

Neuentdeckte Tiere. — Aus der Welt der Insekten und der niederen Pflanzen bringen die Forschungsreisenden fast beständig von ihren Expeditionen noch unbekannte Arten mit. Viel seltener sind dagegen die Entdeckungen im Reich der



Ein Riesenblei aus dem Albertsee.

höheren Tiere. Gleichwohl ist auch hier die Forschung noch nicht völlig abgeschlossen. So wird neuerdings in den Veröffentlichungen des Smithsonian-Instituts in Washington von der Auffindung bisher unbekannter höherer Tiere berichtet.

Die Mehrzahl dieser Neuentdeckungen bezieht sich auf Britisch-Ostafrika. Man fand hier mehrere neue Arten von Nagetieren. Das eine der Tiere gehört zur Gattung der gewöhnlichen Maus und ist dadurch ausgezeichnet, daß die Länge des Schwanzes die des ganzen übrigen Körpers übertrifft. Nicht viel größer dagegen als die Hausmaus ist eine

ebenfalls in Britisch-Ostafrika neuerdings aufgefundenene Maulwurfmaus. Ferner wurde ein neues Raubtier festgestellt, das zur Gattung der Löffelhunde gehört. Das Tier, das rötlichgelb gefärbt ist, gleicht im allgemeinen dem Fuchs. Doch trägt es ungeheuer vergrößerte, löffelförmige Ohrmuscheln und wird über ein halbes Meter lang. Unter den Fischen glückte es dem früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodore Roosevelt, auf seiner Jagdexpedition im Albertsee in Zentralafrika einen neuen Riesenfisch aufzufinden. Er gehört zur Gattung der Bleie. Das Tier erreicht fast die Länge eines erwachsenen Menschen und das Gewicht von beinahe einem Zentner. Endlich ist noch auf den Philippinen ein neuer Riesenfrosch entdeckt worden, der eine Länge von mehr als 11 Zentimeter hat. Auf Java und den Malaiischen Inseln gibt es eine verwandte Art, die ausgewachsen diesen Froschriesen noch um einige Zentimeter Länge übertrifft. Th. S.

Ein höflicher Gläubiger. — Es gibt wohl kaum einen höflicheren Gläubiger als den Hindu. Eine Probe mag folgender Brief eines Schuhmachers in Benares geben, der einen Engländer um Bezahlung einer Rechnung im Betrage von vierundzwanzig Rupien ersucht: „Dem sehr ehrenwerten und sehr ehrwürdigen Sahib M. Ich, der Verfertiger von Schuhen und Stiefeln, der ich wie der Staub unter den Füßen des sehr ehrenwerten Sahib bin, der mir gegenüber dasteht wie Sonne, Mond und Sterne gegenüber der auf dem niedrigen Boden kriechenden Ameise, der ich ein verächtliches Ding bin, ein Sklave des Sahib, begehre demütig und ängstlich die Bezahlung einer kleinen Schuld von vierundzwanzig Rupien zu einer Zeit, da es dem ehrenwerten Sahib gefallen möge, sich in seiner Hoheit herabzulassen, die Auszahlung einer so geringen Kleinigkeit, wie die genannte Summe ist, in Erwägung zu ziehen; und ich ersehe, begehre und erbitte demütig seine Verzeihung, daß ich ihn mit dieser Bitte quäle, denn ich weiß nur zu gut, daß er mich mit Pracht, Ehre und Ruhm überschüttet, dadurch, daß er mir erlaubt, seinen Fuß mit den Gaben meines Handwerks zu schmücken. Glend, wie ich bin, unterzeichne ich mich des ehrenwerten und verehrungswürdigen Sahib niederster Sklave.“

Hoffentlich hat der ehrenwerte und ehrwürdige Sahib sofort nach Empfang dieses rührenden Ergusses das Geld gesandt, sonst ist zu fürchten, daß sein „niederster Sklave“ sogleich die Klage bei dem Zivilgerichtshofe eingereicht hat. Das würde er nämlich trotz der in der Epistel an den Tag gelegten Demut und Höflichkeit unweigerlich tun. O. v. B.

Die schwedische Nachtigall. — Im Jahre 1887 fand im Hause der Baronin Burdett-Coutts in London ein Gartenfest statt.

In einer Laube saßen mehrere Herren, und einer derselben erzählte, daß Christine Nilsson wieder in Paris eingetroffen sei, und daß man daraus die Hoffnung schöpfte, sie gedenke zum Theater zurückzukehren.

„Das wäre ja herrlich!“ rief ein anderer. „Schon längst wünschte ich mir, die schwedische Nachtigall zu hören.“

Bei diesen Worten blieb eine alte Dame, die am Arme einer anderen im Garten promenierte, stehen und sagte: „Ich habe zufällig Ihr Gespräch gehört und muß Sie eines Besseren belehren. Christine Nilsson ist ohne Frage eine große Sängerin, aber die schwedische Nachtigall ist sie nicht. Das bin ich allein. Ich heiße Jenny Lind!“ M. N.

Schlagfertiger Ausschnitt. — Ein Nachfolger Münchhausens erzählte in einer Gesellschaft, daß er alle fünf Erdteile gesehen habe. Unter allen Merkwürdigkeiten sei ihm in Sibirien ein unermesslicher Kohlkopf, der so groß war, daß jedes seiner Blätter einer Truppe von fünfzig Mann als Regenschirm oder Zelt dienen konnte, am meisten aufgefallen.

„Und ich,“ erwiderte sogleich der in der Gesellschaft anwesende Abgeordnete Laster, „bin auch viel gereist und habe in Japan dreihundert Kesselschmiede um einen ungeheuren Kessel herum beschäftigt gesehen, während ihn hundert andere innen reinigten.“

„Was Sie sagen!“ rief der andere. „Zu was konnte wohl dieser ungeheure Kessel bestimmt sein?“

„Selbstverständlich nur dazu, um Ihren Kohl darin zu kochen!“ E. Fr.

Warnung.

Verfolgt wird jede Nachahmung der echten
Steckenpferd - Lilienmilch - Seife
von Bergmann & Co., Radebeul. Es ist die beste Seife zur
Erlangung eines jarten, reinen Gesichtes, rosigen, jugend-
frischen Aussehens, einer weissen, sammetweichen Haut und
blendenschönen Teints. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Barbarossa, Konstanz. Gut bürgerl. Hotel. 80 Betten von
2-3 M. Elektr. Licht, Zentralheizg.
Mittelf. Wein- u. Bierrestaurant. Mäßige Preise. Man verlange Prospekte.

Zur Förderung der Gesundheit!

Pil. aperientes Kleewein



sind das beste, sicher und schmerzlos wirkende
Abführmittel. 2 Pillen abends mit etwas Wasser ge-
nommen, führen nach vollkommen ruhig durch-
schlafener Nacht morgens einen reichlichen, vollkommen
schmerzlosen Stuhlgang herbei. Preis per Schachtel
mit 50 Stück 2 K = 1 Mk. 70 Pf., stärkere in Flacons
à 50 Stück 2 K 40 = 2 Mark.

Adler-Apotheke S. E. Kleewein, Krems b. Wien B.

..... Zu beziehen durch alle Apotheken.

Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen. Von Oswald Bauer.

196 Seiten 8°. Broschiert 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Das Buch ist für den deutschen Kaufmannsstand geradezu eine befreiende
Tat zu nennen, indem es diesen viel verkannnten und unterschätzten Stand
in das rechte Licht rückt. Es wird hier einmal gesagt, was der Kaufmann —
wohlverstanden der rechte, der ehrbare Kaufmann — in kultureller und wirt-
schaftlicher Beziehung leistet und bedeutet. Seit Gustav Freytags „Soll und
Haben“ ist nichts geschrieben worden, was das Wesen und Sein des deutschen
Kaufmanns so wahr darstellt und so fein abgestimmt beleuchtet, wie Bauers
„Der ehrbare Kaufmann und sein Ansehen“. Kein Kaufmann, der etwas
auf sich und die Achtung seines Standes hält, darf dieses Buch ungelesen lassen.
(Beiblatt zum Kladderadatsch.)

— Zu haben in allen Buchhandlungen. —

Herman Schmid's Gesammelte Schriften.

Romane und Novellen.

Vollständig in 50 Bänden zum Preise von 75 Pf. für den
broschirten Band.

In 22 Leinwandbände gebunden Preis 50 Mark.

Inhalt:

- Tannengrün.** Novellen und Erzählungen. Inhalt: Die Huberbäuerin. — Unverhofft. — Der Schütz von der Vertisau.
- Am Ramin.** Novellen und Erzählungen. Inhalt: Der Jägerwirt von München. — Das Totengesicht.
- Erzstufen.** Novellen und Erzählungen. Inhalt: Mohrenfranzel. — Die Goldsucher.
- Das Schwalberl.** Ein Bauernroman aus dem oberbayrischen Gebirg. 2 Bde.
- Mein Eden.** Eine Münchener Geschichte aus den Zeiten Karl Theodors. 2 Bände.
- Alte und neue Geschichten aus Bayern.** 8 Bände. Inhalt: 1. Band: Der Greis. — Eigener Herd. — Ein treuer Mann. 2. Band: Der Dommeister von Regensburg. — Das Bombardement von Schärding. 3. Band: Der Kranz am Marterl. — Der Dorfsaplan. 4. Band: Sankt Barthelmä. — Die Geschiebenen. 5. Band: Die Brautschau. — Die Unsterblichen. 6. Band: Das Wichtel. — Blut um Blut. — Der Vampyr. 7. Band: Der Holzgraf. — Die Benediger. 8. Band: Die Geschichte vom Spötterl. — Im Himmelmoos.
- Der bayrische Hiesel.** Volkserzählung aus Bayern.
- Der Kanzler von Tirol.** Geschichtlicher Roman. 4 Bände.
- Der Habermeister.** Ein Volksbild aus den bayrischen Bergen.
- Sünden und Norden.** Eine bayrische Dorfgeschichte von 1866.
- Almenrausch und Edelweiß.** Erzählung aus dem bayrischen Hochgebirge.
- Friedel und Oswald.** Roman aus der Tiroler Geschichte. 3 Bände.
- Im Morgenrot.** Eine Münchener Geschichte aus der Zeit Max Josephs III. 2 Bände.
- Die Gasselnben.** Geschichte aus den bayrischen Vorbergen.
- Das Münchener Kindel.** Erzählung aus der Zeit des Kurfürsten Ferdinand Maria.
- Der Bergwirt.** Geschichte aus den bayrischen Bergen.
- Die Zuwider-Wurzeln.** Geschichte aus den bayrischen Bergen.
- Der Loder.** Geschichte aus den bayrischen Bergen.
- Der Bauernrebell.** Roman aus der Tiroler Geschichte. 2 Bände.
- Milze und Krone.** Roman. 5 Bände.
- Hund und Kack'.** Eine Geschichte aus dem bayrischen Oberlande.
- Konfordia.** Eine deutsche Kaisergeschichte aus Bayern. 5 Bände.
- Aufg'sekt.** Eine bayrische Bauerngeschichte.
- Ledige Kinder.** Erzählung aus dem oberbayrischen Gebirg.
- Die Türken in München.** Roman. 2 Bände.

Herman Schmid's Schriften eignen sich in hervorragendem
Maße zur Anschaffung für die Familienbibliothek.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Paschens orthopädische Heilanstalt

Erfolge
Behandlung
Beinbrüche



DATE DUE			

Zander
u. andere

Union
Die g
Bor
Wie d
Ele
Nach
Ele

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

